

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

Vol. 9

1961

No. 7-12

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Die umzäunte Freiheit / <i>Hans Marchwitz</i>	3
✓ Literarisches Preußentum / <i>Klaus Hermsdorf</i>	19
Zwei in einem Kreis / <i>Ruth Greuner</i>	26
Gedichte / <i>Stefan Scherpner</i>	56
Ron Prentice verläßt Haybrook / <i>Walter Kaufmann</i>	59
Gedicht / <i>Werner Bräunig</i>	75
Der Stadtrat hißt die rote Fahne / <i>Klaus Beuchler</i>	76
✓ Dichter des Frühlings / <i>Günter Miebt</i>	83
Jim wird verhört / <i>Max Zimmering</i>	90
Horst greift ein / <i>Siegfried Spann</i>	102
Gedicht / <i>Hermann Otto-Lauterbach</i>	108
Der Tag der Mauer / <i>Theodor Balk</i>	109
Auch Heinz trägt eine rote Nelke / <i>Günter Brandenburger</i>	118

ERSTE VERSUCHE

Gedichte / <i>Brigitta Howitz</i>	123
---	-----

NEUE BÜCHER

Rosemarie Heise: Was kommt nach diesem Sommer? (Werner Bräunig, „In diesem Sommer“), S. 126; *Gerda Schultz*: Ein überraschender Erstling (Christa Wolf, „Moskauer Novelle“), S. 128; *Heinz Entner*: Der Anfang ist gemacht (Joachim G. Boeckh, Günter Albrecht, Kurt Böttcher, Klaus Gysi, Paul Günter Krohn, „Geschichte der deutschen Literatur von 1480 bis 1600“), S. 131; *Georg Krausz*: Handels nationale Sendung (Johanna Rudolph, „Händelrenaissance“), S. 134.

UMSCHAU

Heinz Auerbach: Dramatik aus dem Äther, S. 138; *Klaus Geißler*: Das fragmentarische Vermächtnis eines großen Demokraten, S. 143; *Joachim Krueger*: Verein der biedereren Mittelmäßigkeit, S. 145; *Karl Ludwig Opitz*: So leben wir, S. 148; *Rolf Seeliger*: Zurückgeschaltet, S. 149; Wir dürfen nicht schweigen, S. 151; Aus unserer Korrespondenzmappe, S. 153; Glossen, Informationen u. a.

DIE UMZÄUNTE FREIHEIT

Endlose Wochen hatten wir auf die erlösende Nachricht gewartet und waren schon nahe daran, unsere Hoffnung aufzugeben, als es plötzlich hieß, unser Schiff sei im Marseiller Hafen eingelaufen. Endlich! Ade, trauriges Frankreich! Trotz allem, was unsereiner an Hetze und Qual erlebt hatte, verblieb doch ein heimliches Wehgefühl bei diesem Abschied. Paris, Paris! Trotz ständiger Flucht vor der Polizei, trotz der Einsamkeit in den elenden Hotelkämmerchen, grenzenloser Armut und Enttäuschungen: Paris, nie zu vergessendes Paris! Ade, Freund Charles, ade, gute Antoinetta!

Unser Dampfer „Winnipeg“ war ein alter Siebentausendtonnenkasten irgendeiner französisch-kanadischen Schifffahrtsgesellschaft, den wir mit etwa sechshundert Ausreisenden bestiegen. Fast alle kamen aus Internierungslagern. Es waren, bis auf uns zwanzig politische Emigranten, aus Deutschland und den anderen bedrängten Ländern geflüchtete jüdische Familien, die dem Ungeheuer, das sie in der verlorenen Heimat zu Millionen hetzte und mordete, noch glücklich entkommen konnten. Ihre Freude kam dennoch, wie auch die unserer kleinen Schar, nicht besonders laut, denn es waren noch viele zurückgeblieben, um deren Schicksal man bangte.

Es war ein schöner Maitag, an dem unser Schiff, das uns nach dem unbekannten Glücksland Amerika hinübertragen sollte, den Marseiller Hafen verließ. Wir zwanzig hatten alle Visa für Mexiko. Unsere Reiseroute war vom USA-Konsulat über Martinique und New York vorgeschrieben; natürlich ein unsinniger Umweg, und man konnte nicht gleich erraten, was hinter dieser offenbaren Willkür wiederum steckte.

Unterwegs zum Schiff wurde ich von eiligen Gepäckträgern angehalten: „Bagage! Bagage!“

Ich hatte nichts als mein altes Pappköfferchen bei mir, mit dem einen, abgenutzten Reservehemd und den morgens in aller Eile eingekauften Schreibheften und dem Tintenfäßchen.

„Bagage! Bagage!“ Ich zeigte ihnen meinen Reichtum, und sie schüttelten enttäuscht die Köpfe.

„Votre bagage!“ forderte der Beamte auf dem Schiff, der die Reisepapiere und das Gepäck der Auswanderer kontrollierte. Ich zeigte ihm mein Hemd und meine Schreibutensilien.

„Pas plus?“ sagte er ungläubig.

„Das ist alles“, sagte ich, „und die hundertzwei Pfund Elend und die grauen Haare, die ich auf meine neue Reise ins Glück mitnehmen durfte!“

Wir schwammen. Der Tag blieb licht und schön. „Wenn bloß die Mussolinis hier keine Minen zurückgelassen haben“, seufzte hier und da einer besorgt. Der Herzdruck wollte nicht weichen.

Zur Rechten zog die hellschimmernde Küste Spaniens an unseren Augen vorbei. Barcelona, Valencia, Almeria ... Winziges Spielzeug die Villen an den Hügelhängen und die Bauernhütten, die wie weiße Perlenschnüre in dem grünen Land lagen. Mancher von uns wußte mehr um die Wahrheit, die sich hinter diesem äußeren, friedlichen Betrug verbarg: Die rasenden Menschenjagen, Herrn General Francos Standgerichte, Hinrichtungen der verratenen entwaffneten „Trabajos“ und der armen „Campesinos“.

Mit Liebe und Trauer gedachten wir dieses heldenmütigen Spaniens. „Companeros, avanti! Los Fascistas no pasaran!“ Ade, trauerndes Spanien!

Die Bestie herrscht und wütet in unserem armen Deutschland, in dem verratenen Frankreich, wütet in halb Europa. Brüllt: Heil! und tötet. Wie lange noch, wie lange?

Ich hatte die Absicht, die Ruhe auf dem Schiff zu nutzen und einiges von den letzten Erlebnissen niederzuschreiben, wurde aber durch die Gespräche abgelenkt, die sich immerfort darum drehten, ob wir wirklich aus der noch überall drohenden Falle herauskämen; es war nicht ausgeschlossen, daß sich eines der Hitlerschen Kriegsschiffe nach hierher verlief und den alten Wackelkasten mit den gehetzten Menschen auf den Grund bohrte. In so einer verdammten Zeit sieht der Ruhigste überall Tod und Gespenster.

Wir ankerten, ich weiß nicht nach wie langer Zeit, im Hafen von Oran an der algerischen Küste. Wir sahen eilende, barfußige, schwere Lasten schleppende Menschen, braune Faltengesichter, gezeichnet von Not und Elend. Ein Hin und Her von Männern in bunter, abgefetzter Kleidung, die von den Passagieren Geld für Einkäufe entgegennahmen, und Zurückkehrende, die den Reisenden die eingekauften Sachen überreichten und den Rest des Geldes mit ernststen Mienen auf Heller und Pfennig hinzählten.

Kein Mensch hätte etwas tun können, wenn sie mit dem Geld, das sie von uns eingesammelt hatten, einfach auf Nimmerwiedersehen verschwunden wären; sie kamen aber jedesmal wieder im gleichen Trab zurück. Es war ihre Arbeit, eine ehrliche Arbeit, sie hatten mehr Würde und Stolz in sich als die Gendarmen mit den weißen Gesichtern, die sie mit wütenden Flüchen und Stößen von den Schiffen wegzutreiben versuchten.

Trauriges Algerien, schönes Algerien, wann wirst du deine Geißel, all diese fremde, dein Leben aussaugende Plage los?

Ich muß schreiben, schreiben! Überall findet man diese Gesichter, unsere gezeißelten, gemarterten Gesichter, Gesichter, die der Teufel Profit mißhandelt, in die endlose Armut gestoßen hat.

Kaum eine halbe Stunde nach unserer Ausfahrt aus dem Hafen überaschte uns ein heftiges Sturmwetter, mit allen Übeln und erschreckenden Begleiterscheinungen. Der Sturm hielt die ganze Nacht und auch den anderen langen Tag an. Manchmal schien es, die über den ächzenden Kasten herstürzenden Wasserberge würden bei dem nächsten Anprall kein ganzes Teil übriglassen. Mit knapper Mühe, denn die See hatte sich noch nicht völlig beruhigt, passierte das Schiff die Gibraltarenge, und wir schwammen an der Westküste Afrikas entlang, bis Dakar, wo wir abbogen und schließlich uns nur noch von Wasser umgeben sahen.

Die ganze Zeit, von Casablanca bis Dakar, waren dem Schiff beständig Rudel von Delphinen gefolgt, von denen uns jetzt noch einzelne nachzogen, ihre Tauchkunststücke vorführend und mit ihren merkwürdigen Hundelauten zur Küste zurückkehrend. Sicherlich wäre bei diesem Anblick das Herz des einstigen Knaben, der begierig die billigen Abenteuerhefte über diese fernen Goldländer las, vor Stolz erschauert, aber der alternde Mann mit dem weißgewordenen Haar hatte diese Märchenträume in den Erz- und Kohlenbergwerken derer von Donnersmarck und Krupp und Stinnes, in der Enge der grauen Mietskasernen und unter den Schreien des Elends längst begraben. Auch den ihm empfohlenen Herrgott mit seinen Himmeln und seinen Seligkeiten. Was erwartete sie alle jetzt in der fremden Amerika-welt? Warum über New York, warum nicht direkt nach Mexiko, fragten wir uns. Warum die Umständlichkeit. Morgan und Rockefeller werden uns sicherlich nicht zu sich einladen und uns bitten, ihre Kompagnons zu werden. Also warum nicht geradewegs nach Mexiko? Da steckte wieder irgendeine Teufelei dahinter; wir waren die Gezeichneten überall, die Roten, und in der Beurteilung solcher Gäste unterschieden sich die amerikanischen Herren nicht von Herrn Pétain und Franco und von der wütenden Bestie in Deutschland.

Wir schwammen nun schon an die vierzehn Tage auf hoher See, von der endlosen Wasserwüste umgeben, tags den Seufzern und nachts den Angstschreien der noch im Träumen geschreckten Menschen lauschend. Endloses, endloses Wasser. Kein Rauchwölkchen.

Die jüdischen Familien hielten sich meistens unten in ihren Quartieren auf; die Scheu, noch immer von den Verfolgern beobachtet und gejagt zu sein, schien sie nie mehr verlassen zu wollen. Einige, ihrem Äußeren nach Gelehrte oder Künstler, hatten sich mit ihren Tischchen und Stühlen oben an Deck eingerichtet, wo sie, in Gedanken abwesend, in das flimmernde Gewoge hinausstarten oder ihr endloses Auf und Ab fortsetzten.

Die kleine Gruppe unserer Genossen hockte wie gewöhnlich zusammen. Mehrere von ihnen hatten ihre Frauen bei sich, die sie unter vielen Erschwernissen aus einem französischen Internierungslager herausgeholt hatten. Es waren mutige, in jahrzehntelangen Kämpfen erfahrene Menschen, unter denen man sich wieder beinahe wie zu Hause fühlen konnte. Sie unterhielten sich – worüber konnten sich unsere Menschen in dieser Zeit unterhalten? – natürlich über den weiter vorrückenden Krieg. Hitler wütete in Polen. London lag zerbombt, fast in Trümmern. Auch das Wort „Amerika“ fiel des öfteren.

Dieses Amerika regte sich noch nicht.

„Was haben jetzt die Herren mit uns vor? Es kommt nicht von ungefähr, daß sie zumindest für unsere Schar diesen Umweg vorgeschrieben haben.“

Natürlich hat diese Gesellschaft ein Interesse, sich die Leute anzusehen, denen ein schon lange aufbegehrendes Mexiko Asyl anzubieten wage. Und es war uns ebenfalls bekannt, daß die USA eher einen Verbrecher, vielleicht ganz und gar einen Faschisten durchgehen ließen, denn einen europäischen Kommunisten. Unsere Mutmaßungen waren nicht unberechtigt, das sollten die nächsten Geschehnisse beweisen.

Wasser, Wasser! Die Sonne begann herabzusengen. Ich saß oben auf meinem Rettungsfloß und sah den fliegenden Fischen nach, die zuweilen in ganzen Schwärmen aus dem Wasser schnellten, silbern schimmernd eine ganze Strecke weit über den leicht bewegten Wellen dahinflogen und wie kleine geflügelte Pfeile wieder in der Flut versanken.

„Was machst du? Schreibst du?“ fragte mich zuweilen Richard E., wenn er gelegentlich vorbeikam. Sein gutmütiges, immer irgendwie eifriges Gesicht lächelte. „Schreib nur, du weißt, wenn einer eine solche Reise tut, dann kann er was erzählen.“

„Ich weiß nicht, es läßt sich alles so schwer schreiben. Man kommt ja nie aus den Aufregungen heraus.“

„Wir dürfen uns nicht den Aufregungen überlassen, es zerbricht einen rasch. Immer das Herz festhalten, Junge!“

Ein guter Kerl, verflucht. Man duselt auch wirklich. Man war gerettet, ja. Und die Zukunft? Man wußte nichts. Gar nichts wußte man, was einem noch bevorstand.

„Die amerikanischen Herren werden uns sicher nicht an ihre Festtafel laden!“

Unten beteten sie immerfort, in ganzen Gruppen; sie dankten Gott für die Rettung. Für die Rettung! Große Kinder. Doch man schlich auf den Zehenspitzen an den Betenden vorbei, an den immer beschäftigten Müttern, die so gute, liebende Mütter waren. Hoffentlich erlebten sie nicht neue Enttäuschungen in der schwerer kämpften „Freiheit“. Amerika, das Goldland

Amerika, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Auch unsrerer träumte einst von diesem Märchenland, wo der Goldstaub auf den Sträuchern herumhängen sollte. Kleiner Hanku, der Herrenstiefel zertrat all deine einfältigen Träume. „Beuge dich, schufte, schinde dich, Schlepper! Weißer, brauner, schwarzer Schlepper, beuge dich, gehorche, schinde dich!“ Aber die Schlepper rissen an den Ketten, sie schlugen mit Hämmern und Gewehren auf diesen verfluchten Gehorsam, überall. Darum Tod, Tod, Hinrichtungen, Exekutionssalven, darum Konzentrationslager und Marterhöllen, darum Vernichtung, Vernichtung. Das Untier herrscht noch, überall, in Europa, in Afrika, in Amerika. Die Mörder murmeln fromme Gebete vor ihren Göttern, mit demuterfüllten Mienen, vor ihren Göttern Geld, Profit, Geld! Geld!

Wasser, nichts als Wasser.

Es war schon, glaube ich, der vierzehnte Tag nach unserer Einschiffung. Wir hielten noch immer auf Martinique zu. „Vielleicht kann man dort absteigen und sich auf irgendeinem Wege nach Mexiko durchschlängeln.“

„Die werden sich schön bedanken. Unsere Tour ist vorgeschrieben. Morgan und Herr Rockefeller warten auf uns.“

Das Erschrecken war nicht zu beschreiben, als eines Morgens, noch in halber Dämmerung, in unserem Lagerumeinander aufgeregtes Geschrei und Gejammer erscholl: „Wir sind gekapert!“

„Gekapert!“

Neben mir in der Holzfalle lag ein kleiner, älthlicher Mann, ein Ingenieur, der sich mit mir immer gemütlich unterhielt. „Jetzt werden die Menschen ganz verrückt“, sagte er. „Wer will uns denn jetzt kapern, wir sind doch weit weg von dem europäischen Wahnsinn!“

Ich zog mich voller düsterer Ahnungen schnell an und stieß mich durch das Gedränge auf der schmalen Treppe, wo alles durcheinander zeterte und schrie: „Ein fremdes Kanonenboot! Sie sind schon an Bord!“

Wahrhaftig, als es mir nach vieler Mühe gelungen war, mich nach oben durchzuzwängen, sah ich dort mehrere reichlich abenteuerlich aufgemachte Matrosen mit vorgehaltenen Karabinern in einer dichten Menge stehen.

„Ein niederländisches Kriegsschiff hat uns angehalten“, flüsterte mir einer unserer Leute zu.

Ein niederländisches Kriegsschiff? Was hat denn dieses mit uns zu tun? Vielleicht von den Herren Nazis nachgeschickt?

Einige hundert Meter zur Seite schwamm in gleicher Höhe das Kanonenboot. Eine Reihe langer Geschütze starrte zu uns herüber.

Keiner vermochte dieses Rätsel mit dem niederländischen Kriegsschiff zu lösen, es begleitete uns unentwegt, und die fremden Matrosen bewachten uns weiterhin finster schweigend mit den vorgehaltenen Gewehren.

Endlich wand sich ein neues Gerücht durch: „Das Kanonenboot steht in britischen Diensten!“

Aber was wollten die Briten von uns? Unsere Pässe waren alle in Ordnung, und man hätte uns nach der notwendigen Kontrolle ruhig weiterfahren lassen können. Es waren aber bereits mehrere Stunden vergangen, und das fremde Kriegsschiff begleitete uns weiter.

Neben dem Kapitän der „Winnipeg“ standen einige der fremden Seeleute und bestimmten anscheinend den weiteren Kurs unserer Reise.

Schließlich, ich weiß nicht nach wieviel dieser bedrückenden Stunden, erblickten wir vor uns die Umriss eines Felslandes. Wie bereits gesagt, sollte unser Schiff die französisch beherrschte Insel Martinique anlaufen, und man glaubte, wir seien dort angelangt und die peinliche Bewachung durch das Kanonenboot würde nun zu Ende sein. Doch einige Kundige, die festgestellt hatten, daß die Fahrtrichtung der „Winnipeg“ geändert worden sei, erklärten, wir würden von dem Kriegsschiff offenbar woanders hingeleitet. Und nach dem ganzen bisherigen Verhalten und der Stummheit der fremden Matrosen war immer deutlicher anzunehmen, daß man uns als Feinde und Gefangene behandelte.

Das alles sollte sich erst später vollends aufklären, wobei diese Vermutungen in der Tat aufs Wort zutrafen.

Unser Schiff wurde in den Hafen gelotst, wo wir die Kaiufer von einer fast reglosen Menschenmenge besetzt vorfanden, zum großen Teil Negerbevölkerung und, nach der Kleidung zu urteilen, Arbeiter. Es herrschte ein tropisches Klima, und alles, die erstarrten, feindlichen Mienen der vielen Menschen, die uns noch immer wie Sträflinge bewachenden Matrosen, diese ganze merkwürdige Empfangskomödie, konnten den Ruhigsten wahrhaftig Schauern einflößen.

Was war los? Man hatte uns bereits mitgeteilt, daß wir uns im Hafen von Trinidad befänden. Wir waren also Gefangene der Engländer.

Deute hin, deutet her, keiner konnte sich den Grund erklären, was diese britischen Herren wieder mit uns anzustellen gedachten, denn unseren Papieren nach hätte man uns ungehindert die Weltreise fortsetzen lassen müssen, schon der immerfort geschreckten Frauen und Kinder halber.

Wir wurden unter den eisigen Blicken der Menge in ein Dutzend anscheinend uns schon erwartender Omnibusse verfrachtet und unter Bewachung durch eine Polizeitruppe ins Innere der Insel befördert.

„Nun, was sagst du jetzt zu diesem neuen Theater?“ fragte Richard E., als wir uns in einen der Omnibusungetüme unter Schwitzen und Ächzen hineinquetscht hatten.

Nach ein, zwei Stunden Fahrt auf den löchrigen Wegen, wobei man bei dem Geholper und Gerüttel mehrmals Gefahr lief, sich den Kopf einzu-

stoßen oder die Zähne einzuschlagen, hielten die Omnibusse vor einem mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgebenen Zeltlager.

Nach stundenlangen Vernehmungen und wiederholter Nachprüfung unserer Papiere schienen nun auch einige der Beamten die Köpfe zu schütteln. Schließlich wurde die wirre Geschichte durch eine durchgesickerte Mitteilung aufgeklärt: Von irgendeiner Stelle aus war den britischen Seefahrtsbehörden die Nachricht zugesandt worden, daß auf der „Winnipeg“ fünfhundert „Germans“, das heißt Naziagenten nach Martinique geschmuggelt werden sollten. Das war auch der Bevölkerung der Insel durch eilige Zeitungsberichte bekannt gemacht, ebenso auch die zwangsweise Herbeförderung der verdächtigen Menschenfracht. Darum der eisige Empfang hier im Hafen.

Am meisten waren unsere jüdischen Flüchtlinge enttäuscht, die sich schon beinahe aus der Gefahr und in der lange erhofften Freiheit geglaubt hatten. Es waren in der Mehrzahl kleine Geschäftsleute und Handwerker, die sich drüben in Amerika ein neues Leben aufzubauen gedachten. Nun trugen ihre allmählich schon froh gewordenen, ihre von der Angst erlösten Mienen wieder den alten gehetzten Ausdruck. Gefangene, Gefangenel

Eine brütende, lähmende Hitze lag auf dem Lande. Man glaubte immer, Feuer ein- und auszuatmen. Wir hatten große Leinwandzelte bezogen, wo wir uns gleich auf die schmalen, auf einem erhöhten Bretterboden liegenden Strohsäcke hinwarfen.

Die Nacht war sehr kurz und von einem überhellen, die Augen blendenden Sternengeflimmer. Ein grelles Konzert, anscheinend von tausenderlei großen Insekten und unsichtbaren Vögeln, erfüllte die geisterhafte Welt. Ich sah, daß die meisten unserer Zeltgäste wieder aufgestanden und hinausgegangen waren, und als ich, von der lastenden Wärme hochgetrieben, ebenfalls das Lager verließ und hinaustrat, sah ich sie draußen zwischen dem Kakteengesträuch wie einsame Gespenster umherwandern.

Ich stieß beim Vorwärtsschreiten mit dem Fuß gegen etwas an, das wie ein Stück Baumstumpf aussah. Ich erschrak, denn das Ding setzte sich plötzlich in Bewegung und hüpfte schwerfällig davon.

„Nun hol's wirklich der Teufel“, rief ich, „jetzt spukt es hier auch noch, tatsächlich!“

„Hast wohl noch keinen Ochsenfrosch gesehn?“ bemerkte einer hinter mir. Es war Richard E. „Hier erlebst du noch ganz andere Wunder!“ sagte er. Er hatte allem Eindruck nach schon eine ausgiebige Forschungsreise hinter sich und verstand es, einem alles haargenau und von allen Seiten zu erklären, so daß diese gespenstische Tropenwelt nach und nach wieder ihre Schrecken verlor.

„Dieses Tierzeug, dem wir hier begegnen“, meinte er, als ich einen Mo-

ment glaubte, das Heranschleichen einer Schlange oder irgendeines Raubtieres vernommen zu haben, „dieses Tierzeug ist wahrhaftig harmlos zu nennen im Vergleich zu jenem, dem wir nochmals glücklich entgangen sind. Aber wir wissen auch jetzt, nach der letzten Geschichte, noch nicht, wo wir mit dieser Fahrt landen werden“, fügte er mit Bedenken hinzu.

Auf Grund der vielen Proteste sah sich die Lagerkommandantur schließlich gezwungen, einer telegrafischen und brieflichen Verständigung unseres Hilfskomitees stattzugeben. Den heimlichen Veranstaltern dieses merkwürdigen Theaters schien der Bluff, den sie unter der Negerbevölkerung erzeugt hatten, zu genügen, denn die Telegramme wurden diesmal williger und eiliger befördert, so daß schon in den folgenden Tagen einem Teil der jüdischen Familien zumindest die Weiterfahrt freigegeben wurde.

Ich hatte mich allmählich an die lauten Gezwitscher- und Pfeifkonzerte gewöhnt, als ich eines Nachts durch das Ahnen einer Gefahr geweckt wurde. Neben mir zur Rechten schlief Dr. B., ein kleiner kahlköpfiger Mann. Ich blickte aus dem Liegen zu ihm hinüber; er saß aufrecht und starrte bleich und wie versteinert auf etwas zu seinen Füßen. Ich wandte meine Augen dorthin und bemerkte ein Tier, ähnlich einer Ratte, aber viel größer. Ich tastete in meiner Aufregung, aber ohne mich viel zu bewegen, um mich herum, griff einen meiner Schuhe und schleuderte ihn nach dem noch immer dahockenden und den Bettnachbar böse anblinzelnden Viech. Es stürzte fort und verschwand unter dem Bretterboden. Mein Doktor ließ sich mit einem tiefen Aufseufzen fallen.

Wer weiß, wie oft das grimmige Tier einen im Schlaf beschnuppert hatte.

Menschenfresser oder Indianer mit dem aus den Schmökern bekannten bunten Federkopfputz hatte ich nirgends erblicken können. Die Herren Kultur- und Zivilisationsaktionäre hatten der Jugend, auch törichten Arbeiterjungen, mit manchen dieser gruslig-phantastischen Geschichten aufgewartet, um recht viele Totschläger und Sklavenaufseher mobil zu halten, wenn es wieder einmal galt, ein friedliches Volk zu überfallen und ihm den blutigen Herrenstiefel in den Nacken zu setzen. Das hieß dann: Deutsche Kraft, deutsche Ehre, deutscher Ruhm.

Wie schon zu Anfang gesagt: Auch hier sahen wir Menschen, von der Not gezeichnet und mit den gleichen bitteren Sorgengesichtern, die wir von zu Hause so gut kannten; Plantagenarbeiter und Hafenkulis, Sklaven und Knechte der Kolonialherren, wie unsersgleichen im „herrlichen“ Deutschland.

Nach und nach hatten die Blicke und Mienen der Bevölkerung das Feindselige verloren, man hatte auf heimlichen Wegen Verbindungen zueinander gefunden und über den Betrug Aufklärung schaffen können. Langsam befreundete ich mich mit dieser fremden Welt, weil wir vor ihren Menschen

auch wieder Menschen geworden waren. Vielleicht befürchteten die britischen Behörden jetzt in uns eine Gefahr, und es hatte den Anschein, als könnte man uns nicht schnell genug wieder loswerden. Die Mehrzahl der Internierten hatten das Lager bereits verlassen und ihre Reise fortsetzen können, auch einige aus unserer kleinen Schar konnten die Weiterfahrt antreten.

Eines Tages wurden auch wir letzten zum Lagerbüro gerufen, wo man uns mitteilte, daß unser Amerikaschiff im Hafen auf uns warte. Diesmal grüßten und nickten die Hafenkulis, zwar noch heimlich, aber ersichtlich von einem Alp erlöst. Schrecken und Peitsche, damit glaubten auch die britischen Bedrücker ihre Herrschaft über diese einfachen, kindlichen Völker behaupten und fortsetzen zu können; aber die Welt und die Zeit stehen nicht still, und auch hier wird eines Tages der stürmende Gesang der aufbegehrenden Sklaven brausen: „Völker, hört die Signale, auf zum letzten Gefecht!“

Das amerikanische Schiff war wahrhaft feudal eingerichtet, mit Schlafkabinen und Speisesalons. Nur hatte man immer das Gefühl, gleich wo man stand oder saß, wenn man eine Mahlzeit zu sich nahm oder einen Kaffee trinken wollte, man sei nie unter sich, alle diese blanken Holztäfelungen, Fensterluken, ja die Lederstühle und weißgedeckten Tische und jeder Gegenstand hätten feindliche Augen und Ohren.

Wir schwammen wieder auf hoher See. Da und dort tauchten in der Ferne die Umrisse von irgendwelchen Inselgruppen auf und verschwanden wieder in der seidigen, hitzeerfüllten Leere.

Mehrmals schon hatte ich einen großen, dunklen Gegenstand in Nähe des Schiffes träge dahinschwimmen sehen, bis das baumstammähnliche Ding plötzlich mit einer heftigen Bewegung und aufgerissenem Maul hervor-schoß und hinter den aus der Küchenluke geschütteten Abfällen hinab-tauchte. Happ – happ – happ! und im Nu waren Brotreste, Gemüse und Apfelsinenschalen und zersplitterte Kisten in dem schnappenden Rachen verschwunden.

Haie, verdammt! Eine schlechte Vorbedeutung, sagte ich mir.

Es gibt schlimmere Raubtiere, glaubte ich Richard zu hören, das sind die Tresorbesitzer auf Manhattan! Richard war schon mit einem anderen Transport vorausgedampft, vielleicht rollten sie schon in einem Schnellzug nach dem schönen Mexiko, sagte ich mir, weil man dort über unsere herumgestoßenen Heimatlosen anscheinend menschlicher dachte.

Auf der Weiterreise sahen wir noch mehr der Ungetüme, und man stellte sich mit Gruseln vor, in einen solchen Rachen hineinzugeraten. Dieses Schaudern packte mich mehrere Male, und zwar bei dem wahnwitzigen Spiel

der kleinen, braunhäutigen Jungen, die, von einer Insel in ihren winzigen Booten heranrudern, den ins Meer geworfenen Münzen nachsprangen, mit offenen Augen tief hinuntertauchend, das Geld in den Wogen aufgriffen und nach Minuten Atemlosigkeit der Zuschauenden flink wie die Fische an der Oberfläche wieder auftauchten, zu neuen Todessprüngen bereit.

„Auch ein Broterwerb“, sagte unser Doktor neben mir. „Wenn die mal auf einen der Haie stoßen, dann ist es um sie geschehn . . .!“

Haie! Vielleicht saßen die armen Kinder längst im Rachen solcher Haie, denn die Insel gehörte nicht ihnen, für sie war der Schrecken kein Schrecken mehr, und die Hungerpeitsche war es, die sie in das Meer nach den Goldmünzen trieb. Der Rachen, der auch diese Sklaveninsel in seinen Raubzähnen hielt, reichte bis in die ganz verlorenen Erdenwinkel: Er hieß Geld.

Während wir eines Mittags wieder mit einigen unserer Freunde in dem vornehmen Speisesalon die Mahlzeit einnahmen, trat der Steward mit einem Grinsen an unseren Tisch und sagte: „Hitler ist in Rußland einmarschiert!“

Es fiel wahrhaftig schwer, vor dem noch immer grinsenden Kerl, der sicherlich mit den uns überwachenden Spionen unter einer Decke steckte, unsere Aufregung nicht zu verraten. Erst als wir wieder draußen waren, sagte unser Bruno F., ein „geretteter“ Vernet-Insasse: „Hitler in Rußland einmarschiert! Das ist sein Ende!“

„Aber die Opfer!“

„Leider die Opfer, aber er rennt sich jetzt tot!“

„Nun wird sich auch Amerika umstellen müssen“, hoffte einer.

Neben dem Schiff schwamm wieder einer der trägen dunklen Baumstämme; der Hai lauerte auf den nächsten Fraß.

Die Herren Immigrationsbeamten gingen mit merkbar zufriedenen Mienen umher, sie waren nie unfreundlich gewesen. Allem Eindruck nach hatten sie bei aller Lässigkeit und gemachter Uninteressiertheit den Auftrag, unsere Gespräche zu überwachen und unsere „kommunistische Herkunft“ zu erforschen. Sie hatten in ihren Bewegungen etwas von den kleinen Haien, die im Gefolge der großen daherruderten und die Reste des Fraßes gierig aufschnappten.

Hitler in die Sowjetunion einmarschiert! Es waren schwere Tage, die wir jetzt in zermürender Aufregung verbrachten.

Kurz vor New York kam einer der Beamten und befahl den Politischen, ihr Gepäck zu holen; dann führte er uns in eine größere Sonderkabine, die wir bis zu unserer Landung nicht mehr verlassen durften. Selbst wenn wir einen notwendigen Gang verrichten mußten, ging einer der Wächter mit und blieb solange an der Tür stehen, bis man wieder heraus kam. Also auch hier wieder Gefangene. Wir schwammen schon den sechsten oder siebenten Tag auf dem Wasser.

Endlich tauchte der New Yorker Hafen vor uns auf. Man erlaubte uns, aus den Luken zu schauen. Die Freiheitsstatue winkte von weitem mit ihrer Siegesfackel. Hinter ihr stiegen kalt und düster die Betontürme mit ihren unzähligen Stockwerken auf, jeder eine Festung des Teufels Geld, der selbst das starre Lächeln der steinernen Dame auf dem gewaltigen Sockel irgendwie verheuchelt und eisig erscheinen ließ.

Die anderen, vielleicht harmloseren Mitreisenden, die Gnade vor dieser Freiheit fanden, durften sofort das Schiff verlassen. Die unter Bewachung gehaltenen „Mexikaner“ sahen vom Deck aus den Umarmungen mit den verängstigten Verwandten zu, die die Scheidenden unter tausend Fragen und Tränen wieder und wieder an sich drückten. Ob die Gehetzten hier wirklich das gesuchte Glück und ihre Ruhe vor dem grausamen Feind fanden? Nach alldem Vorausgegangenen und den vielen Schrecken kaum. Auch wir, wieder Gefangene, hatten unsere erste und nicht gerade glückliche Erfahrung mit der amerikanischen Freiheit hinter uns.

Wir wurden mit unserem Gepäck zu einer Fähre gewiesen, die an unserem feudalen Schiff angelegt hatte, und ich konnte, als wir uns hinabgaben, mehrmals das gefürchtete Wort „Ellis Island“ vernehmen. Ellis-Island – die Insel für die Unerwünschten.

Die Fähre landete mit unserer Schar vor einem weitläufigen, düsteren Gebäude mit vergitterten Fenstern. Die Freiheitsstatue hatte uns den Rücken gekehrt und winkte mit ihrer Triumphfackel den neuen Hoffenden. Uns schien sie völlig aufgegeben zu haben. Die Herren von der Immigrationsbehörde hatten aus „zuverlässiger Quelle“ die Nachricht erhalten, daß sich in ihr Land der unbegrenzten Möglichkeiten der leibhaftige Gottseibeius einzuschleichen versucht habe. Und die Tresorbesitzer der Zementfestungen von Manhattan sind bekanntlich gottesfürchtige Leute.

Die Beamten führten uns in einen großen, düsteren Saal mit einer Reihe hoher, mit Blindglas versehener vergitterter Fenster, wo bereits viele Gruppen eingesperrter „Geretteter“ auf ihren Koffern und Bündeln herumsaßen. Am Eingang stand eine Art Katheder, dahinter dösten ein uniformierter Wächter und eine gleicherweise uniformierte Wächterin, letztere anscheinend für die „Bedienung“ der in dem Gefängnisraum befindlichen Frauen.

Ich fand kaum Zeit, den Genossen, die hier seit mehreren Tagen ihr Logis bezogen hatten, zuzuwinken, als mich schon wieder einer der Beamten beim Arm faßte und mich mitzukommen hieß. Er führte mich in einen Raum, der wie ein kleiner Gerichtssaal aussah. Hinter einem länglichen Tisch saßen auf hohen, steifen Stühlen ein paar Herren in Zivil. Einer, anscheinend der Dolmetscher, befahl mir, auf einen Wink des in der Mitte sitzenden Herrn, auf einem alleinstehenden Stuhl gegenüber der ehrenwerten Richterschaft Platz zu nehmen. Darauf begann einer der älteren Herren aus einer Akte

meinen ganzen Lebenslauf vorzulesen, den mir der Dolmetscher Satz für Satz übersetzte.

Ich staunte tatsächlich, was man alles über meine Person und meinen Lebensverlauf wußte. Einiges, zum Beispiel meine frühere Bergmannszeit und daß ich einige Bücher geschrieben hatte, stimmte, aber alles andere war offenbar mit Absicht zusammengelogen. Jedoch aus all den Fragen, die nun an mich gestellt wurden, war zu erkennen, daß man mich als ein gefährliches Subjekt zu betrachten schien.

Der Dolmetscher übersetzte: „Sie sind Chefredakteur einer kommunistischen Zeitung ‚Ruhrecho‘ gewesen. Die Herren fragen, ob das stimmt?“

Ich antwortete, es sei merkwürdig, daß ich das erst jetzt erfahre, ich selber wüßte bisher nichts davon.

„Leugnen Sie's nicht, wir wissen genau Bescheid!“ ließ mir der Herr aus der Mitte verdolmetschen.

Ich wollte wissen, wer mich denn zu diesem Chefredakteur gemacht habe.

„Sie haben jedenfalls für dieses ‚Ruhrecho‘, das eine kommunistische Zeitung war, geschrieben. Stimmt das?“ wurde ich gefragt. „In Ihren Papieren steht doch: Schriftsteller“, fügte der Herr mit einem boshaften Grinsen hinzu.

„Es gab, wenn Sie's schon wollen, verschiedene Echos in unserem Ruhrgebiet“, antwortete ich. „Da gab es Landecho, ein Waldecho und Flußecho, warum nicht auch ein Ruhrecho. Vielleicht hat irgendso ein Echo meine Geschichten abgedruckt?“

Der Dolmetscher übersetzte es den Herren Richtern, und diese brachen, nachdem sie einander angeschaut hatten, in ein schallendes Gelächter aus; der Vernehmende schlug sich dabei, offenbar sehr amüsiert, mit den Händen auf die Schenkel. „Very good! Very clever!“

Der Vorsitzende verzog wieder streng seine Miene. „Sagen Sie mal, Sie kennen doch Moskau? Wie wir hören, waren Sie schon mal da, als Schriftsteller.“

„Ich bin in Moskau gewesen, warum nicht? Ich bin jetzt auch hier in Amerika. Warum diese Fragen?“

Der Dolmetscher übersetzte, und die drei hinter dem Aktentisch stimmten abermals ihr schallendes Gelächter an. „Very good! Very clever!“

„Sagen Sie mal, Sie kennen doch Stalin“, ließ sich der Herr in der Mitte wieder vernehmen, nachdem er mit dem Taschentuch über seine Augen gewischt hatte.

„Ich kenne Stalin wohl dem Namen nach, so wie Ihren Herrn Präsidenten Roosevelt, den ich auch noch nicht gesehen habe.“

Die Herren schauten sich an.

„Sie haben aber für Stalin in Spanien gekämpft?“ fragte einer.

„Ich habe in Spanien wohl einen General Miaja und einige andere spanische Persönlichkeiten gesehen, aber keinen Stalin.“

Nachdem ihnen dieses übersetzt wurde, erfolgte wieder das belustigte Gelächter.

„Wieviel Geld haben Sie bei sich?“ wurde ich nach dieser Komödie gefragt.

Das mir von unserem Hilfskomitee zugeschickte Geld war bis auf wenige Francs für die Reise draufgegangen. „Warum?“ fragte ich, weil die Herren untereinander flüsternd verhandelten.

„Im Falle, daß wir Sie zurückschicken sollten!“ wurde mir durch den Dolmetscher, der den Herrschaften meine erstaunte Frage übersetzt hatte, geantwortet.

„Wohin zurück?“ fragte ich noch erstaunter.

„Nun, zurück!“ kam die Antwort.

„Aber, zum Kuckuck, ich bin doch kein Postpaket, das man so einfach hin und her schicken kann!“ protestierte ich. „Und ich denke, ich bin hier in einem freien Amerika?“

Nachdem sich die Herren diese meine Entrüstung hatten übersetzen lassen, folgte ein neues Gelächter, als hätten sie einen wirklich lustigen Witz vernommen. Dann wurden sie alle wieder nacheinander streng, und man ließ mir durch den Dolmetscher nochmals erklären, was mir schon zu Anfang gesagt worden war: „Die Immigrationsbehörde weiß über alles genau Bescheid!“

Es folgte noch eine Reihe solcher Fragen, die davon zeugten, daß die unbekannten Berichterstatter bestimmt zu jenen gehörten, die anscheinend seit Marseille sowohl die britischen wie auch die amerikanischen Behörden über die „gefährliche Ladung von Umstürzern“ auf unserer „Winnipeg“ verständigt hatten. Denn als ich nach fast eineinhalb Stunden dieses merkwürdigen Verhörs in den vergitterten Gefängnisraum zurückgeführt wurde, erfuhr ich endlich die volle Aufklärung über die mit uns bisher getriebenen Gemeinheiten.

Richard, der mit einer Zeitung in den Händen dasaß, empfing mich. „Staunste, was? Das haben wir schon alle, die wir hier sitzen, hinter uns.“ Er zeigte auf die Zeitung, es war ein lateinamerikanisches, aber in Deutsch gedrucktes Blatt.

„Schau, hier stehen wir alle mit einer ausgiebigen Biographie, natürlich alles, was nur denkbar ist, noch dazugeschwindelt, damit man sich hier unser ja warm genug annehmen soll.“

In der Tat, in der Zeitung stand auch meine Beförderung zum Chefredakteur des „Ruhrechos“, und aus allen diesen mit großer Raffinesse zusammengestellten Charakteristiken ging ganz klar hervor, daß man uns als „Be-

auftragte von Moskau“ abstempeln und unsere Weiterreise nach Mexiko verhindern wollte. Dahinter steckte ohne Zweifel eine der trotzkistischen Gruppen, die auch schon den französischen Behörden ähnliche Dienste geleistet hatten.

Es gelang trotzdem nicht ganz, unsere Festnahme auf Ellis Island zu verheimlichen. Das amerikanische Antifa-Komitee hatte uns Rechtsanwälte gestellt, die uns in den folgenden Tagen aufsuchten. Natürlich wußten auch sie schon über die Provokation in der Zeitung Bescheid. Dennoch vergingen mehrere Wochen, bis die Anwälte unsere Freilassung durchsetzen konnten.

Bis dahin verbrachten wir die langweiligen Tage unten in dem halbdunklen Gefängnis- und Saal, immer unter den Augen der beiden Wächter hinter dem Katheder an der großen Tür; dem Eindruck nach registrierten sie emsig alle Seufzer der anderen auf ihren Koffern hockenden Mitleidenden, die offenbar nicht wußten, warum man sie in diesem hoffnungsvollen Glückslande eingesperrt hielt. Vielleicht besaßen ihre Angehörigen nicht das unerläßliche Geld, sie loszukaufen.

Aus den uns zugestellten Zeitungen erfuhren wir einige Nachrichten über den Fortgang des Krieges. Die Sowjetarmeen zogen sich noch immer zurück. Unter den anderen Insassen des Saales wurden manchmal Stimmen laut: Die Russen hätten mit dieser Überrumpelung wohl gar nicht mehr gerechnet. Vielleicht fehlte es ihnen gar an Fähigkeit und ganz gewiß an modernen Waffen, um sich mit einem solchen gutausgerüsteten Gegner zu messen? Vielleicht habe man die wirkliche Stoßkraft der Hitlerarmeen unterschätzt, und nun sei das Unglück da! Die Russen seien nicht imstande, ihre Positionen zu halten, und ihr Untergang sei besiegelt!

Es war wahrhaftig eine schwere Prüfung. Unsere kleine Gruppe Genossen erschien mir oft wie eine von all dieser Verzweiflung und Verwirrtheit umbrandete Insel. Immer gefaßt, den eigenen Schmerz und ihre Trauer zurückhaltend, setzten sie den vielen widerspruchsvollen Meinungen und Untergangsprophezeiungen ihren ruhigen Widerstand, ihre bewundernswerte Geduld entgegen: „Der Rückzug war eine Notwendigkeit! Das Ende wird anders aussehen!“ Aber, und das sprachen wir nur mit schwerem Herzen unter uns selber aus: Der Verbrecher saß drinnen, noch ungeschlagen, das Sowjetland brannte, das Gemetzel und die Menschenjagden hatten begonnen, die SS wütete und mordete.

Man ging mit quälend pochendem Herzen abends in den unruhigen Schlafsaal, legte sich mit den lastenden Sorgen hin; man stand morgens mit den gleichen Sorgen auf und ging schweigend in den düsteren Gefängnis- und Saal hinunter.

Viele der armen Menschen saßen mit ihren Bündeln und Koffern wohl schon seit Monaten hier. Anscheinend hatten sie weder das erforderliche

Geld zu ihrem Unterhalt mitgebracht noch irgendwelche helfenden Verwandten in diesem Amerika, und dieses Amerika hatte der eigenen Obdachlosen und Ausgestoßenen genug, um alle Avenuen des großen New York mit ihren armseligen Liegestätten zu füllen. Auch diese Seite des „freien“ Amerika sollten wir noch später kennenlernen.

„Geld, meine Herrschaften! Haben Sie Geld mitgebracht? Wieviel Geld haben Sie?“

Viele Träume von der goldenen Freiheit, von einem Leben in Ruhe, starben hier zwischen den grauen, nüchternen Wänden auf der „Insel der Un-erwünschten“.

Bei allen Kümernissen und der Eintönigkeit der kalten Gefängniswelt gab es aber auch kleine, das Herz bewegende Freuden.

Eines Mittags tauchte unter den Besuchern ein mir irgendwie bekanntes Gesicht auf. Wahrhaftig, es war Michael G., den ich vom Charkower Schriftstellerkongreß her kannte. Er schüttelte mir herzlich die Hand. „Noch etwas Geduld, wir kriegen euch bald frei. Wir haben alles in Trab gesetzt, um euch herauszuholen.“

Er öffnete einen mitgebrachten Koffer und holte einen noch fast neuen Anzug heraus. Es war rührend. Der Anzug war meinen früheren Knickerbocker sehr ähnlich, mit dem ich unter meinen Hungerleidern damals soviel Aufsehen erregt hatte (ich hatte in einer meiner kleinen Erzählungen davon geschrieben). Darum wagte ich nicht, das Zeug sofort anzuziehen; ich befürchtete, daß ich auch hier wieder wie ein „Herrenreiter“ hervorstechen würde.

M. G. lachte, als ich ihm den Grund meiner Bedenken zu erklären versuchte. „Nun, hier in Amerika läufst du keine Gefahr, damit so sehr aufzufallen, hier wirst du noch ganz andere Gestalten antreffen.“

Er sprach gebrochen deutsch und sagte mir auch, daß sie für mich schon ein Quartier besorgt hätten, wo ich mich, wenn sie mich losgeeist hätten, von den Strapazen auf dem „frommen“ Ellis Island etwas erholen könne. Man würde mich nach meiner Freilassung abholen, versprach er, und zu dem Genossen – es war der bekannte Graphiker und Maler Gr., den ich ebenfalls von unserem Kongreß her kannte – hinbringen, der eine Strecke weit außerhalb New Yorks wohnte.

Trotz alledem, man fühlte wieder etwas wie ein Zuhause; unsere Familie war überall, auch in diesem kalt anmutenden, feindlichen Amerika.

Das Essen war gut wie auf dem feudalen Schiff, es gab Fleisch, sogar Butter und Milch. Dieses Amerika wollte damit wohl zeigen, daß es seine Gefängnisgäste vornehm zu behandeln verstehe. Wir hatten bisher tatsächlich nur solche vornehmen Seiten an ihm kennengelernt, aber auch das gute Essen und die blanken Teller und Tassen schienen die kalten, lauernden

Augen dieser neuen Herren Pfleger zu haben, und das von jemand neben mir gemurmelte Wort „Henkersmahlzeit!“ fand ich angesichts der uns schon reichlich bekannten Höflichkeiten wirklich am Platze.

Es waren fast vier Wochen vergangen, als eines Tages auch ich wieder zum Immigrationsbüro gerufen wurde, wo mich mein Anwalt erwartete. Ich sei entlassen, erklärte er mir. Einige aus unserer Gruppe waren schon ein paar Tage vorher abgezogen.

„Nun, wie gefällt Ihnen unsere amerikanische Freiheit?“ fragte mich der junge Anwalt, als wir auf der Fähre zu den Zementtürmen hinüberschwammen.

Es war uns schon durch unsere Freunde zugetragen worden, daß die USA-Regierung ein Gesetz erlassen habe, wonach kein Angehöriger deutscher Nationalität die Grenzen der Vereinigten Staaten mehr verlassen durfte.

Unsere Freiheit war auch jetzt nur eine begrenzte Freiheit: Unsereins durfte die Grenzen des Staates New York ohne besondere behördliche Erlaubnis nicht verlassen, nach all diesen Vorschriften und Anordnungen keinerlei Grenzen überhaupt. Also eine Freiheit, von allen erdenklichen Grenzen umzäunt, und der Freigelassene jederzeit in Gefahr, eine dieser unbekannten und nie erkannten Grenzen aus Unkenntnis und trotz besten Willens unvorsichtigerweise doch einmal zu überschreiten.

Ich stand nun selber inmitten der riesigen Betontürme. Das Innere bestand aus unzähligen Geschäfts- und Büroräumen. Der Dollar hatte hier tausend Beine und Beinchen, die immerfort hinein- und herausliefen, die einen, um ihre Konten mit mehreren Nullen höher buchen zu lassen, andere, die ihre Pleite ankündigen kamen: Das Feldlager des Geldes – Börsenschlachten, Spekulationen, Betrug, die Quelle des Irrsinns und ungezählter Morde und Selbstmorde.

Klaus Hermsdorf

LITERARISCHES PREUSSENTUM

Für den apologetisch imperialistischen Flügel in der neueren westdeutschen Literatur ist das Verhältnis zum Kriege eine zentrale Problematik. Wenn es dieser Literatur – von Friedrich Nietzsche bis Walter Flex – vor dem ersten Weltkrieg darauf ankam, einen Geist des Kriegerisch-Aristokratischen auszubreiten, so sammelte sie sich nach dem Kriege in dem Anliegen, ihn als mythisches Erlebnis in Stahlgewittern, als völkische Heroenzeit, als Ausdruck deutsch-preußischen Wesens zu glorifizieren. Die Literatur eines Jünger, Beumelburg oder Dwinger war apologetisch-imperialistische Literatur in erster Linie, indem sie den vergangenen Krieg rechtfertigte und einem künftigen das Wort redete. Von den NS-Barden und Pk-Männern Hitlers wurde diese Richtung fortgesetzt. Sie verschwand 1945 vorübergehend von der Bildfläche, aber sie hat sich mit anderer Staffage und Personage längst neu formiert: Eine neue Rechtfertigungsliteratur hat beträchtliche Wirksamkeit erlangt im selben Maße, wie sich die Restauration in der Bundesrepublik durchgesetzt hat. Wieder war für sie der Krieg – der zweite Weltkrieg – ein erster stofflicher Kristallisationspunkt. Wenn sie sich auch gezwungen sah, Hitler preiszugeben, so legte sie um so größeren Wert darauf, ihn von seinen Generälen zu unterscheiden und den konservativ-preußischen Militär zu „retten“. Diese Rettungsversuche mußten dazu führen, auch das eigentliche ideologische Herzstück des alten wie des modernen deutschen Militarismus, den Geist des Preußentums, die „Fridericus-Legende“, wie sie Franz Mehring genannt hat, nicht nur zu konservieren, sondern sie offensiv zu modernisieren. So wurde die Tradition militaristischen Preußentums in jüngster Zeit immer stärker zum Ausgangspunkt neuer imperialistischer Ideologienbildungen.

Ernst Jünger, der unermüdliche Verfechter des Geistes vom Krieger und vom Kriege aus der älteren Generation, hat sich in den „*Gläsernen Bienen*“ (1958) nochmals in der Verklärung landsknechthaften Soldatentums versucht und es auf ein zynisch zeitweiliges Bündnis mit dem modernen Industriekapitän hingewiesen. Aber er ist immerhin bis zu dem Punkt gelangt, wo er sich die fossile Existenz seiner soldatischen Figuren und den verbrecherisch-unmenschlichen Charakter seiner imperialistischen Figuren eingestehen muß. Er muß sich eingestehen, daß die Welttendenz „seit

langem eine Linksrichtung“ hat, „die seit Generationen wie ein Golfstrom die Sympathien bestimmt. Die Linke ordnet sich seit über hundertfünfzig Jahren die Rechte unter, nicht umgekehrt.“ („Jahre der Okkupation“, S. 134) Während also selbst die konservative Rechte durch die fortschreitende Weltentwicklung zu widerwilligen Eingeständnissen des Überholt-Gestrigen ihrer Existenz gezwungen ist, feiert der militante Preußengeist bei einigen neuesten Vertretern der apologetischen Literatur ein gespensterhaftes Come-back. In dieser Hinsicht erregt das Werk des Westberliner Schriftstellers Hans Scholz zweifelhaftes Interesse: Seine Bücher *„Am grünen Strand der Spree“* (1955) und *„Berlin jetzt freue Dich“* (1960) sind der exemplarische, der ebenso raffinierte wie grobschlächtige Versuch einer Reaktivierung des Preußentums – ein Versuch, der komisch zu nennen wäre, wenn er nicht durch das Machtpotential, das er vertritt, einen gefährlichen Charakter annähme.

Die Reaktivierung des Preußengeistes hat verschiedene ideologisch-politische Funktionen. Die wichtigste, gleichsam zusammenfassende, besteht bei Scholz darin, die gegenwärtige Frontstadtsituation Westberlins zu legitimieren und auf ein Fundament historisch-ideologischer Rechtfertigung zu stellen: Westberlin erscheint als der zwar rudimentäre, aber echte Erbe Altpreußens, dessen nationale und internationale Rolle in der Gegenwart in der Vorpostenposition gegen den Kommunismus besteht, in einer provozierenden politischen Mission, die Scholz' Buch weltanschaulich zu untermauern sucht. Dem Zwecke bloßer Traditionserneuerung scheinen verschiedene Episoden aus der friderizianischen Geschichte zu dienen, die eine märkische Junkerfamilie, die Familie von Zehdenitz, als positiven Prototyp preußischen Geistes glorifizieren; ihr Schicksal in zwei Jahrhunderten wird zur geistigen Achse des Buches. Jedoch bereits diese Reminiszenz-Episoden haben eine versteckte aktuell-politische Zielrichtung. Von den unzähligen Schlachten, die Friedrich II. geschlagen hat, rückt Scholz nicht zufällig das Gefecht von Kunersdorf in den Mittelpunkt – er konzentriert sich gerade auf diese Schlacht, in der sich deutsche und russische Truppen gegenüberstanden, um Preußens Kriege bis hin zum zweiten Weltkrieg als ewigen Krieg gegen den „Osten“ umzufälschen. In der Schlacht von Kunersdorf fällt ein Sohn der Familie von Zehdenitz unter den nämlichen Umständen, wie einer ihrer letzten Nachfahren im zweiten Weltkrieg, in den Kämpfen um Berlin gegen sowjetische Truppen, fällt. Solche Aktualisierung durch einen wirren, geschichtsklitternden Symbolismus ist das Hauptmittel politischer Demagogie. Und in dieser Hinsicht erhält die Schlacht von Kunersdorf noch einen weiteren allegorisierenden Aspekt. Sie war ein verlorenes Gefecht in einem schließlich doch siegreichen Kriege, dem Siebenjährigen Krieg, und Scholz gibt ihr eine hintergründige Bedeutung als symbolistische Analogie zum

zweiten Weltkrieg – als einem verlorenen Gefecht in einem vom Autor propo-
nierten, am Ende siegreichen Kampf gegen den Kommunismus.

Solcher Mobilisierung der Preußentradition im Sinne antikomunistischer
Ideologiebildung steht allerdings im Wege, daß der Geist Preußens, der
auch den zweiten Weltkrieg gesegnet hat, welthistorisch diskreditiert wor-
den ist. Gerade deshalb legt sich Scholz für die Ehrenrettung des preußisch-
deutschen Offiziers im zweiten Weltkrieg ins Zeug. Er unternimmt nicht
nur den Versuch einer Reinigung, er stilisiert ihn zur positiven Figur. Die
andere wichtige Funktion seiner Reaktivierung des Preußentums besteht
darin, daß ihm eine antihitlerische Position zugeschrieben wird, die der ins
geistige Bewußtsein der Welt eingegangenen Ablehnung der faschistischen
Barbarei entspricht, ohne im Wesen wirklich antifaschistisch zu sein.

In Scholz' Geschichtsbild haben zwei Typen des Hitlergegners Platz. Der
Antifaschismus des einen, verkörpert in einem einfachen Soldaten, reduziert
sich auf Vorbehalte gegenüber der hitlerschen Rassenpolitik, bei offenem Ein-
geständnis der Handlungsunfähigkeit gegenüber dem Abgelehnten. Scholz'
Antihitlerismus erschöpft sich in der Konstatierung eines klaffenden Wider-
spruchs zwischen Denken und Handeln. Dieser Widerspruch ist es, der als
Antifaschismus ausgegeben und darüber hinaus bei dem anderen Typ, den
Idealgestalten des Buches, als tragisches Prinzip des Preußengeistes ideali-
siert wird. Sowohl der letzte Zehdenitz wie Scholz' Hauptfigur des anti-
hitlerischen Preußens, sein General Johann Beatus vom Hach und zu Mal-
serhaiden, sind nicht eigentlich aktive Faschisten, sie treten sogar in der
zweiten Kriegshälfte mit Vorbehalten gegen den Faschismus heraus. Aber
sie dienen Hitler bis zum letzten Kriegstag: sie sind die getreuen Soldaten
Hitlers aus dem Geist preußischer Pflichterfüllung und eines nihilistischen
preußischen Kriegsheroismus. So lautet ein Gespräch mit dem letzten Zeh-
denitz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges: „Hans‘, sagte ich, ‚bist du
denn Nazi?‘ – ‚Nein‘, antwortete er, ‚das ist hier kein Mensch.‘ – ‚Aber wenn
dein Führer zu den Waffen ruft, mußt du trotzdem dabeisein!‘ – ‚Mein
Hitler?! Wir? Wir haben mit dem Pflaumenaugust nichts zu tun, aber . . .‘ –
‚Was: aber?‘ – ‚. . . Mein Gott, das verstehst du nicht. Das versteht man ja
selber kaum. Alle Zehdenitze haben alle Kriege . . .“ – mitgemacht und
geführt, so muß man ergänzen.

Weil Scholz die praktische Verbindung von Faschismus und preußisch-
militaristischem Soldatentum gar nicht leugnen kann, legt er um so größeres
Gewicht auf eine wenigstens geistige Abgrenzung zwischen Preußentum und
Faschismus. „Wie es denn überhaupt das Dritte Reich falsch deuten hieße“,
läßt er eine seiner Figuren sagen, „wenn man in ihm eine entsetzliche Subli-
mierung preußischen Wesens sehen wollte! . . . Unter dem Beifall aller
Provinzialisten und Separatisten deklarierten die Alliierten den Staat

Preußens zum Alleinverlierer eines Krieges, der in den Bräukellern zwischen Braunau und dem Stachus, zwischen Tuttlingen und Schwetzingen, dem fränkischen Bratwurstglöcklein und den Sonneberger Puppen bis nach Zwickau hin ausgeheckt wurde. Man widerlege dieses“, ruft diese Figur, die voraussetzt, daß alle Welt die Protokolle des Nürnberger Gerichtshofes vergessen hat, in denen die Verschwisterung von preußisch-deutscher Generalität und Nazipartei nachgewiesen ist. Bei Scholz ist es gerade der preußische General, der zum Prototyp des Antifaschisten gemacht wird. Die Aktivierung des preußischen Geistes erweist sich dergestalt als Mittel, an die Stelle eines wirklich demokratischen und humanistischen Antifaschismus die Propagierung ultra-konservativer Hitler-Vorbehalte zu setzen und dadurch einer echten Bewältigung der verhängnisvollen deutschen Vergangenheit aus dem Wege zu gehen. Dabei entbehrt Scholz' Position im übrigen jeder Originalität: Er vertritt nur in besonders verschrobener Weise die unhistorische Verabsolutierung nicht einmal der Wahrheit, sondern der Legende vom 20. Juli, die der Adenauer-Politik als ein verkümmertes anti-hitlerisches Feigenblatt dient.

Das geistig Impotente, das extrem Fossile und sozial Perspektivlose solcher ideologischen Restauration liegt auf der Hand. Und auch der Verfasser selbst ist sich über die Notwendigkeit einer entschiedenen Modernisierung des unzumutbar Rückschlägigen und im Grunde Westberlinisch-Provinziellen im klaren – über die Notwendigkeit, der altpreußischen Tradition einen westlich-internationalen Horizont zu geben. Aus diesem Zwang ergibt sich die Funktion der weiblichen Hauptgestalt des Buches. Sie verkörpert eine seltsame Welt-Liebe zu Preußen: Barbara da Bibiena ist Scholz' romantisierte Idealgestalt einer hocharistokratischen, aber modernistischen Entwicklung der Preußentraditionen. Südamerikanischem Adelsgeschlecht entsprossen, zu Hause in allen kapitalistischen Metropolen, verziert sie das alte Eisen Preußens mit amerikanischem Chromglanz und macht mit Luxus und Sex-Schönheit Preußens Gloria wiederum gesellschaftsfähig und heutig attraktiv. Derart auflackiert und mit Wolkenkratzerhintergrund versehen, ausgestattet mit dem Alibi antihitlerischer Rechtschaffenheit, besitzt Hans Scholz' posthitlerscher Preußenmythos zwei Hauptmotive: er ist ein aristokratisch-konservativer Elitegeist, und er besitzt gegenüber anderen zeitgenössischen Eliteideologien eine militant-aggressive Spitze.

Dieser Preußenmythos findet seine neue soziale Basis „am grünen Strand der Spree“, in Berlin, in Westberlin natürlich, das sich immer wieder als stofflicher Kristallisationspunkt der literarischen Reaktion erweist. Sein gestalteter Träger ist ein sektenhafter Freundeskreis in Westberlin, in dem dieser Geist entwickelt und auf eine spezifische symbolische Formel ge-

bracht wird. Es ist das Symbol der Insel, das in Scholz' Buch eine hintergründige Konstante darstellt. Es spricht einerseits das Gefühl der Bedrohtheit aus, das Gefühl, auf verlorenem Posten zu stehen, das sich ästhetisch in einer Fülle verstohlen elegischer Momente reproduziert. Dieser Inhalt von Verlorenheit erhält jedoch sogleich eine Wendung ins Elitehafte: die Insellage wird als Daseinsform des aristokratischen, des preußischen Geistes verklärt. „Sie haben einmal gesagt“, so äußert sich Barbara, „es stünde einer guten Gesellschaft wohl an, die Stätten ihrer Stelldicheine an Orte der extremen Lagen zu legen, etwa auf eine Insel, die gewissermaßen jeden Augenblick untergehen könnte.“ Das Inselformat – übrigens auch nicht von Scholz erfunden: es ist durch ein bekanntes Frontstadtkabarett bis zur Geistlosigkeit strapaziert worden – hat jedoch nicht nur diesen passiven, sondern zugleich einen wesentlich aggressiven Inhalt. Es schließt das Bestreben ein, die Inselformat zur Festlandsituation, zur Verbindung mit dem Festland, zu verändern. Das konkrete Ziel dieser Tendenz ist klar; es ist die Ausweitung Schrumpf-Neupreußens auf das Gebiet Altpreußens, auf das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, die als der eigentliche objektive Gegenspieler des Scholz'schen Borussianismus in den Gestaltungsbereich einbezogen wird. Das Bild des Lebens in der DDR, das der Verfasser gibt, ist freilich zu albern, um ernst genommen zu werden; es enthält alle Klischees, alle genormten Zerrbilder der antikommunistischen Propaganda in jenem erschreckenden Schematismus, der für ihre Erfinder überhaupt bezeichnend ist.

Scholz konstruiert sich das Wunschbild einer mit Preußens Tradition verbundenen Widerstandsbewegung in der DDR, und in der Verbindung mit den „märkischen“ und ausgerechnet auch noch sorbischen „Widerstandskräften“ gegen den Sozialismus besteht die eigentliche Idee der Aufhebung der Inselformat. Diese Verbindung wird allegorisch vollzogen: in der Heirat der Bibiena mit einem an märkischen Seen umherspukenden Untergrundhelden findet Handlung und Idee von Scholz' „Am grünen Strand der Spree“ seine Erfüllung. Diese gegen den Sozialismus und die Existenz der DDR gerichtete Aufhebung der Inselformat wird allegorisch, also verschleiert und indirekt vollzogen; aber der ganze aggressiv-militante Charakter der antisozialistischen Utopie zeigt sich darin, daß mit zynischer Offenheit das Mittel des Krieges als ein wesensmäßiger Bestandteil des neupreußisch-westberliner Ideologieprogramms in Rechnung gestellt wird. „Wir haben hier nämlich“, so wird die geistige Position des Frontstadtberliners beschrieben, „abrüstende Pazifisten und aufrüstende Heldensöhne gleichzeitig zu sein. Man ist prinzipieller Kriegsgegner, aber, bei Lichte besehen, mehr des vorigen Krieges als des nächsten.“

Das Wesen der Kunst ist zu sehr mit dem Wesen der Wahrheit und der

Wahrheitsfindung verbunden, als daß sich ein solch krudes, rückschlägiges Geschichtsbild zur künstlerischen Form realisieren ließe. Mit einem Funken selbstkritischer Einsicht nennt Scholz sein Buch im Untertitel „so gut wie einen Roman“; es ist so gut wie *kein* Roman. Ästhetisch ist es der Versuch, ein episches Ganzes aus erzählerischen Fetzen und Bruchstücken zusammenzustücken. Da dem Geschichtsbild des Verfassers keine objektive Wirklichkeit entspricht, muß es unmöglich sein, dieses Geschichtsbild als epische Wirklichkeit zu gestalten, es überhaupt in epische Bewegung und Handlung umzusetzen. Es läßt sich höchstens in der verschlungenen und komplizierten Allegorik verwirklichen, von der Scholz' Buch geradezu überquillt. Sie setzt es seiner künstlerischen Methode nach in deutliche Beziehung zur Dekadenzrichtung in der spätbürgerlichen Kunst, für die die Verabsolutierung symbolistischer und allegorischer Mittel charakteristisch ist. Scholz' Allegorie stimmt mit dieser Tendenz im Wesen überein, obwohl sie natürlich nicht nur bei weitem grobschlächtiger ist, sondern sich auch durch ihre Verklausulierung unterscheidet. Sie versteckt sich hinter dem Schein-Realismus seiner Geschichten und der erzählerischen Schnoddrigkeit eines selbstgefälligen Intellektuellenjargons, der, stilistisch gesehen, „Am grünen Strand der Spree“ zum Versuch macht, die Redeweise des Biertisch-Bourgeois in einer modernen Version als Westberliner Barkeeper-Deutsch zur Literatur hinaufzustilisieren.

Die künstlerische Unbeträchtlichkeit des Verfassers hätte durch sein neues Buch „Berlin jetzt freue Dich“ nicht schlagender bewiesen werden können. Ein bornierter Kudamm-Patriotismus ist auf die Spitze betulicher Heimatkundelei getrieben; die Form ist die so dilletantischer Formlosigkeit, daß es selbst den wohlwollenden westlichen Beurteilern auf den Nerv geht. Zwar kann der Rezensent von „Christ und Welt“ mit vollkommenstem Recht bescheinigen, daß „Scholz zahlreichen anderen deutschen Schriftstellern eines voraus“ hat: „seine eindeutige, von keinerlei Linkskomplexen überlagerte antikommunistische Haltung“. Das mag in seinen Augen hinreichen, um ein Machwerk als Literatur zu legitimieren; aber er sieht sich doch immerhin zu dem Eingeständnis genötigt, daß Scholz' Buch „wenig Anlaß zur Freude“ gebe. Auch der Kritiker des „Tag“ schreibt: „Dies ist das formloseste Buch, das seit langem auf den Markt gekommen ist.“ Und er charakterisiert Scholz mit einem Vergleich, der allerdings sehr treffend ist: „Vor hundert Jahren gab es in Berlin einige hundert sogenannte ‚Schlachtenmaler‘, die damals mit Phantasie und Akribie umfängliche Kriegsbilder herstellten. Scholz, der ja als Kunstmaler begann, erinnert – natürlich nicht im Sujet, sondern in der Ausführung seines Skizzenbuches (so wird „Berlin jetzt freue Dich“ im Untertitel bezeichnet, K. H.) – an diese Schlachtenmaler. In der Passage Unter den Linden konnte man den letzten Schlachten-

maler noch bis zum Kriege bewundern. Er und seine Bilder galten als kurioses Stück Alt-Berlin. Hans Scholz dürfte mit diesem Skizzenbuch das Erbe des Passagen-Bewohners auf andere Weise angetreten haben.“

Ohne Zweifel ist Scholz' beflissene Preußenrestauration museal und sein suspekter Aristokratismus nur eine abnorme Verdrängung von Minderwertigkeitskomplexen des Zu-kurz-Gekommenen. Objektiv aber sind seine Bücher in der Tat „Schlachtenmalerei“ im tiefsten Sinn; sie sind literarischer Ausdruck der aggressivsten Tendenzen in der imperialistischen westdeutschen Politik. Sie repräsentieren die zeitgenössische Form einer regressiven Literatur, der es wiederum um ein „Sich-in-Form-Bringen der Menschheit für harte und finstere, der Humanität spottende Läufe“ geht, wie Thomas Mann diese Richtung beschrieben hat.

Ob die Nation zurückgeworfen wird in die in zwei Weltkriegen ausgefahrene Bahn des Verderbens oder ob der Militarismus zum Stehen gebracht wird – das ist die Grundfrage des nationalen Schicksals. Der Roman als diffizilster Spiegel der gesellschaftlichen Kämpfe einer Nation ist empfindlich gegenüber dieser Grundfrage; er ist empfindlich dafür bis in seine Formstruktur. Der Versuch retrograder Erneuerung des preußisch-militärischen Geistes kann, da er der Wirklichkeit und der Wahrheitserfahrung des Volkes widerspricht und die breite Bewegung gegen den Krieg verleugnen muß, nicht als Gesellschaftsroman verwirklicht werden; er ist, da er die Realität vergewaltigt und die Geschichte zurechtbiegen muß, nur als subjektive Allegorie herzustellen – wie ja tatsächlich Jüngers „Gläserne Bienen“ nur eine wirklichkeitslose Utopie und Scholz' „Am grünen Strand der Spree“ nur eine versteckt symbolistische Monstrosität darstellen. Den gesellschaftlichen Kampf gegen den Militarismus jedoch als Stoff und Gehalt in das Zentrum epischer Gestaltung zu rücken, das heißt, den Zustand der Nation in seinem Kern zu erfassen – und ästhetisch nichts anderes, als den Roman zu verwirklichen, Form und Gehalt der epischen Dichtung erfüllen, von der Hegel gesagt hat, daß sie die totale Welt einer Nation und Zeit, daß sie die gesamte Weltanschauung und Objektivität eines Volksgeistes zur Anschauung bringen sollte.

ZWEI IN EINEM KREIS

Auf weißem Sockel aus Muschelkalk, von vielen Türmen und Kuppeln geziert, erhebt sich die Stadt aus weinberggesäumter Senke. Ihre linke Flanke streichelt der Fluß, ehe er jäh einen Haken schlägt und die Schöne, schneller als er gekommen, wirblig und strudlig wieder verläßt.

In ihrem Rokokokleid flimmert Morgenglanz. Das milde, diesige Oktoberlicht tut der Stadt gut. So gut, daß der fremde Besatz aus Stahl und Beton nicht weiter stört und sie auch die ehemalige Pracht längst verschlissener Volants ungeniert in die Sonne breitet. Selbst mit Ruinen läßt sich kokettieren. Das hat sie Rom ein wenig abgeguckt, Saloniki vielleicht und Athen. Viele Fremde hat sie angelockt. Die sie kannten, kehrten erschüttert den Rücken.

Sogar der Fluß scheint zu wissen, weshalb er sie flieht! Nicht etwa, weil man sie stäupte. Das war der Krieg. An dem tragen andere Leute die Schuld. Nein! Weil sie sich dreizehn Jahre danach immer noch nicht aufraffen konnte, den Ludergeruch der Vergangenheit aus den Rücken zu schütteln. Sie war so vergangenheitsselig, so stolz auf ihre tausendjährige Geschichte – immerhin hatte schon Bonifatius 742 auf ihrem Gelände ein Bistum gegründet –, daß sie nicht merkte, wie die braunpelzigen Ratten ihre Schlupfwinkel verließen und auf den Gräbern der Söhne zu pfeifen begannen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt . . .“

So sangen übrigens auch die Knüppelbrüder von einst im Gasthaus „Zum letzten Hieb“, und die Stadt hörte zu – eine Sehenswürdigkeit mehr unter vielen. . .

Am Rande von W. liegt das Fischerviertel. Hier wohnten früher die Handwerker, die das Schloß auf dem Marienberg versorgten; Fischer eben, aber auch Sattler und Schmiede, Bäcker, Fleischer und Schneider. Eng und verwinkelt wie ehemals hocken die Häuser noch heute am Berghang. Wo die schiefhangenden Dächer den Blick auf den Himmel freigeben, fällt kummriges Sonnenlicht auf das Kopfsteinpflaster der Gassen. Es fängt sich in den abgegriffenen, messingschimmernden Türklinken, stochert in den dunklen Toreinfahrten, die wie zahnlose Mäuler in die Frühe gähnen, und bringt hier und da die Nickelstangen eines Kinderwagens, die verchromten

Teile abgestellter Mopeds oder auch nur den blankgescheuerten Griff einer Gießkanne zum Glitzern.

Tag für Tag schieben in diesem mittelalterlichen Häusernetz Burschen und Mädchen, Männer und Frauen ihre Fahrräder an die Bordkante, um zur Arbeit zu radeln; in die Maschinenfabrik „Schwerdtfeger & Amelang“, auf den Holzhof hinter dem Luitpold-Spital, in die Schaumweinfabrik der Gebrüder Oppermann. . .

Unter dem steinernen Standbild des heiligen Kilian auf der alten Brücke über dem Fluß stoßen die einzelnen Gruppen gewöhnlich zueinander, um in dichtem Schwarm stadteinwärts weiterzuziehen.

Auch an diesem Oktobertag ist alles wie sonst: Sonne über den Gassen, Milchkannengeklirr; zur Arbeit hastet alt und jung. Doch plötzlich schepert durch den Wust der Alltagsgeräusche eine Scheibe. Im ersten Stock des Hauses Zellergasse 7 werden mit Nachdruck die Fenster geschlossen.

Das Bild der buckelnden Radfahrer kennt Frau Helena Major nun schon seit dreizehn Jahren. Befriedigt, daß sie „Arbeit fürs Brot“ nicht nötig hat, tritt die Witwe in die dunkle Geborgenheit ihres Zimmers.

„Heimgekehrt in das Haus der Väter“, wie sie weh-stolz zu sagen pflegt, lebt sie seit dem Tode des Gatten allein von einer ansehnlichen Pension und den Mieten. Jeden Morgen dankt sie *ibrem* Herrgott von neuem, daß Kurt-Wilhelm als tüchtiger Soldat auf dem „Felde der Ehre“ gefallen war. Denn: Strohtod kommt den Hinterbliebenen im Bundesstaat teuer zu stehen! Wiesbaden liegt nah, und eine alleinstehende Dame hat auch ihre Leiden. Kein Wunder, daß sie aufs Geld sieht und streng darauf achtet, nur ehrenwerte Mieter unter ihrem Dach zu beherbergen.

Einer ihrer Logierleute versetzt Frau Helena Major seit dem vergangenen Abend in Sorge. Die magere Würde durch eine steife, rot-weiß gestreifte Hausschürze verstärkt, das Haar im Nacken zu einer dürrtigen Olympia-rolle zusammengefaßt, erklimmt sie leicht keuchend die schmale, gewundene Treppe zum oberen Stockwerk.

„Seltsam, daß die Silbermann noch schläft“, stößt sie brabblig hervor, „die steht doch sonst beizeiten auf. Kurt-Wilhelm sagte immer: ‚Morgens-tunde hat Gold. . .‘ Ach, du meine Güte! Jetzt hätte ich bald die Stufen verpaßt!“

Streng klopft sie an die erste Tür. Die Haut über ihrem Knöchel spannt sich dabei.

„Ja“, sagt eine Mädchenstimme halb gehorsam, halb abwehrend von drinnen. „Ja, ich stehe gleich auf!“

Eine Weile noch nestelt Frau Major am Brötchensack an der Klinke. Als sich drinnen nichts rührt, entfernt sie sich langsam, das kühn vorstoßende Drosselbartkinn beleidigt auf die flache Brust gedrückt.

In dem schrägen Zimmer, das Judith Silbermann seit dem Tod des Vaters bewohnt, sind die gelben Leinenvorhänge noch dicht zusammengezogen. Als unten die letzte Stiege knarrt, fällt das Mädchen in der Mansarde zurück auf die Kissen, benommen und wie zerschlagen nach einer quälenden Nacht. Eine Zwangsvorstellung plagt sie im Halbschlaf.

All die unwesentlichen Einzelheiten ihrer kleinen Existenz kommen für Sekunden auf die Liegende zu. Der alte Schrank, ihr zierlicher Kirschbaumschreibtisch, der Eßtisch mit den zwei Rohrstühlen und die Bücherregale rutschen, langsam zwar, aber beängstigend stetig, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, auf sie herab. Darüber hinweg fliegen die Bilder, billige Drucke und ungerahmt, aber bis gestern Blätter, die ihr im Laufe des Studiums etwas bedeuteten: Hofers „Blick auf Muzzano“, die „Heimkehrenden Boote“ von Pechstein, Chagalls „Toter in Witebsk“. Taumlig und traurig flattern sie in immer enger werdenden Spiralen über die Trümmer ihrer jungen Sicherheit.

Der Traum ist zu Ende. Das Erwachen ist böse. Die Erinnerung läßt sich nicht mit den Haaren aus der Stirn wischen. Haltsuchend wandern die Blicke des Mädchens zum Schreibtisch. Der steht auf seinem alten Fleck und trägt die Dinge, die Judith Silbermann von den Eltern geblieben sind.

Eine zerbrechlich anmutende, kaum fingerlange Puppe, ein Maskottchen eher, aus Draht gebogen und mit blauem Drillichzeug behängt – aus Theresienstadt, von der Mutter!

Eine Fotografie, respektabel hinter Glas und in Silber gerahmt – der Vater!

Unsicher, die rechte Schulter nach hinten gezogen, den linken Fuß vorgesetzt, so lehnt David Silbermann in seinem graphitgrauen Cutaway mit dem glänzenden Kragen aus Seehundsfell an einer Mauerbrüstung. Klage-mauer, letzte Station? Die blinzelnden Eulenaugen des Kurzsichtigen schauen verständnislos auf die Draht-und-Drillich-Frau neben ihm.

Judith liebt das Bild sehr.

David Silbermann war so! Sollte er deshalb keine Ruhe finden? Im Pelzgeschäft nicht, in der Weimarer Republik, wo so viele Häute ihre Besitzer wechselten? Und nicht nach dem „Umschwung“, in einer Zeit, die Armeen aus dem Boden stampfte und die der Kürschner, gleich ob Jude oder „Arier“, winterfest bekleiden sollte?

Vor der Kristallnacht floh er unter abenteuerlichen Umständen auf einen anderen Kontinent; arm, nackt fast – nur mit der zweijährigen Judith. Mirjam Silbermann, geborene Süßkind, die Seele, das stille Lied seines braven Bürgerlebens, blieb zurück. Die SA holte die Kranke auf einem offenen Lastwagen aus der Klinik, ohne daß David Silbermann sie noch einmal gesehen hätte. Bald nach der Einlieferung in ein „Erziehungslager“ starb

Mirjam Silbermann an einem „Herzschaden“. So hieß es wenigstens mehr unheimlich und nüchtern als pietätvoll verlogen in der üblichen amtlichen Mitteilung.

Seit Silbermann von der Todesurkunde wußte, trieb es ihn um. Der starke Mann wurde wunderlich. Immer häufiger ging er in die Synagoge, aß mit der kleinen Judith die Sabbatmazze. Nach Feierabend saß er auf einer wackligen gußeisernen Gartenbank im Hinterhof seines Unterschlupfes und flüsterte mit schwingendem Oberkörper immer den gleichen Vers: „Geschlagen bin ich, geschlagen. Mit dem Schicksal Ahasvers, ich – der Verräter der eigenen Frau!“

Er sehnte sich „heim“. Heim nach Deutschland, wo er Mirjam unter dem Zwang der Umstände schuldlos zurückgelassen hatte. Manchmal träumte er davon, daß er sich Zugang in das Frauenlager verschaffen könne, wenn es ihm gelänge, für den Kommandanten einen kostbaren, weichen Seal durch den Zoll zu schmuggeln.

Freunde bewahrten den Zeitblinden mühsam vor einer Dummheit, die er gewiß in Hitlerdeutschland mit dem Tode bezahlt hätte.

Ein Jahr nach Kriegsschluß verließ er, die zehnjährige Judith an der Hand, auf einem Verpflegungstransporter der amerikanischen Armee das Gastland, immer noch hoffend, irgendwo eine Spur Mirjams zu finden. Die Augen flehend nach oben gekehrt, klagte er, sobald er sich ihrer erinnerte: „Aber sie sang doch so schön! Ich höre es heute noch: ‚War ein klein’s Vögele...‘“

Sein spärliches weißes Haar, das an sich ein wenig zu Berge stand, sträubte sich dann. Er erschien tattrig und greisenhaft.

Die Wahrheit über Theresienstadt zehrte David Silbermann auf. Kurz nach Judiths zwanzigstem Geburtstag verließ er ein schales, sinnentleertes Leben, unfähig, die wirklichen Ursachen seines Elends zu begreifen.

Und nun dies!

Judith stöhnt. Sie kann das Bild des Vaters nicht länger betrachten. Unabweisbar steht der vergangene Abend im Zimmer. Alle Einzelheiten hat sie vor Augen: Zäh und klebrig liefen die schwarzen Teerrinnsale über das Zementgrau der Grabplatte. Plump, breit und brutal war der Pinselstrich geführt: „Juda verrecke, Deutschland erwache!“ – quer über das goldene „David Silbermann, geb. 1890 – gest. 1956“.

Welk und zerrissen lag der Efeu. Die Grabeinfassung war mit einem kantigen Instrument schartig geschlagen. Auch am Leichenhaus grinste es: „Israel pack dich, Deutschland zerhackt dich!“ – entsetzliche Ersatzbefriedigung für einen politischen Lynchmord. Auf der Linde am Wege baumelte eine Strohuppe im Kaftan, gefälschte Gebetsrollen unter dem eckig abgewinkelten Arm.

Judith sah die anderen Gräber nicht, nicht die Verwüstung. Mechanisch ging sie weiter. „Weshalb hassen sie selbst noch die Toten?“ fragte sie sich immer und immer wieder.

Entsetzt und verstört lief sie nach Haus; von dort den Kai hinab und die Uferwiesen entlang, hin und her und noch einmal zurück, die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen. Antwort fand sich nicht. Woher auch?

Als im Osten, flach über den Weinbergen am Rand der Stadt, fahl und grünlich der Tag aufdämmerte, überdachte Judith ihre mißliche Lage. Wo sie auch hingekommen war, hatte man das Los ihres Volkes mit Schweigen vertuscht. Man vergaß, nicht um die Opfer, sondern um die Mörder zu schonen. Die Lehrer in der Schule rührten nicht daran, obwohl sie wußten, daß Judith unter dem Schicksal ihrer Eltern beständig litt. Für sie war Judith die Tochter einer fremden, irgendwie bedauernswerten Frau, die dem Vater des Mädchens auf dunkle, anrühige Weise abhanden gekommen war. Heuchlerische Rücksichtnahme, falsches Mitleid, da und dort auch das verstohlene Grinsen über einen gesellschaftlichen Makel warfen Judith bald auf sich selbst zurück. Ihre Jugendbekanntschaften lösten sich. Später, an der Universität, kapselte sie sich völlig ab. Farben, Formen, Kompositionen, wenn es hoch kam ein kluges Ideenarrangement, das blieben für Jahre hinaus die Partner ihrer locker gespannten und auf die Dauer recht impulslosen Umweltkontakte.

Nur zu einem Menschen besaß Judith engere, ja herzlich zu nennende Beziehungen.

Professor Veit Ästle, Dekan der Philosophischen Fakultät, Inhaber des Lehrstuhles für Kunstgeschichte der Neuzeit an der Alma Mater der alten Frankensstadt, vertrat Vormundstelle an ihr. Freilich nur in geistig-erzieherischer Hinsicht und ohne alle juristische Berechtigung – Judith war ja selbständig und mündig vor dem Gesetz.

Klein, gebückt, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand beständig in der Tasche seines schon glänzenden schwarzen Anzuges verborgen, stand Professor Dr. Veit Ästle acht Semester lang vor ihr am Katheder wie Noah und streute den Hungrigen Futter aus dem unermesslichen Schatz seiner Kenntnisse. Veit Ästle war ein feiner, an Geist und Charakter hoch respektierlicher älterer Herr. Nur wenige wußten, daß er die zwei Fingerkuppen in Buchenwald eingebüßt hatte, weil er – nahe am Verhungern – sich in der Lagerküche ein Stück Brot besorgte. Judith assistierte Professor Ästle und besuchte ihn häufig in seiner Wohnung. Gutwillige nannten den Professor deshalb „das Väterchen“, ohne zu ahnen, daß er allerdings auf eine merkwürdige, fast vertrackte Art dem verstorbenen Silbermann ähnelte.

Kein Wunder, daß sich die Gestalten von Ästle und Silbermann in Judiths Vorstellungswelt manchmal verschoben.

Auch auf ihrem nächtlichen Spaziergang nach der erschütternden Entdeckung auf dem Friedhof hielt sie Zwiesprache mit beiden. Trippelnden Schrittes und mit vom Nachtwind zerzaustem Haar gingen sie neben ihr.

„Judith“, sagte der Vater, „Politik ist nicht koscher. Ich habe mich niemals beschäftigt mit ihr. Die goldene Regel unserer Vorfahren hieß: Ein Drittel deines Vermögens – Grundbesitz, ein Drittel – Geldbesitz, den Rest leg in Sachwerten an! David Silbermann hat sie befolgt und – alles verloren. Schuld war die Politik. Das Kamel wollte Hörner haben, da schnitt man ihm auch die Ohren ab. . ., sagt der Talmud!“

„Ja“, nickte der andere, „was bleibt, ist die Kunst. Sie gedeiht überall. Wie der Feuervogel steigt sie aus Dreck und Asche immer wieder neu hervor. Aus menschlicher Niedertracht lassen sich die ergreifendsten Gedichte zaubern. Überhaupt kann man die Welt nur verändern, indem Berufene unaufhörlich erklären, wie schön sie ist!“

Arm in Arm gleich angeheiterten Bürgern sah Judith erwachend die Traumgestalten davonschwanken . . .

Steil fallen die Strahlen der Mittagssonne in die Mansarde. Längeres Grübeln wäre schon Krankheit. Das kann sich Judith nicht leisten. Judith muß rechnen. Ihr Assistentengeld reicht gerade für das Nötige. Was sie darüber braucht, verdient sie sich an mehreren Tagen in der Woche als Aushilfskraft bei Herrn Rauschewald, Inhaber und Leiter der großen Buchhandlung im Falkenhaus.

Doch nicht nur Friedrich Rauschewald liebt Pflichtgefühl im Beruf. Auch Frau Helena Major hält viel davon. Als sie, wie jeden Mittag, ihre abgekochte Milch auf die kühlen Fliesen im Flur niedersetzt, horcht sie noch einmal nach oben.

Du mußt sie energischer rufen, denkt sie, am Ende vergißt die, daß sie heute Verkäuferin ist!

Den Kopf in den Nacken gelegt, daß die graublaue Haarrolle halb übers Ohr rutscht, ruft die Witwe durchs Treppenhaus: „Fräulein Silbermann!“ Und ein zweites Mal, gellender: „Fräulein Si-i-i-ilbermann!“

Mit müden Bewegungen steht Judith auf. Rasselnd laufen die Vorhänge in den Metallschienen zurück. Die vielfach gezähnte Silhouette der Stadt, die sich jenseits des Flusses in weitem Talkessel hinzieht, steht hart im ausgebleichen Herbstblau des Himmels. Judith sieht von alledem nichts. Hilflos gleitet ihr Blick über das Bild des Vaters und die blaue Drahtpuppe aus dem Lager.

Dann wendet sie sich ab, um sich anzuziehen.

Lange betrachtet sie sich an diesem Tage im Spiegel. Die Quecksilberwand ist unbestechlich. Die vergangene Nacht hat den Kontrast zwischen Judiths schwärzbraunem Haar und ihrem sandfarbenen Teint vertieft. So

treten die Sommersprossen auf dem Nasensattel deutlich hervor und machen das mit Anstrengung zusammengeknommene Gesicht unruhig und fordernd. Aus dem spröden Knabengesicht mit dem etwas breiten Mund blicken zwei gelbgrüne Augen prüfend auf das Glas. Doch das Spiegelbild bleibt blaß und verschwommen. Das macht, Judith schaut nicht nach außen. Sie schaut nach innen. Dort nistet die Frage von gestern abend: „Weshalb hassten sie selbst noch die Toten?“

„Sie“, das sind für Judith die Unmenschen in brauner Uniform, die die Mutter vom Krankenbett rissen und erbarmungslos der „Endlösung“ zuführten. „Sie“, das waren die Hitlermänner im Lager Theresienstadt, mit denen der Vater in schwarzen Träumen um ein Stück Hoffnung und Lieberang. Lebten „sie“ immer noch...?

Judith steht an diesem Mittag an der Schwelle zu einer alarmierenden Einsicht. Die Männer, die vor zwanzig Jahren ihre Familie auseinander-rissen, sind alt geworden, aber die Verhältnisse und der Geist, die sie damals heraufgetragen haben, scheinen unsterblich. Bringen sie noch einmal dieselben Figuren hervor?

Sie vergißt alles andere neben sich: das Studium bei Ästle, die Arbeit bei Rauschewald, den warmen, weichen Herbst über der schönen Stadt. Nur eins ist gewiß: Die Grabschändung auf dem Käppele darf nicht so hingehen. Sie wird versuchen, die Täter zu finden. Ästle hilft sicher dabei. Er hat ja Erfahrung im Umgang mit Behörden und besitzt die Fähigkeit, aus Punkt und Komma, aus Farbnuancen und Pinselstrich ganze Systeme zu erklären.

Der Entschluß erleichtert das Mädchen.

Zunächst setzt Judith Frau Major in Verwirrung. Zum Ausgehen angezogen, klopft sie gegen ihre Gewohnheit an deren Küchentür und bittet mit gleichgültiger Stimme um die „Fränkische Post“.

„Die ‚Fränkische Post‘?“ staunt die Major und betrachtet Judith mit dem fischigen Blick Kurt-Wilhelms durch ihr langgestieltes Lorgnon. „Ich lese die ‚Allgemeine‘.“ Hastig wischt sie sich mit einer Serviette die Soßenreste aus den Mundwinkeln. Dann ramscht sie fahrig in einem Stoß Tüten und Papier auf dem Küchenschrank.

„Wollen wohl ausziehen, liebe Silbermann?“ säuselt sie mit süßsaurem Lächeln und reicht Judith schließlich das Blatt.

Judith dankt nur und geht. Das Blut klopft ihr vor Erregung im Halse. Ehe sie sich im Halbdunkel des Hausflures in der Anordnung der Beiträge zurechtfindet, vergehen Minuten. Nervös fährt sie mit dem Zeigefinger über die Lokalseite. „Bei Verkehrsunfall verbrannt...“, „Panzerschrank erbrochen...“, „Ungewöhnlich starker Feiertagsverkehr zum Weinfest...“ und schließlich, Judiths Augen weiten sich und werden dunkel: Zwischen „Hund

des Fleischermeisters X. mit Rattengift umgebracht“ und „Apotheker, Hauptmann a. D. Franz von Eubeling 60 Jahre alt“ die lakonische Mitteilung: „Spielende Kinder stürzten aus Übermut in den Abendstunden des gestrigen Tages auf dem jüdischen Friedhof am Käppele mehrere Grabsteine um. Andere Zerstörungen sind nicht zu beklagen.“

Judith öffnet den Mund. „Das ist gelogen“, sagt sie laut und läßt die Zeitung sinken, deren Schreiber es wagen, Kindern politische Perversitäten in die Schuhe zu schieben, die im Saatbeet des wiedererwachenden Faschismus ihre Wurzel haben.

„Juda verrecke – Deutschland erwache!“ – spielende Kinder? Und die Strohscheuche an der Linde, diese Spottgeburt aus Haß und Dummheit – auch spielende Kinder?

Eckig verläßt Judith das Haus, um in der vermeintlichen Sicherheit ihres alten Lehrers Zuflucht zu suchen. Am Ende der Gasse fließt träge der Strom. Mittagsbrodem hängt zwischen den Häusern. Der Geruch von gebratenem Fisch macht die Enge noch stickiger. Zitternd vor Neugier späht die Major angestrengt durch den Tüll.

Im Zentrum der Stadt, über den Dächern alter Bürgerhäuser und den zerbombten Türmen einst stolzer Kirchen, ragt – sachlich und kühl – ein hypermodernes Hochhaus. Reiche Verleger haben es hingesetzt, rechnend, daß die Einnahmen in absehbarer Zeit die hohen Baukosten wettmachen und ihr Kapital fröhlich-fleißig vermehren. Zehn Stockwerke hat die Stadt gemietet, in die übrigen fünf teilen sich Vereine, Parteien, Redaktionen. Es ist ein öffentliches Haus. Freund und Feind hocken hier eng beisammen, sozusagen auf „höherer Warte der Bundesgemeinschaft“, sich erst wieder auf ebener Erde befehend. Für hartnäckige Opponenten ist kein Platz in dem Protz.

Die Redaktion der „Fränkischen Post“ hat sich in einem schmalbrüstigen, pockennarbigen Geschäftshaus in einer Nebenstraße etabliert, das ihren Mitarbeitern, ungeachtet bröckelnder Fassade und ungünstiger Lichtverhältnisse für ihre Zwecke doch genügend Raum gibt.

Hinter den halb herabgelassenen Jalousien des Gebäudes klappern Schreibmaschinen. Hin und wieder können die Passanten eine sonore Stimme hören: „Nein, streichen Sie das! Ich diktiere um!“ Dann bleibt es für eine Weile still, bis es von neuem losgeht: tak-tak-tak-tak.

Das ewige Gehämmer macht Jochen Breuchheim nervös. Hemdsärmelig sitzt er am Schreibtisch, vor sich die letzten Meldungen einer süddeutschen Nachrichtenagentur.

„Ist es schon wieder soweit!“ stöhnt er und reibt sich aus den Handgelenken heraus, immer an der gleichen Stelle, die schmerzenden Schläfen.

„Friedhofsschändung heute nacht. Im Café Baumann die Scheiben zerschlagen... Jetzt werden die Kerle auch bei uns kregel!“ Langsam, Wort für Wort im Gedächtnis verwahrend, sieht er die Blätter durch, wählt dann drei, vier aus und geht zum Chef ins gegenüberliegende Zimmer.

„Hier bring ich was, Steinfink!“ sagt Breuchheim und reicht dem Älteren mit hastiger Bewegung die losen Seiten hin. „Wir müssen uns ranhalten. Die ‚Fränkische Allgemeine‘ wärmt altbackene Märchen auf. Es waren einmal sieben böse Knaben, die saßen auf einem Friedhof und spielten...“

„Knaben? Raben! Und nicht von armen Eltern!“ betont sarkastisch der mit „Steinfink“ Angesprochene und sieht hinter der Brille auf. Faltig schiebt sich die stark gebräunte Stirnhaut gegen eine silberweiße Bürste. „Schon auf dich gewartet, Breuchheim“, wirft er hin und weist auf das kleine, schäbige Ledersofa unter dem Fenster. „Gestern Abend hat eine Gruppe Jungnationaler im Bunde mit randalierenden Korpsstudenten auf dem Friedhof am Käppele ein Gesinnungstreffen veranstaltet. Die Herren...“, hier zieht der Chefredakteur die Nase hoch, als röche er Kot, „waren so witzig und schrieben mir, ich solle Notiz nehmen: die Öffentlichkeit würde über sie sprechen!“

Brechheim ist aufgesprungen. Zornig will er Steinfink ins Wort fallen. Der drückt ihn zurück auf das Polster.

„Ich denke, wir unterstützen die Burschen in ihrem Wunsche“, sagt er ironisch, nimmt eine Liste aus der Brusttasche und reicht sie dem Jüngeren. „Das genügt vorerst. Hauptsache, die Bevölkerung erfährt, was sich wirklich ereignet hat. Hm, ‚spielende Kinder‘! Die Täter namhaft zu machen, ist nicht unsere Sache. Das sind...“, er bohrt von hinten mit dem Zeigefinger gegen die Liste, „die Namen von den geschändeten Grabstätten. Versuch, mit Angehörigen zu sprechen. Hier oder da lebt wohl noch einer. Interview dürfte das geeignete sein!“ Steinfink tippt an einen imaginären Mützenrand, zum Zeichen, daß Breuchheim jetzt gehen kann.

Der Alte hat doch die besten Ideen, denkt der, als er über den Korridor läuft. Mit der Atomwache schon und nun wieder. Ehrliche Anerkennung beruhigt aufsteigenden Berufsneid. Während er sich das Jackett überwirft, studiert er den flüchtig bekritzelten Zettel. Breuchheim ist Journalist genug, um sich vorstellen zu können, wie sein Chef zu den Namen gekommen ist. Offensichtlich war er kurz nach der Untat schon auf dem Friedhof und hat sie im Gehen aufgeschrieben: Cohn, Griesetau, Isakson... O Gott, wo soll ich die Verwandten bloß auftreiben! Unwahrscheinlich überhaupt, daß sie die gleichen Namen tragen... Sauhirt, welch eine Bezeichnung! Hartlaub, Meyer, Silbermann... Silbermann?

Hier stutzt Breuchheim.

War das nicht? Ja, das war doch! Judith Silbermann – vier Jahre lang

Mitstudentin. Spröde, ehrgeizig, ein wenig seltsam in allem. Sie duzten sich. Anfangs hatte er sie eingeladen. Dann erschien Margit. Er verlor das Mädchen aus den Augen. . .

Ganz aparte Erscheinung. Jetzt winkt mir das Schicksal!

Im nächsten Augenblick schämt sich Breuchheim seiner Leichtfertigkeit. Neofaschisten haben das Grab eines alten Juden geschändet, und er denkt an künftige Rendezvous.

„Weltmannsheil, hat sich was!“ knurrt er, über sich selbst verärgert. Da war es wieder, das lästige Erbteil des Vaters. Renommiersucht, das verdamnte „Mehr schein' als sein“ hatten Julius Breuchheim unter die Räder gebracht. Makler von Beruf, Dandy aus Passion, ritt er ein kostspieliges Steckenpferd. Kellner, Schaffner, die Dienstboten des Hauses gerieten in den Genuß unwahrscheinlich hoher Trinkgelder, die Julius Breuchheim mit großzügiger Geste – „Hier, mein Sohn, sollst auch leben!“ – zu verteilen pflegte. Diese ins Krankhafte gesteigerte Mildtätigkeit war nichts als der Versuch, das sich hin und wieder meldende soziale Gewissen mit einer Gebärde zu beruhigen, die, scheinbar freier Entscheidung und einem individuellen Willensakt entsprungen, nur die eigene gesellschaftliche Stellung für eine Weile legitimieren sollte. „In Geschäften liberal, politisch eine Null, privat ein Narr!“ So lautete der Steckbrief, den die Freunde Julius Breuchheim ausstellten. Sie hatten nicht unrecht. Als er die Situation im Lande nach der Kristallnacht immer noch verkannte und durchsickern ließ, er habe seinem Friseur, „einem recht netten Judenkerl“, dreihundert Mark zugesteckt, verschwand er kurz nach Kriegsausbruch schnell und sauber unter einem Birkenkreuz irgendwo in den polnischen Wäldern.

Jochen Breuchheim war damals schon alt genug, die inneren Zusammenhänge dieses Schicksals zu begreifen. Er schwor sich: Du mußt ein ernsthafter Mensch werden! Du mußt ein ernsthafter Mensch werden! – solange, bis er den Imperativ schon geschrieben sah, in steifen, gotischen Lettern, wie man sie ihm in der Schule beibrachte, und mit einem spindeldürren Ausrufezeichen am Schluß.

Mit dem Tode des Vaters begann die Erziehung seiner Gefühle. Härtere, auch widerspruchsvolle Erfahrungen kamen dazu. Als halbwaiser Notabiturient geriet er Ende des Krieges in ein Arbeitskommando der Hitlerwehrmacht. Dokumente verbrennen, Verschüttete freilegen, Leichen desinfizieren – Tagesarbeit für einen, der mit Hölderlin glaubte: „Unentweiht von selbsterwählten Götzen, / Unverbrüchlich ihrem Bunde treu, / Treu der Liebe seligen Gesetzen, / Lebt die Welt ihr heilig Leben frei: / Einer, Einer nur ist abgefallen, / Ist gezeichnet mit der Hölle Schmach: / Stark genug, die schönste Bahn zu wallen, / Kriecht der Mensch am trägen Joche nach. . .“

Anfang April 1945 wurde er zu Hilfsdiensten im Konzentrationslager Belsen verwendet. Der dicke Captain, der Breuchheim in der völlig verstorbenen Kolonne deutscher Kriegsgefangener abends mit seinem quietschenden Jeep in die Schlafbaracken zurückbrachte, raunte sie an: „Wonderful job! Camels, chocolate, damned!“

An dieser Stelle reißt Breuchheims Erinnerungsfilm. Ein anhaltendes Kreischen schreckt ihn aus seiner Selbstbesinnung. Vor dem Verlagsgebäude bremst die Straßenbahn. Rumpelnd biegen die blauen Wagen um die Ecke.

Er stürzt zur Tür hinaus in die lauen Fluten der Nachmittagswärme. Ein Sprung bringt ihn in den gläsernen Kasten der Stadtbahn. Aufatmend fällt er auf den harten Sitz. Da hockt er nun neben karpfenmäuligen Bürgern und hechtäugigen Herren wie in einem Riesenaquarium und bemüht sich, die Gesellschaft zu überblicken. Aber er kann nur Oberflächliches konstatieren. Wichtiger ist: In einer halben Stunde wird er Judith Silbermann gegenüberstehen. Was soll er ihr sagen? Kann er ihr helfen? Schon gleiten draußen die Taxushecken des Schloßparks vorüber. Dahinter brennen auf hohen Kerzen mattrosa Stockrosen langsam das Jahr ab. Breuchheim denkt nicht daran, daß er Judith vergeblich aufsuchen könnte. Arbeit ist Arbeit. Sie haben doch einen gemeinsamen Feind! . . .

Neben dem altmodischen weißen Emailleschild „Prof. Dr. Veit Ästle“ bleckt ein blankgeputztes Löwenhaupt seine Zähne. Daniel in der Grube! kommt es Judith unwillkürlich in den Sinn. Sie weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Als der Messingring des Türklopfers in das aufgesperrte Maul des Tieres zurückfällt, zerbricht ihre mühsam aufgebaute Fassung im Sog der Erinnerung. Da steht sie nun, zweiundzwanzig Jahre alt, unnatürlich verhärtet, aber vernarrt in die Kunst, und glaubt, ein alter, ebenso isolierter Mann könne ihr helfen!

Aber zum Umkehren ist es zu spät. Verwundert fragt Ästle bereits: „Sie, Fräulein Silbermann?“ Mit unnachahmlicher Courtoisie bittet er: „Kommen Sie nur herein! Ich studiere ein wenig. . .“

Tatsächlich ist Professor Veit Ästle gerade im Begriff, eine neue Theorie über die realen Hintergründe der besonderen Bilderwelt Marc Chagalls zu entwickeln.

Marc Chagall, „der Märchenprinz der absoluten Farbe“, wie Ästle den Maler seinen Studenten vorzustellen pflegte, hatte dem Alten in der Nacht faschistischen Rassenwahns eine Welt phantastischer Freiheit geöffnet. Über fliegenden Geigen und tanzenden Pferden vergaß er für Stunden das demütigende Geschick eines arbeitslosen Privatgelehrten. Nach der Befreiung aus dem Lager – Zufall und zähe Konstitution bewahrten Ästle vor dem Tod im KZ – liebte er Chagall wegen der scheinbar tieferen Bedeutung des Zufälligen in der Komposition seiner Bilder um so inniger,

freilich ohne zu merken, daß sein Verhältnis zu dem eigenwilligen Künstler längst einer Marotte gleichkam.

Zahlreiche Entwürfe bedecken die Schreibtischplatte, die mit ihrem giftgrünen Überzug einer Billardbank nicht unähnlich sieht. Judith hat sich so weit gefangen, daß sie lächelt, als Ästle beziehungsreich zu sagen wagt: „Jeder Tag ein Fest, schönes Kind!“ Besseres fällt ihm nicht ein, denn Judith erklärt sich nicht. Was liegt in solcher Situation näher, als daß er die Führung übernimmt und auf dem scheinbar sicheren Grund seiner Studien ein unverfängliches Kunstgespräch anfängt.

Am hüpfenden Rhythmus seiner Sätze erkennt Judith, daß er von den Vorkommnissen auf dem Friedhof nichts weiß. Soll sie Hiob sein? Was beschwört sie herauf? Instinktiv beschließt sie, einen günstigen Augenblick abzapfen und von der Sache nur beiläufig zu beginnen.

„Sehen Sie, Fräulein Silbermann“, dringt es wieder an ihr Ohr, „so kam ich darauf, daß sich die Bildersprache Chagalls enträtseln läßt, wenn man sie aus den religiösen Vorstellungen der Chassidim erklärt, einer jüdischen Sekte, die der Thora unbedingt Treue hält und zu der Chagall nachweisbar Beziehungen hatte. Ihre Mitglieder wollen nicht erst am Tage der Wiederkunft des Messias teilhaftig werden, sondern erstreben eine sofortige Vereinigung zwischen Himmel und Erde, indem sie durch ihre eigene Fröhlichkeit ‚Gott erfreuen‘.“ Professor Veit Ästle segelt in seinem Fahrwasser. Er bemerkt nicht, daß Judith die Augen aufmerksam auf ihn gerichtet hält und mit einer Spannung zuhört, die nahezu feindlich anmutet.

„Ein Freund aus Jerusalem hat mir nämlich geschrieben“, beginnt er begeistert von neuem, „daß die Chassidim noch heute einen Spruch kennen, den ein Rabbi aus Witebsk – Sie wissen ja, die Geburtsstadt Chagalls – geäußert haben soll. Hören Sie nur, Fräulein Silbermann!“

Ästle intoniert mit singender Stimme, die Worte mit schwingenden Gebärden begleitend: „Im Hause meines Lehrers, des heiligen Maggid, schöpfte man den Heiligen Geist eimerweise, und die Wunder lagen unter den Bänken, ohne daß irgendwer Muße hatte, sie aufzuheben.“ Das ist der Schlüssel! Chagall aber bekennt selbst: ‚Ich bemühe mich, eine Welt zu schaffen. . ., in der alles möglich ist, wo man keinen Grund hat, über irgend etwas zu erstaunen, aber auch keinen, aufzuhören, über alles erstaunt zu sein . . .‘ Na-a?“ fragt Ästle, halb Anerkennung heischend, halb prüfend. „Können Sie folgen?“

Judith schlägt die Augen nieder. „O ja“, sagt sie, Bitternis in der Stimme. „Wenn ich recht verstanden habe, ist zu jeder Zeit alles möglich, und man darf sich nicht wundern. Man soll nur erstaunt sein. Selbst wenn . . .“

Veit Ästle hat beim Ton ihrer Antwort aufgeschaut. Sarkastisch kannte er Judith nicht. Erstaunt fragt er: „Was ist Ihnen? Reden Sie doch!“

„Ja“, schreit das Mädchen und verliert plötzlich die Fassung. „Ich sage es. Hören Sie gut zu, Herr Professor! Staunen! Immer nur staunen! Staunen, selbst wenn Unholde Gräber zerstören! ‚Jeder Tag ein Fest‘, und wenn die vorangegangene Nacht die Hölle gebracht hat – tanzen, dichten, malen, musizieren. . .“ Erschöpft, auch beschämt, bricht Judith ab.

Veit Ästle sind solche Ausbrüche nicht fremd. Er überwindet seinen Schreck. Klugheit und Takt behalten die Oberhand. Er schweigt. Judith hat den Kopf in die Hände gestützt und berichtet stockend von der Untat am Käppele. Langsam nur begreift Ästle, was sich am gestrigen Tage vor den Mauern der Stadt zugetragen hat. Dann wird er bleich.

„Eijei“, sagt er leise, „was soll man da machen?“ Und nach kurzem Besinnen resigniert: „Kinder, sagen Sie, Fräulein Silbermann? Nein, nein. Kinder niemals!“ Gedankenverloren zieht er die rechte Hand aus der Tasche und betrachtet die verkrüppelten Finger. „Man kann die Alten, Unverbesserlichen nicht ‚ausräuchern‘. Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden! Das war schon immer so. Aber, Fräulein Silbermann. . .“, seine Stimme erhebt sich beschwörend, „unsere Jugend ist heute feinfühlig. Des bin ich gewiß! Wir müssen Roheit und Unkultur überwinden und die Grabschändung als Ausdruck rudimentär-barbarischer Seelen noch eine Weile hinnehmen. . .“

Wie Ästle so seine verstümmelte Hand betrachtet, empört sich Judith gegen den Fatalismus ihres alten Lehrers. Hinnehmen! Noch eine Weile in Geduld warten. . .! Anderen Trost kann er ihr nicht bieten; ihr, die sie zu ihm gekommen ist, um Rat und Hilfe zu suchen.

Einmal war der Vater den Häschern lebendig entkommen. Das Pfand war unwiderbringlich: die Mutter! Nach zwanzig Jahren vergingen sie sich an ihm nach ihren alten primitiven Spielregeln, und Ästle empfiehlt: Warten!

Ästle hat Judiths stummen Protest wohl gespürt. Er rückt seinen verblichenen Plüschsessel näher zu dem Mädchen und lenkt ein: „Wenn ich sage ‚hinnehmen‘, so soll das nicht heißen ‚nichts tun‘. Natürlich sind wir verpflichtet, mit den uns gemäßen Mitteln auch in diesen Dingen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In dem Maße, wie wir die Zivilisationserscheinungen durch echte kulturelle Bindungen des Menschen ersetzen, in dem Maße. . .“

„Sie glauben also immer noch, Herr Professor. . .“, fällt Judith, die Regeln des Anstands vergessend, Ästle ins Wort, „die vornehmste Aufgabe des Künstlers sei die ästhetische Bildung des Publikums?“

„N-ja, gewiß!“ nickt Ästle ungeduldig, weil er es nicht liebt, daß man ihn unterbricht. „Sagen wir: Wer sich ein Bild anschaut oder ein Buch liest, der kann nicht stehlen!“

Zumindest nicht in dem Augenblick, in dem er sich daran ergötzt, denkt Judith heimlich. Laut sagt sie, kühner vorstoßend: „Das hört sich moralisch an, aber ist es Moral?“

„Moral! Moral!“ Veit Ästle lacht, und es klingt weniger überlegen als ärgerlich. „Was wollen Sie denn von der Kunst? Katechismusanweisungen fürs Leben? Ich bedanke mich!“

„Man muß es nicht so extrem ausdrücken“, fängt Judith die Verstimmung Ästles ab. „Erlauben Sie mir stattdessen eine Gegenfrage. Was sollen Symbole? Da stellt zum Beispiel Chagall Kerzen um einen Toten, und maßgebliche Interpreten sehen darin ‚Wegweiser zur Freiheit‘. Wie diese ‚Freiheit im Tode‘ aussieht, hab ich gestern erlebt...“ In Gedanken an den Vater bricht Judith ab. Vor ihr liegt ein weites Feld. Sie hat sich allein hinausgewagt. Würde Ästle ihr folgen?

Der alte Professor glaubt, das Mädchen verstehen zu müssen. „Mein Kind“, sagt er väterlich, „Ihr Urteil ist heute verständlicherweise befangen. Genügt Ihnen, wenn ich zugebe, daß die Kunst *einen* Auftrag erfüllt? Oder fordern Sie mehr?“

Judith fordert im Augenblick gar nichts. Sie wundert sich über sich selbst. Schmerz und Scham über das erlittene Unrecht brennen nicht mehr so heftig, und schon debattiert sie über die Rolle der Kunst. Irgendwo spürt sie hier einen Zusammenhang, aber sie kann den Knoten nicht lösen.

Veit Ästle ahnt, was in Judith vorgeht. Um jeden Preis möchte er den Stein, der da vor seinen Augen ins Rollen gerät, aufhalten. Behutsam zieht er seinen Gast am Ellenbogen aus dem Sessel und führt das Mädchen zum Fenster, das auf den Schloßplatz hinaus geht. Über dem Platz hängt die dösige Stille reifer Herbstnachmittage, unterbrochen nur von Kinderlachen, das hin und wieder das eintönige Geplätscher der Wasserspeier am Frankenbrunnen übersteigt. Ein bildhauernder Epigone hatte hier drei der berühmtesten alten Künstler des Landes der staunenden Nachwelt in monumentaler Pose erhalten. Judith hat diesen Brunnen eigentlich nie recht gemocht. Heute sieht sie das vertraute Bild durch den Schleier ihrer augenblicklichen Empfindungen.

Ästle, der schlaue Psychologe, rechnet damit. Wie zufällig bleibt er mit der Hand über der Riemenschneider-Figur hängen. „Das hat man von engagierter Kunst. Alle Finger haben sie ihm gebrochen. Er war Bildhauer. Mir haben die Nazis nur zwei verkürzt. Mit der heilen Hand wenigstens will ich den Messias noch persönlich begrüßen!“

Der egozynische Scherz mißlingt Ästle. Vom liebenswerten Don Quichote zum törichtesten Narren ist nur ein Schritt. Judith weiß nun Bescheid. Sie braucht nicht mehr auszusprechen, was sie ursprünglich hergeführt hat.

Professor Veit Ästle, Kunsthistoriker und Menschenfreund, würde ihren Auftrag nicht annehmen.

Nach dem Besuch bei Ästle ist es für Rauschewalds Buchhandlung zu spät. So geht Judith durch den Schloßpark nach Hause, mit hängenden Schultern, den Kopf gesenkt – müde.

Aus dem zierlich gestutzten Laubengang, der in weiten Langettenbögen den Hauptweg säumt, dringt der schwüle, süße Geruch lilafarbener Klematis. Für ihr Leben gern möchte Judith dort im Schatten auf eine Bank fallen und die Grabschändung vergessen. Aber seit sie weiß, daß der alte Gegner wieder erwacht ist, fühlt sie sich vogelfrei. Überall lauern die Leimruten der braunen Macht. Und Judith Silbermann graut – graut vor den Büchern, vor der Rückkehr zu Frau Helena Major, dem guten Veit Ästle, vor allem, was bislang ihr junges Leben erfüllte.

„Man müßte auch eine Macht sein!“ flüstert sie sehnsüchtig und hebt mit einer rührenden Bewegung die Arme. Dabei sieht sie an sich herab. Zum zweitenmal an diesem Tag muß sie lächeln. „Schmal, zierlich – eine schöne Macht!“

In der Stadt beginnen die Glocken mit dem Abendläuten, dumpf und grollend vom Dom, scheppernd, fast klirrend vom Käppele auf dem Berge neben dem jüdischen Friedhof.

Judith muß sich beeilen. Der Hofgarten wird bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen, und um diese Jahreszeit sind die Tage schon kurz. Sie ist auf dem Wege allein und will gerade durch das schmiedeeiserne Eingangstor treten, das die Initialen seiner Erbauer über der Bayernkrone zeigt, als ein junger Mann auf sie zukommt. Knickerbocker, Lodenmantel, hutlos – das alles berührt sie nicht fremd.

„Fräulein Silbermann?“ fragt er und deutet eine kleine Verbeugung an, so wie Leute sie machen, die zum erstenmal in ein fremdes Zimmer treten.

Der ruhige Tonfall seiner Stimme vertreibt Judiths Angst. Noch zwei Schritt, dann hat sie Breuchheim erkannt. Der Student von damals hat sich nicht auffällig verändert. „Pulcinell“ nannten ihn seine Freunde. Er besitzt das ebenmäßig geschnittene, feine Gesicht des hellhaarigen Franken; Augen, deren Farbe sich zwischen dem Blau des Lavendels und dem Grau des Bergschiefers nicht näher bestimmen läßt. Freilich, das Gesicht ist härter geworden. In den Mundwinkeln zeigen sich zwei scharfe, senkrechte Falten. Ironie und Skepsis gehen hier ihre Wege. Aber immer noch vermittelt es den Eindruck einer heiter-beschwingten Geistigkeit, der die Abenteuer des Lasters fremd sind.

Umwege zu machen, ist Breuchheims Art nicht. Nach einigen einleitenden Sätzen kennt Judith den Auftrag. Obwohl sie die „Fränkische Post“ nie gelesen hat, ist ihr der Redakteur des Blattes von vornherein sympathisch.

Eben noch verlassen und einsam, fühlt sie sich jetzt von einer starken Welle emporgehoben und wieder auf festes Land gesetzt. Die dunklen Gedanken verblassen. Gelöster geht sie neben dem ehemaligen Kommilitonen her.

Als die beiden in „Schillings Weinstuben“ einander gegenüber sitzen, ist es, als begegneten sich zwei alte Bekannte nach langer Trennung das erste mal wieder im Wartesaal einer fremden Stadt. Das unfertig Eckige in Judiths Wesen, das Breuchheim früher sehr wenig fraulich schien, zeigt sich jetzt als die berechtigte Scheu vor oberflächlich-konventionellem Gehabe, wie sie Menschen eigen ist, die sich durch Herkunft und Lebenserfahrung von ihrer Umgebung immer unterschieden haben.

Auch Judith beobachtet Breuchheim. Unauffällig betrachtet sie ihn von der Seite. In den zwei Jahren, die der Vater tot ist, ist Breuchheim der erste, der sie nach ihm befragt. Niemand sprach mit ihr über David Silbermann. Als der Vater noch lebte, hatte sie sich aus seinen Erinnerungen eine Vorstellung von der Mutter gemacht. Sooft mütterlicher Rat notwendig war, hielt sie Zwiesprache mit der Puppe... Aber das war das schlimmste: An den Vater erinnerte sie keiner; auch Professor Veit Ästle nicht, dem ja Chagall näher ist als der eigene Rock. Es würde guttun, mit Breuchheim vom Vater zu sprechen, jetzt nach alledem.

Brechheim hat ein gutes, offenes Gesicht. Wenn sie sich ausspräche, würde nichts an ihm abprallen und zurückfallen auf sie...

„Wie seid ihr damals eigentlich aus Deutschland geflohen?“ Unaufdringlich, behutsam dringt Breuchheims Frage durch die Geräusche, die die hin und her eilenden Kellner verursachen, zu Judith. Sie hat die Hände unter dem Kinn verschränkt und starrt an Breuchheim vorbei in den getäfelten Raum. David Silbermanns Schicksal hockt mit ihnen am Tisch.

„Ich war noch nicht zwei Jahre alt“, beginnt sie, „aber Vater hat es mir später oft in allen Einzelheiten geschildert. Er sprach ja zuletzt von nichts anderem... Er hat die Niedertracht, die ihm und mir wenigstens das Leben rettete, selbst im Tode nicht begriffen.“

Von weit muß Judith die Erinnerungen herholen. Stockend, aber mit der nüchternen Sachlichkeit des Chronisten, setzt sie zum zweiten Male an: „Wir wohnten damals in L. Theodor Mertin hieß der Mann, der uns auswies. Er wohnte im gleichen Haus wie wir und besaß ein Textilgeschäft. Ursprünglich hatte er wohl Trachten und Sportartikel verkauft. Dann stieg er groß in ein zeitgemäßeres Geschäft, verlegte sich auf ‚Uniformzubehör‘. BdM-Mützen, Sturmriemen, Parteiabzeichen, völkisches Spielzeug... du weißt schon.“

Verachtung und Abscheu machen Judiths Stimme spröde. Aber sie trinkt nicht. Sie dreht den dünnen Stiel ihres Glases in der Hand, daß der grün-gelbe Leistenwein bedenklich gegen den Rand schwappet. „Natürlich war er

in der SA. Standartenführer oder so etwas. Seine Frau nannte ihn ‚Tedd‘, wohl weil er, wie der Bär den Honig, überall nur seinen eigenen Vorteil roch. Mein Vater hatte der Mutter eingeschärft, diesen Leuten weit aus dem Wege zu gehen. Er selbst aber mußte dem Manne häufig Rede und Antwort stehen. Mertin fragte nach dem Stand der Geschäfte, interessierte sich für die Preise von Rohfellen. Später ließ er immer häufiger durchblicken, daß der ‚Führer‘ ja wohl bald ein Einsehen haben werde und das ‚jiddische Krämer- und Wucherkapital‘ an der Wurzel ausrotten würde. ‚Sie, Herr Silbermann‘, sagte er zu Vater und tippte ihm dabei höhnisch vor die Weste, ‚sind nadierlich een anständiger Jude. Die heben wir bis zuletzt auf. Da gönn‘ Se ganz ruhig sein!‘ Täglich pöbelte er den Vater auf diese Weise an. Wenn die Mutter einkaufen ging, schickte er seine Kinder hinter ihr her. Die plärzten ihr nach: ‚In Bielebo da hat’s geblitzt. / Da sind die Juden ausgeflitzt. / Da hamm se sich ein Haus gebaut, / Aus Leberwurst und Sauerkraut. / Da is es wieder eingekracht. / Da hamm se sich halb totgelacht!‘ Als die hebräische Beschriftung jüdischer Geschäfte Verordnung wurde, näselte Mertin, daß der Vater es hörte: ‚David Silbermann, Felle und Pelze! So ä hibbsches Geschäft, und so ä schlimmer Name!‘ Seine Gier wurde immer unverhüllter. Am Abend vor der Kristallnacht – Mutter lag im Krankenhaus, sie hatte schwere Kreislaufstörungen von all den Aufregungen – kam Mertin zu meinem Vater und zeigte ihm grinsend einen Einsatzbefehl: ‚Bamberger & Hertz, David Silbermann, Felle und Pelze, Brühl 19–21.‘ „Mechanisch, in kleinen, hastigen Schlucken nippt Judith am Wein. „Er bot eine Schiffskarte ab Hamburg für den nächsten Tag. Er forderte die bedingungslose Übergabe des Geschäftes mit allem beweglichen und fixen Kapital an Herrn Theodor Emil Mertin, Inhaber eines Uniformgeschäftes, en gros und en détail. Mein ruhiger Vater tobte wie ein Irrsinniger. Er vergaß, daß sein Leben und mein Leben an der Laune eines besitzvollen SA-Mannes hingen. Mertin wartete. Er kannte sich in solchen Fällen aus. Als der Vater nur noch wimmerte: ‚Mirjam, Mirjam! Was geschieht mit meiner Frau Mirjam?‘, versprach er, für den ‚absolut sicheren Abtransport‘ der Mutter aus dem Krankenhaus zu sorgen. Sie sollte zunächst in Hamburg Bekannte aufsuchen und uns später mit Mertins Hilfe in die Emigration folgen. Mein Vater willigte ein, als er sah, daß er in einer lebensgefährlichen Zwickmühle saß. Äußerlich ein verfallener, innerlich ein zerbrochener Mann, unterzeichnete er den Kontrakt, den irgendein Nazi-notar im voraus beglaubigt hatte. . .“

Judith räuspert sich. Sie bemerkt nicht, daß Breuchheim sich vorgebeugt hat, Notizen macht. Sie ist bleich vor Erregung, und ihre Sommersprossen auf dem Nasensattel sind deutlich zu sehen.

„Daß meine Mutter in Theresienstadt umgebracht wurde, weißt du ja.

Seit mein Vater die Nachricht – auf großen Umwegen und durch viele Zufälle – bekam, peinigte ihn die Vorstellung, er habe seine Frau um ein Linsengericht verraten. Er wurde krank, ‚Zwangsneurose‘, sagte der Arzt und bedauerte mich. Ich hatte Angst vor dem Wort. Ich liebte den Vater so, wie er war. Kinder und Wirre, sagt man, verstehen sich gut. . .“

Die letzten Sätze hat Judith nur schleppend vorgebracht. Breuchheim spürt, daß in dem Mädchen frische Narben aufgebrochen sind.

„1946 seid ihr zurückgekommen“, hilft er ihr weiter.

„Ja, weil mein Vater trotz allem hoffte, in Deutschland irgendeine Spur von der Mutter zu finden. Er starb, als sich seine Erwartungen nicht erfüllten und er hörte, daß Mertin in Westberlin wieder ein gutgehendes ‚Trachten- und Sportgeschäft‘ führt. . .“ Den Rest ihrer Familiengeschichte spült Judith mit dem letzten Schluck Wein endgültig hinunter. Sie möchte nicht länger von den vergangenen Dingen sprechen, die sind so schon nah genug. Breuchheim weiß jetzt, was sie durchmachen mußte.

Nach dem Aufbruch aus „Schillings Weinstuben“ wechseln sie nur noch belanglose Sätze. Als sie sich verabschieden, hat Judith das gute Gefühl der Erleichterung. Dennoch möchte sie schlafen, schlafen und eine Weile allein sein. . .

Hellwach und erregt hingegen geht Breuchheim nach der Begegnung mit dem Mädchen noch einmal in die Redaktion. Mit leidenschaftlicher Empörung diktiert er einer übernächtigen Sekretärin sein Interview. Er nimmt weder Anstoß an der verqualmten Luft noch an dem zuckenden Licht der defekten Leuchtröhren. Er denkt nur: Morgen werden es Tausende lesen! Faschistischer Frevel auf dem jüdischen Friedhof! Grab-schänder – heute wie gestern die gleichen! Und: Antisemitismus – eine Folge der Bonner Wiederaufrüstung!

Keine Zeile ist Breuchheim scharf genug. Judiths Erzählung hat ihn aufgewühlt. Als er kurz nach Mitternacht die feuchten Bürstenabzüge in der Hand hält, überwältigt ihn die Erschütterung. Seine innere Anteilnahme an dem Schicksal des Mädchens, noch überlagert vom sachlichen Interesse am „Fall“, bricht sich in rasch einander ablösenden Bildern Bahn. Er sieht Judith mit zuckenden Schultern an der Grabstätte David Silbermanns. Eine Strohscheuche baumelt im Winde, klappernde Gebetsrollen in den eckig abgewinkelten Händen. Er sieht sie als Zehnjährige, den alten Mann vorsichtig das Fallreep vom Dampfer herabführend, der sie wieder nach Deutschland gebracht hat, und er sieht sie auf einmal so, wie sie ihm nach ihrer Immatrikulation im Seminar vor reichlich vier Jahren begegnete, in olivgrünem Schneiderkostüm und einer dunkelblauen Baskenmütze auf dem Kopf, die in der Farbe zum Anzug gar nicht recht passen will. . .

Brechheim schreckt auf, als der Chefredakteur in sein Zimmer tritt.

„Im Felde, da ist der Mann noch was wert. . .“, pfeift Steinfink und klopft Breuchheim von hinten leicht auf die Schulter. „Du, hör mal!“ sagt er dann ernst, „dein Artikel richtet sich gegen einflußreiche Leute. Jetzt mußt du genau wissen, was du willst! Nicht nur so in die Luft ballern. . .“ In der Tür dreht er sich noch einmal um. „Und vor allem eins, Junge, hübsch mit der Munition sparen. Es kommt noch dicker.“

Leise knackt die Klinke im Schloß. Auch Breuchheim weiß nun Bescheid. Er wird nicht allein sein. Das macht alles leichter. . .

Judith hat unterdessen einen abgewandelten Kindheitstraum. Ihr Bett steht auf freiem Feld, so träumt sie. An seinem Fußende erhebt sich die Jakobsleiter. Sie reicht hoch hinein in den Himmel. Engel steigen daran auf und nieder; sie tragen alle das Gesicht Breuchheims. Ganz oben aber steht einer, in Erz gekleidet, von Blitzen umzuckt und schwenkt triumphierend die „Fränkische Post“. Eine Donnerstimme verkündet: „Die Macht, die Macht, hier ist sie vielleicht!“

Heller brennt das kleine Flämmchen Hoffnung im Herzen, als Judith erwacht.

Drei Tage später läuft in der Redaktion für Breuchheim ein Brief ein. Elegantes Papier, verstellte Druckschrift, anonym natürlich: „Sie Hanswurst, Sie trauriger, Sie Judenknecht, Sie schmutziger! Schauen Sie, daß Sie mitsamt ihrer Judenhure aus Deutschland verschwinden. Leider müssen wir Männer an solche Schweine wie Sie immer noch ohne Unterschrift schreiben. . . gez. Ein aufrechter Deutscher!“

Unschlüssig dreht Steinfink den Brief zwischen den Fingern. Dann geht er persönlich zu Breuchheim und reicht ihm das Machwerk auf dem Jackenärmel hinüber. Er ist eben auch ein „aufrechter Deutscher“, und Dreck serviert man nicht auf silberner Platte.

„„Judenhure“ ist stark, aber sonst ein schlüssiger Brief, nicht?“ sagt er, um es dem Empfänger leichter zu machen und einer Verlegenheit vorzubeugen. Doch von solch einem Wisch läßt Breuchheim sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Damit habe ich gerechnet“, sagt er gleichmütig und steckt den Umschlag in die Brusttasche. „Der Geist von Nürnberg feiert fröhliche Urständ!“

Steinfink betrachtet ihn aufmerksam. Sieh da, denkt er. Das Kücken wird flügge!

Eine Woche ist seit dem Vorfall auf dem Käppele vergangen, und die Stadt lebt und verdaut wie ehemals.

Langsam wird der Oktober rau. Der Wind zerzt an den Stachelfrüchten der Platanen auf der Uferpromenade und treibt das Laub flach über die

Straße hin. Unten in den Büschen am Fluß läßt das rote Licht des Abends die letzten Hagebutten noch einmal erglühen.

Für Judith ist vieles anders geworden. Tage schon beobachtet sie erstaunt ihr Verwandeltsein. Weder Fisch noch Fleisch, verbeißt sie sich zäh in die Pflichten ihrer kleinen Existenz. Sie erledigt die Studienaufträge für Professor Veit Ästle und gibt der pikierten Major durch nichts Anlaß zum Ärgernis. Auch Friedrich Rauschewald ist zufrieden. Der Vorfall auf dem Käppele hat seinen Geschäften nichts angehabt. Im ersten Augenblick tat ihm Judith wohl leid. Aber das Mädchen benimmt sich vernünftig. Sie bedient seine Kunden freundlich-zurückhaltend wie immer. Hin und wieder wirkt sie freilich zerfahren. Am Ende rätselt sie an einer schwierigen Aufgabe. Nun schätzt Friedrich Rauschewald geistige Anstrengungen bei seinen Mitmenschen nur, solange sie ihn selbst nicht damit behelligen. Judith bleibt sich und ihren Gedanken allein überlassen. Tage grübelt sie schon, ob es richtig gewesen ist, was sie, einer spontanen Eingebung folgend, am Morgen nach der Begegnung mit Breuchheim getan hat.

Über dem Schreibtisch in ihrer Mansarde, knapp einen halben Meter von der Fotografie David Silbermanns entfernt, zeigt die ehemals gelbe Tapete wieder ihre ursprüngliche Farbe. Kurz entschlossen hatte Judith den Druck, Chagalls „Toten in Witebsk“ darstellend, von der Wand genommen und das zusammengerollte Bild in den Schrank gestellt. Sie wußte dabei, daß dies mehr war als eine vorübergehende Abneigung gegen das Sujet. . .

Auch als sie jetzt aus der Stadt kommt, denkt sie an nichts anderes. Sie hat das Zentrum rasch hinter sich gebracht und geht gemächlich über die Uferpromenade nach Hause. „Sähe es Ästle, er würde sich grämen. . .“, quält sie sich und stößt mit der Schuhspitze eine der stacheligen Platanenkugeln vor sich her. Unschlüssig blickt sie über die Kaianlage zum Fluß. Auf dem schmalen Wiesenstück vor dem Wasser leuchten die Hagebutten. Es beginnt dünn zu regnen. Die Fische springen. Sie muß an Breuchheim denken. Nach ihrer Unterhaltung in „Schillings Weinstuben“ hat sie ihn nicht wieder gesehen. Vielleicht hat er sich bei der Sache zu stark engagiert? fragt sie sich und denkt: Juden wie Menschen behandeln, ist wohl schon wieder außergewöhnlich bei uns? Ihr Herz klopft unregelmäßig. Wie ein Schulmädchen läuft sie schneller über die Quadratur des Pflasters, als könne sie dadurch dem Geschehen entfliehen. Der Wind drückt ihr die Kleider gegen den Leib. Von vorn kommt der Sturm.

Zur gleichen Zeit geht Jochen Breuchheim durch die Seilergasse auf den ruhig daliegenden Marktplatz zu. Er hat die Hände in den Taschen seines steingrauen Lodenmantels vergraben und den Kragen über die Ohren gezogen. Der nieslige, kühle Oktoberabend, die zerlaufenden Neonlichter auf dem regennassen Asphalt lassen ihn frösteln. Glasstimmung!

„Glasstimmung“ nennt er das. Man fühlt sich eigentümlich erschöpft. Irgendwo drinnen schwappt ein abgestandener Bodenrest Vergangenheit. Ein kleiner Stoß, schon hat man einen Knacks weg. Schuld ist dieser verdammte Brief. Breuchheim kann ihn schon auswendig hersagen: „Sie Hanswurst, Sie trauriger, Sie Judenknecht, Sie schmutziger! Schauen Sie, daß Sie mitsamt Ihrer Judenhure. . .“ Breuchheim lacht bitter: Na, und so weiter. Judith, kleine struppige Judith, weshalb gehe ich zu dir?

Eigentlich war sein Auftrag für die „Fränkische Post“ erledigt gewesen, als er das Interview über die Grabschändung in der Tasche hatte. Aber das Bild des Mädchens verfolgte ihn. Trotz der aufreibenden Arbeit dünkten ihm die letzten Tage eine Ewigkeit. Nachts kam der Schlaf nur wolkig und schwer, so daß er aufstand, in Fächern kramte und die Stunden zergrübelte. Als ihm Steinfink die anonyme Drohung brachte, galt sein erster Gedanke dem Mädchen. Er mußte zu ihr.

Es regnet stärker. Im Kielwasser eines Fahrrades läuft zitternd das zerteilte Wasser auseinander. Die kreisenden Räder überschütten Breuchheim mit schmutzigen Tropfen. Judiths Sommersprossen fallen ihm ein. Wenn sie erregt ist, wird sie ganz blaß! Dann gleichen die Sommersprossen winzigen, eingetrockneten Lehmgespritzern auf einer Kalkwand. . . Das hatte er bei ihrer ersten Begegnung im Schloßpark gemerkt. Sonnenblumen hingen ihr damals über die Schultern. Ein Gärtner hatte die schweren Scheiben vorsorglich mit altem Tüllstoff umwickelt, damit die Vögel die Kerne nicht ungebeten herauspickten. . .

Selbstvergessen balanciert Breuchheim auf dem Rande des Bürgersteiges. Als er die Sonnenblumen plötzlich vor sich sieht, gibt es in seinem Kopf einen nebligen Wirbel. Vor seinen Augen hängen Gardinen. Viele schmale, verregnete Gitterstreifen. Dahinter dreht sich knallgelb ein Sonnenrad und schleudert unzählige Hakenkreuze aus seiner Mitte, klein und schwarz wie gefährliche Fliegen.

„Lächerlich! Der Knacks hat mich ja schon“, flüstert Breuchheim. Den Blick fest auf die Laternen der alten Mainbrücke gerichtet, läuft er weiter. „Bloß aus der Straße heraus! Dann wird es gleich besser. Hier unten hocken die Häuser viel zu dicht beisammen“, sagt er sich und schreitet schneller aus. Er weiß, was ihn in den nächsten Minuten packen wird. So kündigt es sich immer an. . . Vor Breuchheim liegt die breite Fahrbahn der Brücke, rechts und links von schmalen Fußsteigen gesäumt. Er liebt diese Überführung mit den Standbildern der Frankenheiligen aus Sandstein. In sanftem Bogen spannt sie sich über den breiten Fluß und die Uferwiesen. Betritt man sie von der Stadt her, liegen die winzigen aneinandergedrückten Häuser des Fischerviertels vor einem. Dahinter erhebt sich der Schloßberg, mit vielen kleinen Wein- und Hopfenfeldern besetzt, die dicht

unter der roten Mauer der Marienfeste in locker angelegte Baumgärten übergehen.

Obwohl die romantische Fassade am Wochenende von vielen Scheinwerfern mit gleißendem Licht überschüttet wird, sieht der Mann von alledem nichts. Hastig nimmt er die wenigen Stufen, die zur Brücke hinaufführen. Schräg treibt ihm der Wind den Regen ins Gesicht. Unwillkürlich bleibt Breuchheim stehen, um sich das Wasser aus der unbedeckten Stirn zu wischen. Da sieht er es wieder! Knickbeinig fällt der lange Schatten der ersten Brückenlaterne über das Pflaster. Das Licht der Ampel zerspringt hundertfach unten im Fluß. Ein Bild aus seinen Kinderjahren steigt auf. Er hatte es gehaßt, verflucht, beschworen; aber es ließ sich nicht bannen. Ein ungenaues Schuldgefühl trieb es immer wieder hoch.

Brechheim lehnt sich an das nasse Geländer und starrt hinunter. So wie jetzt war es damals auch gewesen. Damals, vor zwanzig Jahren, an einem feuchtkalten Nachmittag im November achtunddreißig. . .

Frierend trat er aus der Turnhalle: Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl, flink wie der Windhund ist der deutsche Pimpf! Gemächlich überquerte er den Hof und wollte sein Fahrrad gerade durch die kleine Pforte vor die Schule schieben, als er Gejohle hörte: „Judenschwein! Saujude!“ plärrte eine Horde Halbwüchsiger aus den oberen Klassen des Gymnasiums. Der kleine Nentwig mit dem Hinkebein, der „Fuchs“ mit dem brandroten Haarschopf, und Kunibert Mittelstett, der Sohn des Rektors, gaben den Ton an. Sie standen in dichtem Halbkreis um die gußeiserne Gaslaterne vor dem Schulaufgang, der von zwei schlummernden Steinlöwen sicher bewacht wurde; schrien, stampften mit den Füßen und hieben ihre harten Jungenfäuste durch die Luft. Wie böse Affen hockten ihnen die Lederrenzen im Genick und vollführten dort einen wilden, hüpfenden Tanz.

Das alles konnte ihn nicht aus der Fassung bringen. „Judenschwein“, „Plattfußitze“ und schlimmere Schimpfwörter hörte man an allen Ecken des Viertels, seit das Lehrerkollegium um einen fiesen Mann reicher geworden war, der sich mit zackiger Armbewegung den Klassen vorstellte: „Ich bin ein bekennender Arier. Dr. Siegfried Storch dient dem Führer!“

Jochen schob sein Fahrrad ganz durch die Tür und machte ein paar Schritte auf die Hetzer zu. Er sah ihnen in die flächigen, nach oben gekehrten Knabengesichter. Wo bei „Fuchs“ sonst der Mund saß, gähnte, brutal und zum Ekeln anzuschauen, ein kreisrundes, schwarzes Loch. Die Basedowaugen von Kunibert stierten auf einen Punkt über ihren Köpfen, der auch das Interesse der anderen völlig beherrschte.

Jochen schaute nach oben. Den bösen Blicken der Hetzer preisgegeben, hockte dicht unter dem Gaskandelaber der Straßenlaterne ein völlig verängstigtes Mädchen. Es war höchstens fünf bis sechs Jahre alt, kalkblaß;

das braune Kraushaar stand ihr wirr um den Kopf. Die Augen unnatürlich weit aufgerissen, starrte die Kleine aus ihrer luftigen Höhe auf einen dunklen Fleck auf der Fahrbahn. Dort lag eine wunderschön angezogene Puppe, das heißt, der bekleidete Balg einer Puppe. Der Kopf war nur noch eine Handvoll zertretenen Zelluloids, auf dem ein Jungentiefel sich kreiselnd gedreht hatte.

Das Mädchen kämpfte mit den Tränen, blieb aber stumm. Verkrampft hielt sich der schwächliche Körper, die Beine verkreuzt um den Pfahl gelegt, auf einer wulstigen Verzierung der Gaslaterne. Seit Jochen den Kinderpogrom beobachtet hatte, veränderte sich an der Situation nichts. Erst als das Mädchen am Ende seiner Kräfte in den Armen nachgab und ein Stück herunterrutschte, schien der Bann gebrochen. Die Horde stürzte sich auf ihr Opfer. Der kleine Nentwig hob den ersten Stein.

Nicht! Nicht doch! wollte Jochen schreien. Aber die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken. In der nächsten Minute war es für seine Warnung zu spät. Steine scherbelten gegen die Lampe, deren blaues Flämmchen zuckend verlosch. Das Mädchen, von herabfallenden Glassplittern getroffen, sackte langsam auf den Bürgersteig.

Die Heldenbuben waren davongestoben, als die Lampe klirrend ihr Licht aufgab. Wimmernd kroch die Kleine zu den Resten ihrer Puppe.

Jochen sah sie nicht. Für ihn hockte sie noch immer über den Köpfen der Meute; schutzlos, halb versteinert vor Angst, trotz all ihrer Tapferkeit.

„Rapunzel, laß das Haar herunter. . . Haar herunter!“ flüsterte er tonlos, während er starr vor Entsetzen sein Fahrrad davonschob. Ob das Judenmädchen das Märchen wohl kannte, das er immer und immer wieder lesen mochte, obwohl die Lektüre von Cäsar und Hans Grimm den Lehrern viel wichtiger schien? Was später mit der Kleinen geschah? Er wußte es nicht. Das Erlebnis aber nistete in seiner Erinnerung. . .

Brechheim atmet schwer. So feig, hatte er sich beim Tode seines Vaters geschworen, wollte er im Leben nicht noch einmal sein. Und doch war es bis vor kurzem nur eine Kette von Feigheiten. . . Das Wasser scheint nahe zu ihm heraufgerückt. Perspektivisch seltsam verzerrt, sieht er die Szene von damals im schwarzen Spiegel des Flusses. Grob rastern Regen und Wellen das unheimliche Bild. Im gleichen Moment vergeht die Vision. Des Wachtraums erschreckende Gestalt zerrinnt. Brechheim begreift. Aus der Vergangenheit fort führt die Brücke direkt zu dem Mädchen aus der Buchhandlung im Falkenhaus.

Rapunzel läßt ihr Haar herunter. . . Judith Silbermann würde ihn am Ende von seiner Schuld befreien?

Hier brechen seine verwirrten Gedanken ab. Quatsch, denkt er, Mitleid ist keine Grundlage für ewige Liebe. Wer hat da übrigens mit wem

Mitleid? Was verbindet mich mit dem Mädchen? Persönliche Wiedergutmachung – ein Schlagwort! Die Puppe? Der Auftrag der Zeitung? Sie wird sich bedanken. Sie kann gut allein auskommen. Das hat sie schließlich in den Jahren nach dem Tode des Vaters zur Genüge bewiesen. . .

Vom Dom klingen tief sechs Glockenschläge. In Breuchheims Tasche knistert der Brief. „Sie Hanswurst, Sie trauriger, Sie Judenknecht, Sie schmutziger. . .“

Brechheim schüttelt sich. Da fällt der Spuk von ihm ab.

„Nun gerade!“ sagt er vernehmlich und geht rasch ins Fischerviertel hinüber.

Zehn Minuten später sitzt er in einem lackierten Rohrstuhl Frau Helena Majors und wartet auf Judith.

Junger Mann aus gutem Hause? hatte sich die Wirtin gefragt, als er höflich bat, eine Weile Platz nehmen zu dürfen.

Judenhure! irrlüchert es durch seine Gedanken. Trotzig schiebt er das Kinn vor. Zwischen den Zähnen zerbeißt er das niederträchtige Wort. Niemals wird er Judith den Brief zeigen.

Frau Major ist entsetzt. Gefährlich sieht der ja aus, denkt sie, wie sie ihn so in seinem Zorn durch den Türspalt beobachtet. Was hat den eigentlich hergeführt? Sie beschließt, aufzupassen. Unruhig und nervös über Judiths Abwesenheit, spielt Breuchheim mit einer kleinen Königin-Luisen-Büste aus Gips, die zum Zeichen, daß Frau Major einst zu den Mitgliedern des königlich-preußischen Jungmädchenvereins gehörte, auf dem Tische steht.

„Daß ihr nur nichts geschieht, Kurt-Wilhelm, Gott hab ihn selig. . .“, stößt sie hervor und schlägt sich mit ihren Spinnenfingern auf den dünnlippigen Mund.

Als Frau Major auf den Korridor tritt, kommt Judith gerade zur Tür herein. Die drei mustern sich stumm. Unbeachtet steht die Königin-Luisen-Büste wieder auf dem Tisch. Breuchheim hat sich erhoben. Er faßt sich zuerst. „Ich bringe die Bilder“, improvisiert er vage zu Judith hinüber und zwinkert mit den Augen, um die Notlüge zu entschuldigen.

Judith lehnt noch immer mit dem Rücken am Türpfosten. „Das ist nett von Ihnen, Herr Breuchheim!“ gibt sie steif zurück, und: „Ich habe die Proben in meinem Zimmer, wenn Sie mit nach oben kommen wollen?“ Sie geht an der sprachlosen Major vorüber und steigt vor Breuchheim die Treppe hinauf.

Tadellos hat sie sich benommen, denkt Breuchheim verblüfft, schauspielern kann sie auch!

Während sie die Stiege hinaufklettern, sprechen beide kein Wort. Nur ein feines Klingen läßt sich hören. Es stammt von einem lockeren Schuh-

eisen, das in rhythmischen Abständen gegen den blankgehobelten Estrich pendelt.

In der Mansarde verliert Breuchheim seine Befangenheit. „Hier sind übrigens die Bilder“, sagt er und kehrt die leeren Handflächen nach oben.

„Scholem Alejchem!“ Judith geht auf seinen Scherz ein, aber ihre Stimme klingt brüchig.

Brechheim fürchtet, einen Ton angeschlagen zu haben, der Judith verletzten muß. Während er sich auf einen der zwei Stühle setzt, das kleine Fenster im Rücken und das Zimmer vor sich, fragt er mit einer ungeschickten Bewegung zum Schreibtisch hin: „Was ist das für eine Puppe dort? Ein Maskottchen?“

Judith sieht Breuchheim an. Das grüngelbe Licht des Abends fällt ihr voll aufs Gesicht. Das Elfenbein der Haut wechselt in ein zartes Oliv. Über den Jochbögen bilden sich Schatten. „Nein“, sagt sie obenhin, „die Puppe ist von Mutter.“

Sonst nichts.

O Gott, ich Tölpel! denkt Breuchheim. Es ist sehr still in dem kleinen Raum. Das Mädchen ist auf ihrem Stuhl leicht nach vorn gerutscht. Ihr Mund steht ein wenig offen. Der kragenlose Ausschnitt ihrer Bluse läßt die Gruben am Schlüsselbein sehen.

In der Dämmerung hat Judith die Vorstellung eines langen Zuges schwarzgekleideter Gestalten; Hunde springen an ihnen hoch, Peitschen sausen auf ihre Rücken, doch gleichmütig und stumm bewegen sie sich weiter, um in der Ferne wie auf einer Bühne plötzlich ins Bodenlose zu verschwinden.

Brechheim ist aufgestanden und neben Judith getreten. Er ahnt, daß ihr Schmerz größer ist, als sie sich selbst eingestehen will. Behutsam legt er seine Hand auf ihren Arm. „Judith“, fragt er, „Judith, soll ich jetzt gehen?“

Das Mädchen hat sich bei der Berührung aufgerichtet. Es atmet ganz flach, und von weit her flüstert es: „Wir wollen gehen. Hier können wir nicht bleiben. Ach, manchmal möchte ich ganz fort aus diesem Deutschland!“

Der Abend ist kühl. Es hat aufgehört zu regnen. Die beiden kehren der gleißenden Stadt den Rücken und schlendern die Gasse hinauf. Braunblau erhebt sich vor ihnen der Schloßberg. Dort, wo die Baumgärten allmählich in ein ödes Wiesenstück übergehen, läßt sich deutlich der helle Zickzackweg zur Festung verfolgen. Judith liebt diesen Weg. Von oben hat man einen weiten Blick über Fluß und Stadt. Seitwärts, im Walde versteckt, liegt das Käppele. Der Busch ist schon dunkel. Der Holunder strömt Bitternis.

„Ich kann mich noch gut erinnern“, sagt sie, „der Vater roch immer ein

wenig nach Gerbsäure. Jeden Freitag mußte ich einen neuen Topf Schmierseife kaufen. Die frisch abgebalgten Felle. . .“

Wieder der Vater! denkt Breuchheim. Sie hat sich so festgehakt. Das führt doch zu nichts. Nur aus der Abrechnung erwächst neue Kraft. . .

Langsam gehen sie am Gatter der Apfelplantage entlang. Breuchheim fährt mit dem Handrücken über das Gitterwerk. Hinter ihnen schnurrt die nächtliche Stadt – Riesenkatze, die sich die Pfoten leckt.

Judith spürt den stillen Vorwurf Breuchheims. „Die Puppe, nach der du mich vorhin gefragt hast“, lenkt sie ein und nimmt Breuchheims Arm, „die Puppe hat noch kein Fremder gesehen. Vater liebte sie wie einen Fetisch. Eine Überlebende aus dem Lager hat sie uns geschickt. Das Haar . . . das Haar soll von Mutter sein!“

Judith hat das Gesicht abgewandt. Ihre Hand rupft Blätter von einem überhangenden Ast. Breuchheim hört das Knistern ihres Rockes und hat das starke Gefühl, sie schützen zu müssen. „Rapunzel, laß dein Haar herunter. . . Haar herunter“, flüstert er tonlos und will das Mädchen in seine Arme nehmen. Da heult – langgezogen – unten auf dem Strom die Sirene eines Schleppdampfers durch die Nacht. Judith macht ein paar heftige Schritte zur Seite. Sie ist labil und angegriffen und reagiert ohne den Schutz einer sicheren Perspektive seit dem Vorfall auf dem Friedhof häufig verschreckt.

Brechheim fühlt, daß er ihr Zeit lassen muß, viel Zeit, damit sie sich wieder auf sich selber besinnt. Als sei nichts geschehen, gehen sie weiter. Die Gärten liegen bald hinter ihnen. Eine große ockerfarbene Schildkröte, steht die Kippscholle des Berges gegen den Himmel. In der zottligen Grasnarbe grummelt der Wind. Er klappert mit den hohlen Kapseln des Feldmohns und löscht die blaßgelben Lichter der Königskerzen eine nach der anderen. Was braucht's die im Spätherbst! „Die Natur hat ein Recht, so poetisch zu spielen. Für die Kunst genügt Poesie allein nicht“, sagt Breuchheim und deutet über das nächtliche Bild.

Er hat von Judith keine Antwort erwartet und ist erstaunt, als sie nickt. „Vor ein paar Tagen hab ich das gleiche erfahren. Ästle hat mir wider Willen die Augen geöffnet. Ich habe noch keine Ruhe gehabt seitdem, aber der übertriebene Funktionalismus des verselbständigten Details, den er als das ‚eigentlich Künstlerische‘ so an Chagall preist, ist irgendwie . . . faul und nichts als die unbewußte Vertuschung einer großen weltanschaulichen Schwäche . . . Vor der Bestie kapituliert der reine Ästhet . . .“

„Erklär mir's noch einmal. Das war ja Professoren-Deutsch!“ antwortet Breuchheim und lächelt, weil er die alte Judith aus den Seminaren wieder vor sich sieht. Der Wind hat ihren Rock zu einer schwingenden Tulpe aufgebläht. Das knabenhaft kurzgeschnittene Haar steht in zwei störrischen Flügeln zu beiden Seiten des Kopfes.

„Ach“, erwidert sie fast ärgerlich, „Ästle hat sich da so eine Theorie zu-rechtgelegt, die davon ausgeht, die moderne Kunst müsse wieder Magie sein. Gegen jedes Übel ein Bannbild. Gegen das Laster den Mann mit der Hippe. Gegen den Totschlag Christus auf dem Ölberg. ‚Gesundbeterei‘ auf höherer Stufe . . .“

„Judith“, wendet Breuchheim leise ein, „ich glaube, du tust dem alten Mann unrecht. Er ist ja schon nahezu siebzig Jahre. Bedenke auch, was er durchgemacht hat! Es gibt schlimmere Theorien. Diese . . .“, er stockt, „diese will doch wenigstens helfen: Hier ist der Ganges, hier reinige dich! Wenn sie auch von einer ganz falschen Prämisse ausgeht. Mich rührt es, wenn Ästle annimmt, unsere alte Gesellschaft warte nur auf die Kunst.“

„Glaub mir, Jochen“, entgegnet ihm Judith, „ich wäre die letzte, die ihm das ankreidete. Aber er behauptet doch ernstlich, daß man solche Dinge, wie sie am Käppele geschehen sind, nur durch ‚Besprechen‘ wegwriegt: Eiris sâzun idisî . . . Wie ein Zauberweib!“

Brechheim gibt es einen Stich. Hat er das nicht auch geglaubt, als er den Artikel schrieb, fest, unumstößlich?

„Und was denkst du, was hilft?“ fragt er ziemlich einfältig und versucht mit beiden Händen sein Haar zu bändigen, das ihm der Wind wie eine Fellmütze über den Kopf gestülpt hat.

Judith stutzt. Dann erinnert sie sich: „Man muß eben auch eine Macht sein!“ sagt sie triumphierend und stellt sich auf die Zehenspitzen, als wolle sie sich in die Luft heben und davonfliegen.

Brechheim ist sprachlos. Steht da noch die hilf- und ratlose Waise, der die jüdische Abstammung zum zweitenmal zum Verhängnis zu werden drohte?

Freilich hat Judith noch keine bestimmten Vorstellungen von der „Macht“. Sie weiß nicht, mit wem sie sich verbünden soll; aber das passive Hindämmern und die selbstquälerischen Träumereien sind verworfen. Langsam wird Judith Silbermann ein mündiger Mensch.

Brechheim ahnt etwas von diesem Prozeß. Sie muß ihre Isolation aufgeben, denkt er, und: Kunstgeschichte ist zwar nicht das übelste Betätigungsfeld, aber doch auch kein ausschließliches.

„Judith“, sagt er deshalb, und es klingt wie ein heller, hingetupfter Trompetenton, „Judith, weißt du, du mußt unter Menschen!“

„Wenn es nette sind“, antwortet sie und wagt im Dunkeln einen verstohlenen Seitenblick. „Nicht solche Himmelsstürmer und intellektuellen Korvettenkapitäne mit Bart und Tschingtarabummbumm . . .“

Brechheim mißverstehen das Mädchen gründlich. Der Gedanke, sie auf diese Art an sich zu binden, nimmt ihn gefangen. Es ist ihm ernst, als er beteuert: „Ich dachte an meine Freunde im ‚Grünen Kreis‘. Wir kommen

öfter zwanglos zusammen und diskutieren über Gott und die Welt ... Über Kunst und Literatur, Gesellschaft und Politik ... Über Politik in letzter Zeit immer häufiger ... ‚Himmelsstürmer‘? Ja und nein. Eins kann ich dir versichern, übriggebliebene Wachfiguren aus dem zweiten Weltkrieg, ‚Korvettenkapitäne‘ nanntest du sie, tauchen bei uns nicht unter, da schlagen die Wellen zu hoch!“

Der schmale Zickzackpfad hat sie mittlerweile in eine flache Senke dicht unter der Bergkuppe geführt. Hier steht ein alter, breit ausladender Nußbaum, mit dessen grünen Früchten die halbe Stadt Pflaumenmus kocht, weil es dann würziger, herber schmecken soll. Eine alte Frau mit Sinn für die Geschichte der Gegend hat einmal behauptet, der Baum stamme noch aus den Zeiten der Römer. Nun werden Walnußbäume niemals zweitausend Jahre alt, aber letztlich wird sie wohl recht haben. Die Römer marschierten wieder nach Hause, und der Nußbaum faßte Wurzeln. Das ist der Lauf der Welt.

Unter dem Baum steht eine Bank – zwei Steine, ein Eichenbrett. Von dort aus kann man den Blick weit ins Land schicken, über das glitzernde Band des Flusses, über die Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln, an klaren Tagen bis zu den blauen Höhen des Steigerwaldes.

Judith und Breuchheim setzen sich. „Der ‚Grüne Kreis‘?“ fragt sie und blickt nach den Sternen. „Ob der helfen kann?“

„Was denn“, fragt Breuchheim, „helfen?“ und versucht angestrengt zu erfassen, was in Judith vorgeht.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn“, das alte Wort gilt ja nicht mehr. Aber ich kann doch wohl fordern, daß man die Friedhofsschänder zur Rechenschaft zieht!“ Hart, scharf hat sie das ausgesprochen.

Wie eine Katze, der man die Jungen ersäufte, denkt Breuchheim und liebt sie in diesem Augenblick sehr. Was für Illusionen sie sich macht! Sie glaubt noch an Schuld und Sühne, sie vertraut der Gerechtigkeit. Sie, die Jüdin, hofft auf vorurteilsfreie Richter! Weiß sie denn nicht ...?

Er möchte ihr klarmachen, daß ihr Vorhaben ein aussichtsloses Unterfangen bedeutet; ihr erklären, daß der Landesjustizapparat von ehemaligen Nationalsozialisten unterwandert ist, die ihre ganze Aufmerksamkeit Gesinnungsprozessen zuwenden, bei denen garantiert eine Beförderung abfällt und kaum einer sich finden wird, sein eigenes Nest zu beschmutzen ... Wo soll er beginnen? Wie wird sie überhaupt reagieren, wenn er ihr abrät? Muß sie nicht denken, er sei feige, wenn er ihr nahelegt, die Angelegenheit gerichtlich nicht zu verfolgen?

Für Sekunden sieht er wieder das Bild aus der Kristallnacht: Eine Puppe liegt auf der Straße. Ein kleines Mädchen hockt auf der Laterne. *Er* schiebt sein Fahrrad davon ...

„Judith“, beginnt er auf gut Glück und nimmt ihre Hand.

Über der summenden Stadt hängt groß und unheimlich eine leuchtende Nachtwolke – Stimmungsarrangement vom Schnürboden des Welttheaters. „Judith, du bist doch kein Michael Kohlhaas. Was hast du davon, wenn ein paar gekaufte Strohänner für einige Wochen ins Gefängnis kommen. Die Drahtzieher gehen bei uns allemal leer aus.“

Diese Antwort ist ihm nicht leichtgefallen. Tatsächlich klingt sie zu nüchtern und kann Judith kaum überzeugen. Breuchheim fühlt, daß das Mädchen ein Recht hat, die ganze Wahrheit zu erfahren. Weshalb auch soll er sie ihr vorenthalten?

Eine Nuß fällt vor ihnen ins Gras. „Hörst du“, sagt er eindringlicher. „Der Antisemitismus in jeder Form ist doch nur Mittel zum Zweck. Ein kluger Mann hat ihn unlängst als ‚die Geistes- und Seelenverfassung einer permanenten Kriegssituation‘ bezeichnet. Ein sehr ernster Aspekt. So ungeheuerlich er auch erscheinen mag, ich glaube, er hat das Wechselbalg beim richtigen Namen genannt!“

Judith hat ihre Hand zurückgezogen und sich halb zu ihm umgewandt. Ihr Gesicht ist ganz nah bei seinem. Kleine, warme Luftkugeln treffen ihn, als sie hervorstößt: „Du willst doch damit nicht sagen . . .? O Gott, ich habe ja Jahre verschlafen, ich . . .“

Fassungslos bricht sie ab. Ein quittegelber Mond hat sich hinter der Wolke über der Stadt hervorgeschoben und taucht das Häusermeer in ein giftiges, unheimliches Licht.

„Doch, Judith, ich will damit sagen“, erwidert Breuchheim, „daß bei uns Kräfte am Werk sind, die darauf brennen, die Vergangenheit aufzufrisieren. Wenn nötig, mit Krieg. Was das bei dem augenblicklichen Stand der Atomforschung bedeutet, kannst du dir denken . . .“

Judith sagt lange nichts. Unverwandt betrachtet sie Breuchheim. Sein feines, flattriges Haar, die hohe Stirn, die schmale Nase, den dünnen Mund. – Das alles Asche? Hauch der Vergänglichkeit an einer Mauerwand?

„Im ‚Grünen Kreis‘“, flüsterte sie, „sprecht ihr darüber im ‚Grünen Kreis‘?“

„Vor allem“, antwortet Breuchheim, hellwach geworden und erschüttert von der bangen Eindringlichkeit ihrer Frage, „vor allem müssen wir handeln. Und bei gewissen Dingen ‚unberufene Einmischung‘ nicht scheuen. Judith, wir haben den gleichen Feind. Die Atommannwache, neulich, auf dem Marktplatz, die Idee stammt von uns . . .“

Leichter, um Judith nicht kopfscheu zu machen, setzt er hinzu: „Nächste Woche treffen wir uns bei einem Freund. Komm auch hin. Ich bitte dich drum. Vielleicht können wir etwas für deinen Vater unternehmen. Hinter der Grabschändung steckt ja System. Einer allein . . .“

Judith nimmt seine Worte als Trost. Als die richtige Lösung erkennt sie sie nicht. Der „Grüne Kreis“, was ist schon der „Grüne Kreis“? Neugierig ist sie aber doch, mit welchen Leuten Breuchheim verkehrt. Deshalb fragt sie: „Wer kommt dort so hin, in – deinen Kreis?“

Brechheim ist klug. „Logengesetz!“ erwidert er, und: „Wird nicht ver-raten. Einige kennst du bestimmt von der Universität!“

Unversehens nimmt er Judith bei den Schultern. „Der große Meister bin ich“, sagt er in einem Anflug von Übermut und schüttelt sie liebevoll. Dann bricht er eine späte Skabiose ab und steckt sich die Blume wie einen Orden ins Knopfloch.

„Freimaurermanieren!“ sagt Judith gar nicht böse und steht auf, weil sie's fröstelt. Aus dem Schlaf geschreckt, streicht ein Dompfaff geckernd vom Nußbaum. Die trockenen, lederartigen Blätter klappern im Nachtwind. Vom Käppele schlägt es zehn Uhr. Auch Breuchheim erhebt sich. Der Abstieg, für rüstige Leute eine Angelegenheit von einer Viertelstunde, streckt sich.

Gegen elf hört Frau Helena Major endlich die Tür klappen. Nur Baldrian-tropfen können der Dame noch helfen.

LUMUMBA

Analphabeten schreiben
das eine Wort:
Freiheit.
Analphabeten lesen
das eine Wort:
Freiheit.
Wer besuchte
die Missionsschulen?
Wer bezahlte
die Missionare
im Kongo?

Der Widerhall
tanzender Schatten zieht
den Flußläufen entlang
durch den Urwald.
Schatten sind
ohne Hautfarbe.

Die Lebenslänglichen
tanzen
auf der schwarzen
Haut Afrikas.
Erdstöße halten
die Toten wach.

Wenn die Sonne
schräg steht, werden
die Schatten länger.
Nach den Trommeln
fallen die Herzen ein
in den Rhythmus.
Die Henker kriegen
ihre Henkersmahlzeit.

ABENDLAND

Die Wissenschaft nimmt die Gezeiten hin.
Wen erstaunt es?

In meinem Land ist es Abend.
Dunkelheit herrscht unter den Lichtkegeln.

Wer leuchtet den Urwald aus
und den Meeresgrund
und das Elend in unseren Städten?

Dunkelheit herrscht unter den Lichtkegeln.
Der Strom geht aus. Die Lichter
glühen nicht nach.

Die im Morgenland haben den Tag
vor sich.

OLGA

Ich liebe in Dir mich selbst.
Ich gehe mit Dir meinen Irrweg.
Ich spreche aus Deinem Munde.
Ich tröste in Dir mich selbst.
Ich erschrecke in Dir vor mir selbst.

LIDICE

In dieser Mulde duften
die Rosen so herb.
Hier werde ich nachdenken.

Die Schafgarbe blüht
wie die Rose.
Wer klärt das Wunder?
Ich habe mein Herz angeboten
als Opfergabe.

Jetzt schlägt
die Erinnerung in mir.
Wer klärt das Wunder?
Kinderlachen ist
in Stein gehauen,
und ich habe meinen
Schrei wiedergehört
in der Mulde.
Wer klärt das Wunder?

Die Rosen von Lidice
blühen
in meinem Garten.

RON PRENTICE VERLÄSST HAYBROOK

Ron Prentice stieß die Pendeltür von Kellys Kneipe auf, lehnte sich gegen den Rahmen, um sie offen zu halten, und blickte die Straße hinunter in das Halbdunkel. Ein Hund trottete durch den spärlichen Verkehr der australischen Kleinstadt von einem Rinnstein zum anderen. Das blasse Licht der Straßenlaterne vor Haybrooks Mechanic's Institute fiel auf eine Gruppe von Fremden, die sich an einem Lastwagen zu schaffen machten. Als Ron sie eine Weile beobachtet hatte, spie er das zerkaute Ende eines Streichholzes aus, hob sein Bierglas und trank es leer. Dann ging er an die Theke der verqualmten Gaststube zurück und wandte sich an Ed Cox, seinen Boß, einen bulligen Farmer, dessen rotes Gesicht vom Trinken glühte.

„Das werden sie sein“, sagte er kurz.

„Zeit, daß du die Jungs zusammenholst“, antwortete Cox.

Ron schob sein leeres Glas über die Theke und winkte dem Wirt. „Gib ihm eins auf meine Rechnung“, sagte Cox.

„Danke“, erwiderte Ron kühl.

„Dein Wohl.“ Der Farmer trank ihm zu. „Und jetzt hol die Jungs.“

„Die werden schon aufkreuzen.“

„Wir brauchen sie sofort“, beharrte Ed Cox, doch Ron drehte ihm den Rücken zu.

Jemand boxte ihn in die Seite. Ron blickte hoch und sah in das grobe Gesicht von Al Cox, Eds ältestem Sohn, einem breiten, muskulösen Kerl.

„Sei kein Frosch“, sagte Al.

Ron nahm seinen Fuß von der Messingstange und stemmte sich von der Theke ab. Die Haut über seinen Backenknochen straffte sich.

„Wer ist ein Frosch?“ fragte er scharf.

Als Mund verzog sich zu einem trägen Grinsen. „Hast du nicht verstanden?“ sagte er, die Worte dehnend. „Der Alte will, daß du die Jungs holst.“

„Habt ihr Angst, oder was?“ gab Ron zurück.

„Kratzt uns überhaupt nicht“, sagte Al und streckte lachend seine starken Hände vor. „Wundere mich nur über dich.“

„Was soll das?“

„Mach keinen Ärger“, sagte Al und legte Ron die Hand auf die Schulter. „Hol die Jungs her, und damit basta!“

Ron schüttelte Al Cox' Hand ab, er sah zu seinem Boß hinüber, dann wieder auf Al, der jetzt nicht mehr grinste.

„O.K.“, sagte er schließlich, schob sein halb geleertes Glas beiseite und ging zur Tür, die heftig hin und her schwang, als er nach draußen trat. Jedesmal, wenn sie nach außen schwang, fiel ein Lichtstreifen auf die Straße, und die Chromteile eines Motorrades am Rinnstein glänzten auf. Ron setzte sich auf die Maschine, zog seine Handschuhe an, schlug den Kragen seiner Lederjacke hoch und startete. Der Motor heulte auf, als er eine Kurve nahm, der Scheinwerferkegel sprang über die Fassaden niedriger Häuser, Bank, Postamt, Warenhaus, und beleuchtete, als Ron am Mechanic's Institute vorüberfuhr, die Gesichter von Neugierigen, die um den Lastwagen herumstanden, auf dessen Dach ein Lautsprecher und ein kleiner beweglicher Scheinwerfer montiert waren. Hinten auf dem Wagen sah Ron einen Mann, der ein Mikrophon an den Mund hielt. Der Wind trug abgerissene Laute an sein Ohr: „Sprechprobe – eins – zwei – drei!“

Ron raste weiter in eine ungepflasterte Seitenstraße hinter dem Institut. Das Hinterrad wirbelte eine in der Dunkelheit kaum sichtbare Staubwolke auf.

Drei seiner Freunde hatte Ron schließlich beisammen: Snowy Matters, Jim Kennedy und Bruiser Coles, die einander sehr ähnlich sahen in ihren Lederjacken und den engen Jeans. Als sie mit den Motorrädern Kellys Kneipe erreichten, wartete Al Cox schon auf dem Bürgersteig. Der alte Armeemantel, den er trug, ließ ihn noch massiger erscheinen. Unter dem breitkrepfigen Hut war sein Gesicht trotz des Lichtes der vier Scheinwerfer nicht zu erkennen. Der Stiel einer Spitzhacke, den er in der Faust schwang, warf unruhige Schatten gegen die Mauer der Kneipe.

Durch den Lärm der Motoren drangen die erregten Stimmen des Grundstücksmaklers Franklin und des Bankiers Charles D. Armstrong an Rons Ohr, und durch die offene Kneipentür sah er seinen Boß einer Gruppe knüppelbewaffneter Männer Anweisungen erteilen. Der Anblick verdroß ihn, und er horchte mürrisch auf, als Al sagte: „Ihr müßt mit euren Motorrädern so 'n Spektakel machen, daß keiner ein Wort von den Commos versteht.“

„Was meint ihr dazu, Jungs?“ fragte Ron die anderen.

„Ihr wollt doch keine Roten in der Stadt, was?“ mischte sich Al ein.

„Wir werden Krach machen – O.K.“, sagte Ron. „Aber – hör zu . . .“

Al grinste. „Sie werden's überleben.“

Sekunden später knatterten die vier an dem Lastwagen vorbei, von des-

sen Ladefläche aus der Mann mit dem Mikrophon zu einer ständig wachsenden Menge sprach. Er war nicht groß, sah aber kräftig aus, und seine klare Stimme war weithin zu hören. „Wir von der Seeleutegewerkschaft sind nach Haybrook gekommen und wollen euch aufrufen, mit uns gegen die Pläne von Menzies zu protestieren. Die Kommunistische Partei . . .“

„Raus, ihr Kommunisten!“ schrie Bruiser Coles gellend und drückte unentwegt auf die Hupe, als sie vorüberasteten.

Noch vor dem Polizeirevier wendeten sie und brausten zurück, dabei gaben sie ruckweise Gas, um den Auspufflärm ihrer Maschinen noch zu steigern. Als sie nahe bei den Versammelten anhielten, konnten sie sehen, wie die Seeleute die Hände ineinander verschlangen und eine Schutzkette entlang des Lastwagens bildeten. Diese Commos haben Mut, das muß man ihnen lassen, dachte Ron, während noch immer die Lautsprecherstimme trotz des Lärms zu hören war.

„Heute versucht Menzies dasselbe, was vor achtzehn Jahren Hitler versucht hat: Er will die Kommunistische Partei verbieten. Es hat unermessliche Leiden gekostet, Hitler zu zerschlagen. Können wir zulassen, daß jetzt, neunzehnhunderteinundfünfzig, Hitlers Geist Australien vergiftet?“

Der Mann mit dem Mikrophon trat einen Schritt zur Seite und richtete den Kegel des Scheinwerfers über die Köpfe der Versammelten hinweg in die Dunkelheit, direkt auf Ron. Noch ehe sich Rons Augen an das grelle Licht gewöhnt hatten, hörte er neben sich eine Stimme: „Stell mal deine Mühle ab, du!“

Ron wandte sich um und musterte den untersetzten kraushaarigen Burschen mit der gebrochenen Nase. „Wer bist du überhaupt?“

„Nur 'n Schiffsheizer, Kumpel.“

„Bist aber ziemlich weit vom Hafen weg.“

„Nicht deine Sorge. Also, was ist: Stellst du das Ding da ab?“

„He du, nimm dich in acht!“ drohte Snowy Matters.

Vom Lastwagen her rief jemand dem Seemann eine Warnung zu. Im selben Augenblick wurde er herumgeschleudert, weil Ron Gas gab und sein Motorrad vorwärts schießen ließ. Der Seemann, vom Lenker getroffen, taumelte, fing sich wieder und drängte sich durch die Menge.

„Australier – rufen euch auf . . .“, tönte es in Satzketten aus dem Lautsprecher, dann ein Krachen, das die folgende kurze Stille noch unterstrich.

Ron konnte eine Anzahl Bekannter erkennen, die aus Kellys Kneipe stürzten und auf das Mechanic's Institute zuliefen. Er riß sein Motorrad herum und fuhr zurück, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Al Cox und fünf andere den Lastwagen an einer Seite hochstemmten, bis den Männern auf der Ladefläche kein anderer Ausweg blieb, als in die raufende Menge zu springen.

„Hört auf!“ schrie Ron, sprang ab und packte Al Cox am Arm. „Wie sollen die aus Haybrook rauskommen, wenn ihr den Wagen zertrümmert?“

Im selben Augenblick warf sich der Seemann zwischen die Randalierer. Al Cox traf ihn mit dem Knüppel an der Schläfe. Der Mann stürzte, und der Lastwagen kippte auf die Räder zurück.

„Hau ruck, Leute“, brüllte Al. „Und jetzt! Hau ruck!“

Sekundenlang schien es, als würde der Lastwagen der vereinten Anstrengung standhalten. Dann krachte er plötzlich auf die Seite. Der Scheinwerfer brannte weiter und beleuchtete das auslaufende, sich langsam auf dem Boden ausbreitende Benzin. Eine Flamme schoß hoch. Jemand schrie auf. Ron sah das entschlossene Gesicht der Redners, der sich zu dem Seemann durchkämpfte und ihn in Sicherheit schleppte.

„Ihr seid schöne Helden!“ schrie der Redner haßerfüllt. Sein Blick glitt über Al und seine Leute hinweg zu Ron, ehe er sich über den Verletzten beugte.

Der Feuerschein flackerte in Rons Augen, sein Mund war zusammengepreßt. Mit einer schnellen Bewegung riß er den Reißverschluß seiner Lederjacke auf, zog sie aus und fing an, die Flamme mit ihr auszuschlagen. Über dem allgemeinen Tumult hörte er die Stimme seines Vaters: „Fair bleiben! Verdammt noch mal!“

Ron fühlte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. Als er sich aufrichtete, wäre er fast mit Al Cox zusammengestoßen.

„Jetzt kannst du grinsen, du Bastard“, sagte er gezwungen ruhig. „Bist doch zufrieden, oder nicht?“

Der massige Kerl grinste breit und wischte sich mit dem Handrücken den Mund. Er sah Ron an, antwortete aber nicht. Sein Schweigen war drohender als Worte.

Die Morgensonne war noch nicht über den Wirtschaftsgebäuden von Ed Cox' Farm aufgegangen, als Ron von der Landstraße abbog und über die baumgesäumte Auffahrt zum Maschinenschuppen fuhr. Vom Geräusch des Motors angelockt, kam kläffend eine Hündin um das Haus herumgerannt und sprang an Ron hoch. Er zauste ihr zottiges Fell, während sie ihm spielerisch in die Hand biß. Ein scharfer Pfiff ließ beide auffahren. Das Tier drückte sich an den Boden und kroch auf Al Cox zu, der im Hof auftauchte. Die buschige Rute der Hündin peitschte den Staub, und ihre Augen waren angstvoll auf den Hackenstiel in Als Faust gerichtet.

Ron stieg ab und bockte die Maschine auf. Dabei behielt er Al Cox im Auge, der auf ihn zukam. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Aber er war auf der Hut. Was Al auch tat, nichts würde ihn überraschen.

„Tag“, sagte Al gedehnt.

Ron schob seine Mütze in den Nacken. Al kratzte sich das Kinn und spuckte in den Staub. Er schwiegte lange. Schließlich verkündete er: „Der Boß erwartet dich. Kannst deinen Lohn abholen. Du bist entlassen.“

Die Hündin begann zu winseln. Al stieß ihr den Stiel in den Bauch und jagte sie weg. „In unserer Gegend hast du ausgespielt.“

„Ich geb dir Bescheid, wenn ich jemanden brauche, der sich um meine Zukunft kümmert“, sagte Ron. „Was denkst du, mit wem du redest? Mit 'nem Gelegenheitsarbeiter?“

„Noch weniger“, höhnte Al Cox. Wut stieg warnend in seine Augen. „Ein Feigling bist du, ein Frosch!“

Ron fuhr herum und riß die Luftpumpe vom Motorrad. „Willst du was?“

„Geh zum Teufel!“

„Gut, ich geh jetzt zum Boß“, sagte Ron heiser. „Eine Bewegung, und ich zieh dir eins über!“

„Das werden wir ja sehen. Hol deinen Lohn. Für heute genügt's.“

Die Luftpumpe fest in der Hand, ging Ron an Cox vorbei. Al bewegte sich nicht, und Ron überquerte den Hof, ohne sich umzusehen. In einiger Entfernung hörte er den Hund knurren. Für einen Augenblick hatte Ron das Gefühl, daß ihn etwas im Rücken treffen könnte. Seine Achselhöhlen wurden feucht, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er blieb stehen und wischte sich über das Gesicht, ehe er die drei Stufen zum Büro hinaufstieg.

Er klopfte. Als er eintrat, stemmte Ed Cox seinen schweren Körper an dem roh gezimmerten Tisch hoch, der den kleinen Raum fast ausfüllte, schob seinen Zigarettenstummel von einem Mundwinkel in den anderen und sagte: „Al hat's dir wohl schon gesagt, he?“

„Er hat's mir gesagt.“

„Jetzt weißt du, wie der Hase läuft, du hast es dir selber zuzuschreiben.“

„Ich will Ihnen was sagen: Geben Sie mir meinen Lohn und sparen Sie sich die Predigt. Ich bin Ihnen nichts schuldig.“

„Sicher“, sagte Ed Cox wütend und warf das Geld auf den Tisch. „Hier ist der Lohn, dein letzter. Zähl nach und quittiere. Nach deinem Verhalten gestern Abend ist jedes Wort überflüssig.“

„Warum reden Sie dann noch? Die Sache gestern Abend war faul, das erzähl ich jedem, der's wissen will.“

„Faul?“ Der Farmer zerquetschte mit einem Schlag eine Fliege, die um das Tintenfaß summte. Tinte schwappte auf den Tisch. Er wischte den Klex sorgfältig fort und sagte, ohne Ron anzusehen: „Ich hab dir da mehr bezahlt, als ich muß. So bin *ich*.“

Als Ron die Quittung unterschrieb, war er nahe daran, etwas Versöhnliches zu sagen. Da schrie ihn der Farmer an: „Leg die verfluchte Pumpe aus der Hand! Kein Mensch tut dir hier was.“

Ron straffte sich. Hatte er nicht eine verdammt lange Zeit für Cox geschuftet? Zum Teufel, er hatte es nicht nötig, sich herumstoßen zu lassen.

„Richtig, ganz richtig, keiner tut mir hier was. Sie schmeißen mich bloß raus, das ist alles.“

„Machen wir's kurz.“ Auf eine Reaktion lauernd, beobachtete Cox sein Gegenüber. „Du hast eine magere Zeit vor dir“, prophezeite er.

„Hören Sie zu: Ich bin zweiundzwanzig und bis jetzt noch nicht verhungert. Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.“ Ron wandte sich zum Gehen.

„Vielleicht hast du noch nicht begriffen, daß du nicht nur rausgeschmissen wirst“, fuhr Cox fort. „Wir erteilen dir außerdem noch eine Lektion. Aber das wirst du ja merken.“

Ron steckte sein Geld in die Tasche. „Mir machen Sie keine Angst.“

Damit ging er aus der Tür, überquerte den Hof, stieg auf sein Motorrad und fuhr davon.

Als er durch den frischen Augustmorgen stadtwärts fuhr, fühlte er sich erleichtert und frei. Er war froh, daß er keinem der beiden Cox' nachgegeben hatte. Keine Arbeit war es wert, daß man ihretwegen kroch.

Die Pfosten endloser Drahtzäune rechts und links der Straße flogen vorüber, als er dahinraste, vorbei an den weiten gelben Feldern. Von der Kreuzung ab hatte er den Wind im Rücken. Er fühlte sich, als flöge er wie der Schwarm Wildenten, der hinter den Weiden am fernen Ufer des Flusses aufstieg. Die Vögel, eine schnell kleiner werdende Formation dunkler, flügelschlagender Schemen, zogen schnell dahin wie die windgetriebenen Wolken und verschwanden bald im klaren Horizont. Ein fahlbraunes Kaninchen hoppelte unbekümmert über die Straße, direkt vor die Räder eines Lastwagens. Ron sah es hochspringen und den Lastwagen über das wollige Bündel hinwegrollen. Er bremste und fuhr zurück. Zwischen rotbraunen Erdklumpen lag das Kaninchen, eines seiner schwarzglänzenden Augen starrte himmelwärts, ein dünner Blutstrom rann aus seinen zuckenden Nüstern. Entschlossen hob Ron einen Stein auf und erlöste das Tier mit einem schnellen Schlag von seinen Qualen. Plötzlich schien ihm die Landschaft verlassen dazuliegen: Die blauen Hügel in der Ferne, die vom Wind gefegten Felder, der knorrige Eukalyptusbaum vor ihm, das verfallene Eingeborenenlager, das zwischen den Bäumen am Fluß sichtbar war. Ein fremdes Gefühl verdrängte die Beschwingtheit, die ihn erfüllt hatte. Er hatte oft Kaninchen gejagt und geschossen: Nie zuvor hatte er einen so raschen Stimmungswechsel erlebt. Die Lust zur Heimfahrt war ihm vergangen. Er ließ den Motor an und bog langsam in einen einsamen Weg ein, der über den Fluß führte. Dann hielt er an und stieg ab. Er lehnte sich auf das Geländer der alten Holzbrücke und starrte in das träge unter ihm dahin-

fließende Wasser. Die Bäume am anderen Ufer hielten den Wind ab, nichts bewegte sich, außer den Sonnenreflexen im Wasser und den Schwärmen silbriger Fische dicht unter der Oberfläche.

Ron drehte sich eine Zigarette, zündete sie an und sog den Rauch tief in sich ein. Es wird schwer sein, als Traktorist auf einer Farm anzukommen, dachte er. Cox hat Einfluß. Soll ich in der Konservenfabrik nach Arbeit fragen oder mich um eine Stelle im Eisenbahnwerk oder in der Autoreparaturwerkstatt von Joe Smith bemühen? Oder soll ich Haybrook ganz verlassen. Was hält mich überhaupt noch? Meine Mutter? Meine Freunde? Mein Zuhause? Plötzlich überschattete eine große Sehnsucht seine Überlegungen, die nicht mit seiner Entlassung oder mit seinen ungewissen Ausichten im Zusammenhang standen. All das verdrängte auf einmal die Erinnerung an Ruby Kazakos, ein junges, griechisches Mädchen, das erste und einzige Mädchen, das er hatte heiraten wollen. Ron kletterte die Uferböschung hinunter und ließ sich an dem Platz nieder, wo sie sich oft in den Dämmerstunden des vergangenen Sommers getroffen hatten. Den Rücken gegen den Brückenpfeiler gelehnt, saß er, den Blicken verborgen, so wie sie damals gesessen hatten, vor vielen Monaten, und es schien ihm, als sei es erst gestern gewesen.

Ihre Liebe war von Anfang an Schwierigkeiten ausgesetzt. Sie hatten alles gegen sich, alles und jedes hatte dazu beigetragen, sie voneinander zu trennen: ihre Konfession, ihre Vergangenheit, die Lebensweise ihrer Familien, ihre Gewohnheiten und zu einem nicht geringen Teil auch ihre unterschiedliche Sprache, obwohl Ruby sehr schnell englisch sprechen gelernt hatte. Als ihre Eltern in Australien einwanderten, war sie eben fünfzehn gewesen, ein junges Mädchen mit großen dunklen Augen und glänzend schwarzen Haarflechten, die ihr Gesicht umrahmten.

Ron erinnerte sich, wie er das erstemal auf Ruby aufmerksam geworden war. Das war vor zwei Jahren. Siebzehn war sie damals gewesen, ein lustiges Ding, das viel lachte, wenn sie half, die Gäste des Vaters zu bedienen.

Als sie ihm einen Teller Suppe gebracht hatte, löste sich eine Strähne ihres vollen Haars aus der Flechte und glitt halb hinab, che es ihr gelang, sie aufzuhalten und mit geschickten Fingern wieder hinter den Ohren zu befestigen.

„Verzeihen Sie. Ich bringe Ihnen einen anderen Teller“, hatte sie besorgt gesagt. „Sie haben prächtiges Haar“, hatte er ihr entgegnet, und ihr dunkles Gesicht war vor Freude noch dunkler geworden. Zögernd war sie neben ihm stehengeblieben, länger als ihre wachsame Mutter guthieß, und in dem magnetischen Zauber, der junge Menschen zueinander zieht, hatte er seine Zuneigung zu ihr entdeckt.

Danach aß er häufiger im „Blue Star Café“, nicht nur gelegentlich an Samstagabenden wie bisher, und er benutzte jede Gelegenheit, mit Ruby zu sprechen. Immer war ihm die wachsende Unruhe ihrer Mutter bewußt gewesen.

„Was sagt deine Mutter, Ruby?“ fragte er einmal. „Du sagst Dinge zu mir, die sie nicht mag.“ – „Sag deiner Mutter, daß ich dich wunderschön finde und daß ich dich heiraten möchte.“

Er hatte es halb im Scherz gesagt, nicht erwartend, daß er eine solche Bestürzung auslösen würde. Die immer lachende Ruby lachte diesmal nicht. Sie stand erstarrt, fast versteinert. Nur ihre Hände nestelten nervös an dem kleinen goldenen Kreuz, das sie an einer dünnen Halskette trug. Mit tränenglänzenden Augen flüsterte sie hastig: „Still, Ronny! Ich weiß schon, wen ich heiraten muß.“ – „Wen?“ – „Einen aus unserer Heimat.“

Verwirrt war sie weggelaufen, und an diesem Abend und an vielen darauffolgenden hatte Rubys Mutter die Mahlzeiten aufgetragen, so daß mehrere Wochen vergingen, bis er Gelegenheit fand, Ruby zu sprechen und sie um ein heimliches Zusammentreffen am Stadtrand zu bitten.

„Morgen nacht oder übermorgen, Ruby, wann du willst.“ – „Nein, Ronny.“ – „Du mußt. Von jetzt an werde ich jeden Abend warten, bis du kommst.“

Er hatte Wort gehalten und an einigen aufeinanderfolgenden Abenden zur verabredeten Zeit auf sie gewartet. Die sternklaren Nächte dieses späten Frühlings waren warm und mild gewesen, daran erinnerte er sich, und auch daran, daß er angefangen hatte, den durch die Dunkelheit schimmernden Gipsengel zu hassen, während er vor dem Parkeingang wartete und Millionen Grillen mit ihrem dünnen, eindringlichen Gezirp die Luft erfüllten und das Bellen der Hunde aus den entfernten Siedlungen herüberklang. Aber all diese langen Stunden des Wartens waren ausgelöscht an dem Abend, als er Rubys vertraute Gestalt erkannte, die im Schein der erleuchteten Fenster und Laternen der Hauptstraße schnell auf ihn zukam.

„Ich wußte, einmal würdest du doch kommen. Endlich bist du gekommen.“ – „Ich kann nicht lange bleiben, Ronny. Ich kann nicht hierbleiben.“ – „Komm, gehen wir ein Stück durch den Park.“ – „Aber nicht lange. Versprich es mir, Ron.“ – „Ich verspreche es dir.“

Sie vertraute ihm, und er enttäuschte ihr Vertrauen nicht, obwohl er mit allen Sinnen nach ihr verlangte. Er wußte, wenn er ihren Widerstand bräche, wäre es wie das Knicken einer Blume. Er wollte seine unverminderte Bewunderung für Ruby bis zuletzt bewahren, für dieses Mädchen, das sich so sehr von allen anderen Mädchen unterschied. Sie küßten sich, aber ihre Küsse waren zurückhaltend bei diesem ersten, heimlichen Zusam-

mensein. Sie sprachen über nebensächliche Dinge, einander mehr nahe durch den Klang ihrer Stimmen als durch das, was sie sagten. Und Ruby war glücklich, daß Ron, der so gut aussah, der sie so sehr begehrte, mehr Zurückhaltung zeigte, als sie erwartet hatte. Mit ihm werde ich mich ruhig wieder treffen, wenn er es will, selbst wenn Mutter, wenn alle gegen mich sind!

„Ich habe dich so lieb“, sagte sie. „Und weshalb, Ruby?“ – „Ich mag deine Augen und dein Haar, deinen Mund und deine Hände, überhaupt alles. Du bist so stark.“ – „Weiß deine Mutter von uns?“ – „Ich glaube nicht. Ich hab ihr nichts gesagt.“ – „Willst du, daß wir uns wieder treffen, Ruby?“ – „Niemand darf es wissen. Hörst du?“

Und auf seine Fragen nach dem Mann, den sie heiraten sollte, antwortete sie: „Ich glaube nicht, daß ich schon so bald heiraten muß. Laß uns nicht davon sprechen.“

Aber während der ganzen Zeit ihrer Bekanntschaft hatte er das Gefühl gehabt, daß er Rubys Zuneigung nur vorübergehend besaß und daß ihre Eltern ihn mißbilligten: Ihr mürrischer Vater, der nie mehr mit ihm sprach als: „Wie geht's, Ron? Wie war die Arbeit heute?“, und ihre Mutter, die immer wieder mißtrauisch fragte: „Sie essen wohl gar nicht mehr zu Hause?“

Dann begegnete er eines Tages Nikos Apetenakis, dem Möbeltransporteur, der vom ersten Augenblick an, als er das Café betrat, die ungeteilte Gunst von Rubys Eltern genoß und als Schwiegersohn behandelt wurde. Rubys Vater begrüßte ihn beflissen, holte gekühltes Bier aus dem Eisschrank und setzte sich zu ihm an den Tisch, während Rubys Mutter mit vor Eifer gerötetem Gesicht aufgeregt hin und her lief und mit schriller Stimme nach ihrer Tochter rief.

Ron hatte sich in eine Ecke gesetzt und beobachtete, wie Ruby dem Besucher große Mengen ausgesuchter Speisen servierte, die der breitschultrige Mann mit Bier herunterspülte, während er beim Kauen vertraulich mit ihr sprach. Schließlich forderte er sie auf, sich zu ihm zu setzen und streichelte ihre Hand. Das war mehr als Ron ertragen konnte. Er sprang auf und ohne auf das bestellte Steak und die Eier zu warten, warf er ein paar Geldstücke auf die Theke und lief aus der Tür, wo der riesige Möbelwagen des Griechen die Sicht versperrte.

Als er schließlich nach mehr als zwei Wochen seinem Wunsch, wieder in den „Blue Star“ zu gehen, nicht widerstehen konnte, hatte Ruby sich ungewöhnlich reserviert verhalten.

„Wie geht's?“ fragte er. Er bemühte sich, uninteressiert zu erscheinen, während er eine Zigarette rauchte und auf alles um sich herum sah, nur nicht auf das Mädchen.

„Wie soll's mir gehen, Ron?“ – „Wann wird die Hochzeit sein?“ – „Was willst du noch wissen?“ fragte sie ernst. „Warum nicht?“ – „Die Hochzeit ist im nächsten Jahr. Aber ich liebe ihn nicht.“ – „Na, dann viel Glück, Ruby“, sagte er tonlos. „Nun wirst du mich nicht wiedersehen wollen“, flüsterte sie und sah sich ängstlich um, als fürchte sie, ihre Eltern könnten sie beobachten. „Wozu auch.“ – „Aber ich will dich wiedersehen, Ronny. Ich will.“ – „Wirklich?“ Sein Herz klopfte, und spontan, gegen seinen Willen, fügte er hinzu: „Ich hab mir ein Motorrad gekauft, Ruby, ein ganz neues. Machen wir eine Fahrt nächsten Sonntag?“ – „Ich bin an der Brücke, Ronny. Du weißt wo. Warte dort auf mich.“

Er verspürte eine überwältigende Freude und sofort danach ein seltsames Gefühl der Spannung, das seinen Gesichtsausdruck wieder finster werden ließ. Nachdenklich rieb er die Zähne mit den Knöcheln der Faust. Er fühlte das Unklare, das zwischen ihnen stand, er hoffte auf etwas, das alles klären würde, und so versprach er, auf sie zu warten. „Enttäusch mich nicht, Ruby!“

Und sie hatte ihn nicht enttäuscht an diesem Sonntag. Noch vor ihm war sie an ihrem geheimen Treffpunkt am Fluß gewesen. Schon von weitem sah er ihren weißen Rock im Sonnenlicht aufleuchten, sah, wie sie ihm über die Landstraße entgegenlief, als sie sein Motorrad herankommen hörte. Er fuhr schneller, um auch die wenigen Sekunden eher bei ihr zu sein. Als er neben ihr anhielt, bestürzte ihn der angespannte Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Ein nettes Motorrad, Ronny“, sagte sie, aber ihre Stimme zitterte und sie sah nicht die Maschine an, sondern nur ihn. „Ein sehr schönes Motorrad.“ – „Was ist los, Ruby? Was ist passiert?“

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und verbarg ihren Kopf an seiner Brust.

„Komm, Ruby, sprich dich aus, bitte“, drängte er sanft, obwohl er ahnte, was kommen würde. „Nikos ist zu Hause, aber ich bin weggelaufen“, bekannte sie schließlich.

Eine leise, freudige Hoffnung stieg in ihm auf. „Ruby“, sagte er entschlossen, während er ihr Kinn hob, so daß sie ihn ansehen mußte. „Laß uns zurückgehen und mit deinen Eltern sprechen. Wir werden das alles gemeinsam ausfechten, wenn du willst – wenn du mich liebst.“

Sie riß sich von ihm los und rannte zum Flußufer hinunter. Er lief ihr nach, ohne auf sein Motorrad zu achten, das krachend umstürzte, und fand sie unter der Brücke kauern, mit dem Rücken zu ihm. Ihre Schultern zuckten. Er zögerte. Dann, ohne ihr nahe zu kommen, setzte er sich auf einen Felsblock und starrte auf den Fluß, so als trüge der die Lösung ihrer Schwierigkeiten auf seiner glitzernden Oberfläche. Immer war Ron sich der Hinder-

nisse bewußt gewesen, die sie trennten, aber jetzt erkannte er, daß es für ihn, den Australier, und für sie, das Mädchen aus einer anderen Welt, von der er so wenig wußte, keinen gemeinsamen Weg in die Zukunft geben konnte.

„Ruby“, rief er. „Geh“, bat sie. „Es ist das beste.“ – „Aber ich will dich heiraten, Ruby“, sagte er ernst. „Ich werde dich heiraten. Mit meinen Leuten würde ich da schon klarkommen. Ist das nicht genug? Vielleicht macht es später deinen Eltern nicht mehr soviel aus.“ – „Ach, Ronny!“ Sie konnte nicht weitersprechen. „Was wolltest du sagen?“ fragte er und vermied es immer noch, sie zu berühren. „Ich will nur dich, aber es soll nicht sein“, sagte sie und wandte sich ihm zu. „Tu mit mir, was du willst, Ronny, bitte, dann bring mich zur Stadt zurück. Nächstes Jahr muß ich heiraten, wen immer Mutter und Vater mir aussuchen, Nikos oder irgendeinen anderen. Es ist mir gleich.“

Was sie sagte und wie sie es sagte, erschütterte Ron. Ihre völlige Selbstaufgabe beängstigte ihn. Ruby schien plötzlich um Jahre älter, als hätte sie ihr junges Leben nur für diesen Augenblick verzweifelter Erfüllung gelebt, hier im Sonnenschein unter einem Himmel, der ihr fremd war. Er begriff alles, ohne es erklären zu können: daß sie bereit war und immer bereit gewesen war, ihre Liebe zu ihm den Gesetzen und Sitten zu opfern, die stärker waren als sie. Was er auch tun und sagen mochte, es gab keine gemeinsame Zukunft für sie.

„Nein, Ruby.“

Sie warf die Arme um ihn und schluchzte. Er spürte ihre Tränen an seinem Hals und das Zucken ihrer Brüste, als sie sich fest an ihn preßte.

„Und wenn es Sünde ist“, flüsterte sie, „ich will es tun. Ich liebe dich.“

In Gedanken versunken, ein Gefangener seiner Überlegungen, Zweifel und Erinnerungen, hörte Ron nicht das Geräusch der sich nähernden Schritte. Er spürte, daß ein Schatten sein Gesicht streifte, aber er sah sich nicht um, bis eine schüchterne Stimme fragte, wie weit es sei zur nächsten Stadt.

Ron antwortete nicht gleich. Es war, als sei ein Teil von ihm untrennbar mit dem Bild Rubys verbunden, das er klarer vor sich sah als den Tramp, der ihn hier an diesem späten Augusttag nach dem Weg fragte.

„Acht Meilen ungefähr, wenn Sie links in die Landstraße eingebogen sind“, antwortete er schließlich.

„Und wie weit ist es bis zur Landstraße?“

„Ein halber Hahnsprung. Sie werden noch vor Sonnenuntergang in Haybrook sein.“

„Danke, Jack.“

„Ich heiß nicht Jack.“

„Auch gut, Kumpel.“

Der Tramp schulterte sein Bündel und begann die Uferböschung zu erklimmen. Ron lehnte sich gegen den Brückenpfeiler und schloß die Augen vor dem Sonnenlicht, das auf seinem Gesicht spielte. Doch er konnte Rubys Bild nicht wieder heraufbeschwören. Nichts war geblieben als ein dumpfer Schmerz. Abrupt sprang er auf, nahm einen Kiesel und warf ihn in den stillen Fluß. Als der letzte der zitternden Ringe, die der Stein an der Wasseroberfläche hinterließ, verschwunden war, wandte sich Ron schnell ab, kletterte die Böschung hinauf und rief dem sich entfernenden Tramp nach: „He, Sie! Ich nehm Sie mit zur Stadt, wenn Sie wollen!“ Er sah, wie der Alte sich kurz umwandte und den Kopf schüttelte.

Dann nicht, sagte sich Ron, wie du willst. Keiner hatte auf dem Rücksitz seines Motorrads gesessen seit jenem Nachmittag mit Ruby im vorigen Sommer. Seine Schwester Mavis nicht, überhaupt kein Mädchen, nicht einmal einer seiner Freunde. Doch den Tramp hätte er mitgenommen, wenn dieser gewollt hätte. Ron fühlte sich plötzlich verbunden mit ihm. Er war selbst ein Tramp jetzt, ein arbeitsloser Tramp mit Motorrad und einer halbverbrannten Lederjacke. Was hinderte ihn, durchs Land zu ziehen, wie die dunkle Gestalt da, die die Straße hinabwanderte mit einem Bündel und einem durchlöcherten Hut? Nichts, zum Teufel, nichts! Das hätte er schon erkennen sollen, als Ruby die Stadt verließ, um diesen Transporteur zu heiraten, diesen Griechen, der ein Haus hatte und Geld auf der Bank.

Ron lachte bitter, schwang sich auf sein Motorrad, trat auf den Starter, gab Gas und fuhr schnell von dem Platz fort, zu dem er nie zurückkehren würde.

Als er die Hauptstraße von Haybrook erreicht hatte, fuhr er am „Blue Star“ vorbei, ohne auch nur zu erwägen, ob er halten sollte, obwohl es schon Nachmittag war und er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte. Er raste durch die Vorstadt heimwärts, einem der kleinen Holzhäuser am Bahndamm zu. Eine lange Schlange von Güterwagen hinter einer pfeifenden Lokomotive ratterte vorüber, als er sein Motorrad hinter das Haus schob. Dort hing frischgewaschene Wäsche auf der Leine. Seine Mutter konnte ihn nicht sehen und hörte seine Schritte nicht, bis er die Veranda erreicht hatte und das kleine Haus betrat.

„Wer ist da?“ vernahm er ihre Stimme, als er die Tür zufallen ließ. Um sie nicht zu beunruhigen, ging er noch einmal hinaus.

„Schon zurück?“ rief sie überrascht und ließ einige Wäschestücke und Klammern in den Korb fallen. „Ging es hart auf hart zwischen dir und Al?“ fragte sie dann.

„Ich bin rausgeflogen, Mum.“

„Was! Wegen gestern abend etwa?“

„Wegen gestern abend.“

„Du hast nichts verloren“, sagte sie entschieden. „Mach dir nichts draus, du hast dich richtig verhalten gestern. Komm rein und trink eine Tasse Tee, ich war gerade dabei, eine für mich aufzugießen.“

„Hast du was zu essen im Haus, Mum?“

„Ich werd schon was finden“, rief sie und lief eifrig in die Küche.

Ron setzte sich und sah ihr zu. Er war sicher, daß er bei ihr keine Erklärungen brauchte, sie würde ihn verstehen. Er beobachtete, wie sie mit geschickten Händen das Essen zubereitete. Ihre dunklen Augen suchten aufmerksam, was sie benötigte. Unbewußt verbarg sie eine graue Haarsträhne, die ihr wahres Alter verriet. Er liebte ihre Haltung und ihre Entschlossenheit. Immer hatte er sich auf sie verlassen können. Doch sie konnte auch unnachgiebig sein, besonders wenn sie befürchtete, ihn zu verlieren. Und das beunruhigte ihn, denn sein Entschluß stand jetzt unwiderruflich fest: Er würde die Stadt verlassen, noch heute!

Schweigsam aß er, trank den Tee und drehte sich eine Zigarette. Sie wusch das Geschirr ab, trocknete ihre Hände an der Schürze und setzte sich zu ihm. Gläser klirrten in der Vitrine, als draußen eine Lokomotive rangierte. Was er nur hat, dachte sie. Der Vorfall ist doch nicht so wichtig. Ron ist nie lange ohne Arbeit gewesen. Natürlich verstand sie die Zusammenhänge, schließlich war sie die Tochter eines kämpferischen Bergarbeiters. Sie war stolz darauf, daß Ron so und nicht anders gehandelt hatte. Was hatte er also?

„Was ist, Ron?“ fragte sie leise.

Ron blickte aus dem Fenster auf den jetzt stillen Güterbahnhof. Er stand auf.

„Ich geh weg, Mum“, sagte er. „Ich muß. Versuch nicht, mich zurückzuhalten.“

Die Bestimmtheit, mit der er das sagte, traf sie wie ein Schlag. Nur zweimal hatte sie ähnliche Angst gehabt, ihn zu verlieren: Als er vor Kriegsende in die Armee eintreten wollte und nachdem Ruby Kazakos geheiratet hatte. Es hatte ihre ganze Kraft gekostet, ihn zu halten. Alles hatte sie für ihn getan und geduldig seine Launen ertragen. Ron hatte keinen Grund fortzulaufen. Er war jetzt ein junger Mann, kein Kind mehr wie damals, als er sich weigerte, zur Schule zu gehen. War Ron unbeständig, konnte er nirgends Fuß fassen? Es hatte sie immer gegrämt, daß er nie die Bücher las, die sie gelesen hatte: Scott, Dickens und ihren geliebten Burns. Seine Zukunftsaussichten erschreckten sie.

„Arbeit wirst du doch immer finden, Ronny“, sagte sie.

„Darum geht es nicht.“

„Hier gibt es noch genug, die sich von Cox nichts sagen lassen.“

„Du glaubst, Cox vertreibt mich. Cox kann mich nicht vertreiben, keiner – ich will weg von hier. Al und seine Bande gestern abend: das hat das Maß vollgemacht. Wenn ich dran denke, daß ich denen noch geholfen habe, wird mir hundeelend. Ich will gar nicht mehr nach Arbeit suchen hier in Haybrook, ich hab es satt – alles!“

„Ron! Du wirst allein sein in einer fremden Stadt, ohne Freunde. Ich werde mich sehr sorgen, als du glaubst. Du gehörst zu uns. Du könntest mit Vater in der Eisenbahnwerkstatt arbeiten.“

„Versteh mich doch, ich muß weg aus Haybrook, ich will meinen eigenen Weg gehen.“

Ihre Hände lagen ruhig im Schoß, ihre Augen folgten seinen Schritten, die innehielten, wenn er sprach.

„Ich weiß, ich hab Freunde hier, ich habe dich und Dad.“

Sie mußte einsehen, daß der Abschied unvermeidlich war. Er war ebenso wenig zurückzuhalten wie ihr Vater, der sich in seiner Jugend entschloß, Schottland zu verlassen, um nach Australien auszuwandern. Auch sie war von zu Hause weggegangen. Mavis würde heiraten, und sie würden allein sein.

Ron legte einen Arm um seine Mutter. Es gelang ihr zu lächeln. „Schon gut. Wenn du gehen mußt, Ronny, wollen wir das Beste daraus machen.“ Müde erhob sie sich, um die restliche Wäsche aufzuhängen.

Ron umfaßte mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn. „Wenn ich gleich losfahre, Mum, bin ich noch vor Sonnenuntergang in Melbourne.“

„Aber du kannst doch nicht einfach so gehen!“

„Warum nicht? Das ist eine klare Entscheidung.“

„Und mit Vater willst du nicht sprechen, und mit Mavis? Du kannst nicht so gehen.“

„Mavis werde ich unterwegs anrufen in der Agentur, und mit Vater werd ich sprechen, ich fahr am Eisenbahnwerk vorbei.“

Erregter als am Anfang ihres Gesprächs versuchte sie, ihn bis zum nächsten Morgen zu halten. „Nein“, rief sie entschlossen. „Ich laß dich jetzt nicht weg, nicht so. Bitte, Ron. Hier unter diesem Dach wirst du Vater und Mavis Lebewohl sagen, und sonst nirgends.“

In der Nacht schon, als sie wach neben ihrem schlafenden Mann lag, be-reute sie, Ron zurückgehalten zu haben. Jedes Geräusch nahm sie wahr und den Lichtschimmer, der von dem Zimmer ihres Sohnes durch die geöffnete Tür in ihr Schlafzimmer drang. Sie hätte ihm die Enttäuschung ersparen sollen, die Mavis für sie alle nach Hause gebracht hatte, dieses bittere Abschiedsgeschenk, das seine Erinnerungen an Haybrook belasten

würde. Ja, sie hätte ihm das ersparen können, ebenso wie die Erkenntnis, daß sein Vater alt geworden war und seine Widerstandskraft gebrochen.

Sie versuchte zu schlafen, ihr Körper war bleiern müde, sie schloß die Augen. Ronny mußte früh aufstehen ... nicht denken ... schlafen! Ach, Mavis hatte sie alle enttäuscht. Warum nur, weshalb hatte sie solche Angst – um ihre erbärmliche Aussteuer, ihren sauberen Posten bei Mister Franklin für vierzehn Pfund Wochenlohn? Sie hätte weinen können vor Scham, auch über ihren Mann, der sich jetzt schwerfällig im Schlaf herumwälzte, mit offenem Mund schnarchend. Jim, der Alte bist du nicht mehr, du bist müde geworden jetzt, wo alles leichter ist.

Sie drehte sich auf die andere Seite und zog die Decke über die Ohren. Warum bist du nicht still geblieben, Mavis? Was für ein Geschwätz!

... ich bin froh, daß du weggehst, deinetwegen. Alle haben sich gegen dich verbündet: Mister Franklin – und du weißt, er stellt etwas vor im Bezirk –, Mister Llewellyn von der Konservenfabrik, und sogar Joe Smith von der Garage. Mister Franklin hat geschworen, daß du nirgends im Bezirk Arbeit finden wirst nach diesem Abend gestern. ‚Der Name Ihres Bruders wird jetzt wie Gift wirken, sagen Sie ihm das, Miß Prentice‘, hat er mir gesagt. ‚Das Beste, was er tun kann, ist: die Stadt verlassen.‘ Und deshalb bin ich froh, daß du dich aus eigenem Willen entschlossen hast, wegzugehen. Du wirst dir eine Menge Enttäuschungen ersparen. Ach, ich finde das alles so ekelhaft. Warum mußten diese Seeleute auch hierherkommen und alles durcheinanderbringen! Ich hab ein bißchen Geld gespart, Ronny, für meine Aussteuer. Ich leihe dir was davon, wenn es dir hilft.“

Jim: als Mavis heute abend von der Verschwörung gegen deinen eigenen Sohn erzählte, warum hast du dich da nicht aufgeregt? Du bist stolz auf Ron, sagst du. Was nützen Ron deine Erinnerungen an harte Zeiten, an Streiks und Lohnkämpfe, wenn du ihm sagst, halte dich aus der Politik raus und laß über alles Gras wachsen. Wozu, Jim – nur für einen Posten bei der Eisenbahn?

„Du weißt, daß er das Richtige getan hat gestern!“ rief sie plötzlich laut, nicht fähig, sich länger zu beherrschen. „Du warst doch stolz auf ihn. Oder nicht, Jim?“

„Was ist?“ fragte ihr Mann, aus dem Schlaf geschreckt.

„Ron hat richtig gehandelt. Oder etwa nicht?“

„Ja doch“, seufzte er. „Und nun hör auf damit. Schlaf!“

Sie sah noch immer den Lichtschein unter Rons Tür. Sie stand auf, zog ihre Wolljacke an und ging auf Zehenspitzen über den Flur. Lautlos öffnete sie die Tür. Ron sah verwundert von seinem Buch auf. Sein dunkles Haar war wirr, die Augen glänzten vor Müdigkeit. Sie sah sich in dem jetzt kahl wirkenden Raum um. Den Wimpel vom Radsportclub über seinem

Bett hatte Ron abgenommen, ein ausgebleicher Fleck war an der Tapete, wo das große gerahmte Foto von ihm und seinen Motorsportkameraden noch am Nachmittag gehangen hatte. Seine Sportpreise waren verschwunden. Über dem gepackten Koffer auf dem Stuhl lag seine Lederjacke, die sie noch am Abend, so gut es ging, ausgebessert hatte.

„Was ist, Mum?“

„Ich wollte nur wissen, warum du nicht schläfst“, sagte sie und setzte sich auf die Bettkante.

„Ich werde gleich schlafen“, versprach er ihr.

„Warum lernst du denn noch so spät?“

„Vielleicht kann ich's brauchen in Melbourne.“

„Ich dachte, du wolltest nie wieder in einer Autowerkstatt arbeiten“, sagte sie nachdenklich lächelnd.

„Was ich machen werde, weiß ich noch nicht.“ Er klappte das Buch zu, ließ es zu Boden fallen und griff nach der Hand seiner Mutter. „Sei unbesorgt, Mum. Ich werd es schon schaffen.“

Sie beugte sich zu ihm und küßte ihn. „Ich weiß es, Ronny.“

Noch vor Sonnenaufgang verließ Ron das Haus. Schnell fuhr er die Hauptstraße hinunter aus der Stadt. Die Maschine lief gut in der kühlen Morgenluft, nach wenigen Minuten lag der Gipsengel am Eingang des Parks weit hinter ihm.

DAS MÄDCHEN, DAS IN BUCHENWALD LACHTE

Dagmar Harkner gewidmet

Aber die Steine, wenn sie doch schwiegen
über dem Lachen, dem kindlichen, kleinen,
wenn doch das Glitzern erstürb in den Steinen,
aber die Steine, wenn sie doch schwiegen,
wenn es doch still durch die Gitter flöge,
daß es die Toten nicht stören möge,
aber die Steine, wenn sie doch schwiegen... .

Siehe: Die Lebenden treten nun näher,
prüfen die Augen, die eben noch lachten,
schüchterne Vögel, die eben erwachten,
siehe, die Lebenden treten nun näher,
scheues Gesichtchen unter den Haaren,
Mädchen in Deinen siebzehn Jahren,
siehe, die Lebenden treten nun näher.

Mädchen: In Deinen siebzehn Jahren
gehen die Träume der toten Genossen,
ach, wieviel Blut ist den Träumen geflossen,
Mädchen in Deinen siebzehn Jahren!
Sieh, wie sie Dir ihre Brotkrumen reichen,
leise zurück in die Stille weichen,
Mädchen in Deinen siebzehn Jahren,

Hier darfst Du nicht lachen, hier nicht!

Aber Du darfst die Gewißheit begreifen
derer, die dieses Leben bestanden,
derer, die ihren Tod überwandten,
aber Du darfst die Gewißheit begreifen
derer, die Blumen und Sterne befreien,
um Deinen Träumen den Tisch zu bereiten.
Aber Du darfst die Gewißheit begreifen. . .

1961

DER STADTRAT HISST DIE ROTE FAHNE

Die Arbeit, die es allenthalben gibt, ist billige, unter Tarif bezahlte Gelegenheitsarbeit.

Dreher, Maurer, Chemiearbeiter und Kohlenkumpel dürfen den Assigbach von Komotau regulieren. Der Aktionär, zumeist Fabrikherr und Agrarier in einer Person, ist die unruhigen Elemente in der Werkhalle und in der Grube los. Er kann nun die Produktion drosseln oder steigern nach Belieben. Kurzarbeit, Lohnsenkung und Feierschichten beschwören nach seiner Ansicht nun nicht mehr die Gefahr eines allgemeinen Streiks herauf.

Zur gleichen Zeit sind endlich genug Kräfte für die Schmutzarbeit einer Flußregulierung da. Der Assigbach wird nicht mehr über die Ufer treten, die Felder der Güter werden vor Überschwemmung geschützt.

Die sozialdemokratischen Funktionäre tremolieren: „Trotz der Notlage bleibt der Arbeiter in Lohn und Brot. Keiner muß verhungern.“

Freilich, es muß noch keiner verhungern. Aber für die schwere Arbeit im Assigbach gibt es gerade so viel Pfifferlinge, daß es zu Brot und Speck reicht. Schon für Hauspacht und Mietzins müssen die Kreuzer gedreht werden. An Ersatz der im Wasser verfallenden Kleider ist nicht zu denken. Es ist kein Geld für Gummistiefel da.

So fährt das Rheuma in die müden Knochen und die Gicht ins Kreuz. Der Dreher, der drei Jahre lang Lehrgeld zahlte, gräbt nun Schlamm aus dem Flußbett. Der Former kämpft mit dem Treibsand. Und zu Hause seufzen die Frauen: „Das ist kein Leben. Schwere Arbeit und doch kaum etwas zu beißen. Und dafür soll man noch dankbar sein.“

Eines frühen Herbstmorgens bekommt der Bezirkssekretär Florian Besuch.

„Unsere reformistischen Verbände lassen uns im Stich. Die Parteifunktionäre füllen uns den Kopf mit Flausen. Die Aktionäre lachen uns aus. Ihr Kommunisten seid unsere letzte Hilfe. Wir haben die Arbeit niedergelegt. Helft uns.“

Florian berät mit den Genossen. Die Genossen setzen sich mit den Arbeitern vom Assigbach zusammen. Sie entwerfen ein Flugblatt.

Auf dem Flugblatt stehen die Forderungen: Wiederaufnahme der Arbeit nur bei Zahlung des ordnungsgemäßen Bauarbeitertarifs. Gewährung einer Wasserzulage. Ausrüstung mit ordentlicher Arbeitskleidung.

Kaum zirkuliert das Flugblatt, krähen schon die reformistischen Sekretäre: „Der Streik ist illegal. Er ist ein Machwerk Moskaus.“

Die Aktionäre schicken Werber in die böhmischen Dörfer. Sie suchen Streikbrecher unter den Bauernsöhnen und Landarbeitern.

Die Landarbeiter lehnen ab. Aber ein paar Bauernsöhne werden von Geld und Versprechungen gereizt. Sie steigen in das Wasser des Assigbaches und versuchen, die Flußregulierung fortzusetzen.

Florian ruft die Arbeiter vom Assigbach zusammen.

„Wir sind genug, um uns selbst helfen zu können. Wir gehen auf die Straße.“

Es ist eine eindrucksvolle Demonstration. Die Arbeiter holen ihre Frauen aus den Häusern. Die Kinder verlassen den Schulunterricht.

Wasserkopf, der Gendarmerieoberwachmeister von Komotau, alarmiert die Polizeiposten in der Stadt und in den umliegenden Dörfern.

„Knüppel frei“, kommandiert der Gendarm. „Wir haben Weisung, scharf durchzugreifen.“

Die Polizei verbarrikadiert sich auf der Chaussee zum Assigbach.

Der Demonstrationszug wogt wie eine große dunkle Welle heran. Florian marschiert in der ersten Reihe. Die Arbeiter haben sich bei ihm eingehakt. Dumpf klopft der Schritt der vierhundert Menschen auf dem Asphalt. Sie singen Arbeiterlieder. Die Frauen summen mit ihren hellen Stimmen mit. Und die Kinder kreischen vor Vergnügen.

Die Polizisten haben einen Ackerwagen umgeworfen. Die Knüppel baumeln lose in ihren roten Händen.

Wasserkopf ruft: „Ich befehle, den Zug sofort aufzulösen.“

„Sie haben hier gar nichts zu befehlen“, sagt Florian. „Für die Benutzung dieser Straße bezahlen wir Steuern. Überlegen Sie mal, durch wessen Geld Sie überhaupt hier stehen.“

„Straße frei“, rufen nun die Arbeiter statt der Polizisten. Plötzlich tönt ein heftiges Rumoren von der Chaussee.

Die Polizisten sehen sich verblüfft um.

Aus dem Wäldchen am Assigbach strömen weitere Kolonnen entschlossener Arbeiter. Sie nehmen den Ackerwagen an Rädern und Deichsel und karren ihn mit vereinten Kräften aufs Feld.

Da ist auch schon die Woge des Demonstrationszuges heran.

Der Polizeikordon wird überrannt.

Unten am Fluß heben die Bauernsöhne den Kopf. Als sie die Menschenmassen auf dem Damm sehen, werfen sie die Schaufeln weg und rennen Hals über Kopf davon.

Wasserkopf telefonierte am Abend mit dem Bezirkshauptmann.

Die Stimme des Bezirkshauptmannes quäkt und scheppert in der Mem-

brane: „Was soll der ganze Unsinn? Die Zeiten sind viel zu angespannt. Es gibt doch gar keinen Grund, die Arbeiter weiter zu beunruhigen. Lassen Sie die Finger davon. Auf eine Kraftprobe werden sich die Herren wegen dieser Lappalie sowieso nicht einlassen.“

Die Aktionäre verhandeln am nächsten Morgen. Sie versprechen eine Lohnerhöhung. Zähneknirschend rücken sie auch die Wasserzulage heraus.

Die Arbeiten am Assigbach gehen weiter. Die Gewerkschaftsfunktionäre sind nicht zu sprechen. Die rechten Sozialdemokraten beraten. „Dieser Florian hat uns gerade noch gefehlt. Wie mag er nur diese Demonstration auf die Beine gebracht haben?“

Die sozialdemokratische Volkszeitung läßt die Federn wetzen. Sie mokiert sich über die Weltrevolutionäre am Assigbach. „Es reichte nicht zur Unruhestiftung“, stichelt die spitze Feder des Glossenschreibers. „Der Streik am Assigbach ist vorbei. In den kommenden Wochen wird sich erweisen, wer Herr im Lande ist.“

In Komotau erhält die Kommunistische Partei während der Kommunalwahlen einen Zuwachs von tausend Stimmen. Zum Assigbach führte Florian aber nur vierhundert Arbeiter. Also schöpften noch andere Vertrauen zur Politik seiner Partei.

Fünf Kommunisten ziehen in die Stadtvertretung ein.

Florian wird Stadtrat.

Im Komotauer Kreis werden immer mehr Geschichten vom Revolutionär am Assigbach erzählt.

Die Sachsengänger, die täglich mit der Bahn in die Keramikfabriken des deutschen Grenzgebietes fahren, erzählen von Florians Popularität in Deutschland. Hilft er nicht mit, Streiks deutscher und tschechoslowakischer Arbeiter zu organisieren? Die Solidarität geht über die Grenzen hinweg. Als in Annaberg die Arbeiter nicht an die Maschinen gingen, lösten auch die Komotauer keine Fahrkarten nach Sachsen. Als dann in Komotau gestreikt wurde, fand sich auch in Deutschland kein Arbeiter, der als Streikbrecher über die Grenze kam.

Oder fragt die Hopfenpflücker, was sie vom Roten Florian halten. Er kreidete den Hopfenbauern die Schikanen gegenüber den Hopfenpflückern an. Er kämpfte mit den Hopfenpflückern gegen die Lohnsenkung am Ende der Pflückkonjunktur. Florian trat für die Bezahlung der An- und Abreise zur Hopfenernte ein. Er kümmerte sich um saubere Übernachtungsmöglichkeiten für die Pflücker, um Decken und Waschgeschirr. Die Agrarier jagten die Gendarmen hinter Florian her, sie ließen für ihn die Straßen ins Hopfengebiet sperren. Aber Florian tauchte trotzdem in den Dörfern auf. Wie er dahin kam, blieb sein und der Hopfenpflücker Geheimnis.

Nein, um Popularität und Achtung braucht sich Florian nicht mehr zu sorgen. Sein rückhaltloses Eintreten für die Interessen der Arbeiter führt auch der Partei immer mehr Anhänger zu.

Die Partei wächst. Und bald hat sie Kraft zu einer großen und ein-drucksvollen Aktion.

Komotau erlebt den ersten Pfingstaufmarsch der Arbeiterjugend.

Die Partei ruft. In den Revieren und Fabriken Böhmens rüsten sich Jungen und Mädchen zu einer Kundgebung der Freundschaft und Verständigung.

Die Herrenkoalition gibt zum erstenmal den Kampf auf.

Nach Überprüfung der Machtsituation sind sich die Aktionäre darüber im klaren, daß sie gegen den Strom rudern würden. Ein Verbot der Kundgebung konnte nur zur Erhöhung der Popularität der Kommunisten führen.

Die Lage ist ernst geworden in der Welt. Die Krisenflut steigt und schwillt. In der Arbeiterschaft brodelt es. Wer hier den starken Mann markiert, schüttet nur Öl ins Feuer. So ist es besser, den Kopf einzuziehen und sich nach der Decke zu strecken.

Die Fabrikdirektoren aber werden dem roten Pfingsten von Komotau nicht zusehen. Sie packen die Koffer und fahren nach Karlsbad in Urlaub. Die Gutsbesitzer reisen gar bis in die Slowakei. Nicht ein bürgerlicher Stadtrat bleibt im roten Komotau.

Komotau ist für ein paar festliche Tage in den Händen der Arbeiter.

Das Festprogramm verspricht eine Demonstration und eine Kundgebung auf dem Marktplatz. In den städtischen Parksälen sollen politische Veranstaltungen und ein Konzert stattfinden.

In den Wäldern werden große Fuhren Birkenreisig geschnitten. Die Bauern räumen die Dreschkästen aus der Scheune und breiten Stroh auf den Tennen aus. Und siehe da, die Geschäftsleute illuminieren ihre Schaufenster und bieten Erfrischungen in frischgezimmernten Verkaufsständen an.

Auf den Straßen ertönen die Klänge der Schalmeeikapellen. Tschechische und deutsche Volkslieder sind zu hören. Es krachen die Böller. Auf den Plätzen wird getanzt.

In diesen Tagen gehen an den Flaggenmasten des Rathauses von Komotau die roten Fahnen der Arbeiterklasse hoch. Sie wehen im frischen Wind. Sie flattern wie ein verheißungsvoller Gruß in die Zukunft.

Wer hat die rote Fahne auf dem Turm des Rathauses von Komotau gehißt?

Seit wann ist Komotau rot?

Der Chef der Stadtpolizei traut seinen Augen nicht. Seit wann ist er farbenblind?

Als alter 92er des Komotauer Heimatregimentes trauert der einstige

Herr Major vergangenen Zeiten in der k. u. k. Armee Österreichs nach. Gott, er hat die tschechoslowakische bürgerliche Republik noch als geschichtsnotwendiges Übel hingenommen. Aber eine rote Tschechoslowakei kommt für den Herrn Major a. D. nicht in Frage.

Für ihn ist das ohnehin eine seltsame Zeit. Da singen Arbeiterjungen und Arbeitermädchen auf Straßen und Plätzen. In den städtischen Parkanlagen erklingt die Internationale. Man spricht und man singt in Komotau plötzlich ohne Vorbehalte tschechisch und deutsch. Da scheint die Welt aus den Fugen zu gehen!

Der Polizeichef wird die rote Fahne nicht dulden.

Dreißig Polizisten formieren sich vor dem Rathaus. Der Polizeiinspektor setzt sich an ihre Spitze. Die Abteilung marschiert.

In den Parksälen wird der Hausmeister des Rathauses zur Rede gestellt.

Der Inspektor fragt streng: „Wer gab den Auftrag zum Hissen der roten Fahne?“

Der Hausmeister lauscht verzückt den Walzerklängen des Arbeiterorchesters nach. Er mustert vergnügt die tanzenden Mädchen.

„Ich habe Sie etwas gefragt, Sie“, schnauzt der Polizeichef und rückt den Finger hinter die schweißnasse Kragenbinde.

„Ach so, ja.“ Der Hausmeister kehrt aus seinen Träumen zurück. „Was weiß ich, was mit der Fahne ist? Fragen Sie doch den Stadtrat Florian.“

Der Stadtrat wird von dem Polizeikordon auf der Straße umringt.

Der Polizeichef kommandiert seiner Truppe: „Halt.“ Er selbst salutiert.

„Herr Stadtrat, gaben Sie den Auftrag, die rote Fahne auf dem städtischen Gebäude zu hissen? Sie werden wissen, daß dazu ein Stadtratsbeschluß notwendig ist.“

Florian blickt den erregten Polizisten tiefernt an. „Ich weiß Ihre Bemühungen zu schätzen, lieber Inspektor. Aber ich kann zu Ihrer Beruhigung mitteilen, es ist alles in Ordnung. Der Stadtrat hat beschlossen.“

„So, der Stadtrat hat beschlossen“, sagt der Inspektor.

„Jawohl“, antwortet Florian.

„So.“ Der Inspektor ist völlig verdattert. Er nimmt den Helm vom Kopf und wischt sich die nasse Stirn. Dann fragt er vorsichtig: „Also habe ich wohl hier nichts mehr zu suchen?“

„Sie haben es erraten“, sagt Florian und lächelt.

Die Polizeiabteilung marschiert davon. Ihrem Chef hängen die Schultern. Ein alter 92er lernt doch nie aus . . .

Am Pfingstdienstag haben sich die Redakteure der bürgerlichen „Komotauer Zeitung“ vom Schrecken erholt. Das „Butterblatt“, wie es bei den Arbeitern heißt, läßt nun seiner Erregung freien Lauf. Es findet die Entweihung des Rathauses durch die Kommunisten einfach erschreckend.

Mit den Bürgern kehren auch die rechten Gewerkschaftsfunktionäre vom Pfingsturlaub zurück. In ihrem Organ lassen sie sich über die Respektlosigkeit der Kommunisten aus.

„Noch ist Komotau nicht rot, wenn auch einmal eine rote Fahne über der Stadt wehte“, heißt es im Leitartikel.

Die Arbeiterjugenddemonstration ist vorbei.

Der große Schrecken ist vorüber.

Nun sollen dem roten Florian die Leviten gelesen werden.

Punkt sechzehn Uhr am Pfingstdienstag erscheint Florian zur Stadtrats-sitzung.

Im Saal gibt es nur kalte Gesichter. Sogar die ehemaligen Bürgermeister auf den Ölgemälden ringsum scheinen ein steinhartes Gesicht aufgesetzt zu haben.

Nervöse Finger trommeln auf der grünen Tischplatte.

Der deutschnationale Bürgermeister räuspert sich. Er eröffnet mit belegter Stimme die Sitzung. Dann schwellen ihm die kleinen blauen Adern an der Schläfe. „Bevor ich zu anderen Punkten der Tagesordnung übergehe, ersuche ich den Stadtrat Florian um eine Erklärung. Weshalb hat er dem Herrn Polizeinspektor eine unwahre Auskunft gegeben?“

Florian macht ein verblüfftes Gesicht.

Der Bürgermeister fixiert ihn mit drohendem Blick. „Es handelt sich um die roten Fahnen auf dem Rathaus.“

Florian hebt erstaunt den Kopf.

„Ich habe dem Polizeinspektor eine sachliche und richtige Auskunft über die Flaggenhissung am Pfingstsonntag gegeben.“

Die Herren schauen sich an.

Der Bürgermeister bekommt einen roten Kopf.

Hm, denkt Florian, das wird ein Tänzchen geben. Hauptsache, du bist bei dieser Polka auch der Tanzmeister. Laut sagt er: „Ich bitte, den Polizeinspektor zu holen.“

Der Major a. D. der Komotauer 92er stelzt mit gewichtigem Schritt in den Sitzungssaal. Er zieht die Hacken zusammen. Er mustert Florian mit finsterem Blick. Er macht eine lässige Verbeugung vor den vierzehn Stadträten.

Der Bürgermeister wedelt mit der Hand einen freundlich-dankbaren Gruß. „Lieber Inspektor, es ist schön, daß Sie gekommen sind. Einer der Herren Stadträte braucht Sie wohl als Zeuge.“

Florian bekommt ein sarkastisches Lächeln vom Bürgermeister und einen herablassenden Gruß vom Polizeichef.

Florian lächelt freundlich zurück. „Lieber Inspektor, sicher erinnern Sie sich noch an unser Gespräch vom Sonntag.“

„Aber gewiß doch. Ich leide nicht an Gedächtnisschwund.“ Der Polizeichef streicht lässig die glattrasierten Wangen.

„Nun gut.“ Florian beugt sich etwas vor und blickt dem Polizisten in die Augen. „Sie stellten doch diese Frage: ‚Hat der Stadtrat beschlossen, die roten Fahnen zu hissen?‘“

„Natürlich habe ich diese Frage gestellt“, antwortet der Polizist wie aus der Pistole geschossen. „Ich habe gefragt: ‚Hat der Stadtrat die Fahnenhissung beschlossen?‘“

„Nun gut, ich danke Ihnen.“ Florian wendet sich an den Bürgermeister. „Lieber Bürgermeister, bin ich nun Stadtrat oder bin ich es nicht?“

„Selbstverständlich sind Sie Stadtrat“, sagt der Bürgermeister.

„Ich wiederhole also noch einmal“, sagt Florian. „Der Polizeiinspektor fragte mich, ob der Stadtrat beschlossen hätte. Ich sagte: ‚Der Stadtrat hat beschlossen.‘ Das ist alles.“

Der Bürgermeister zwinkert nervös mit den Augen. Unruhig fahren seine Hände über die Filzplatte. Die Räte links und rechts sind mäuschenstill.

Einige der Herren kämpfen vergebens gegen das Lächeln an, das um ihre Mundwinkel zu spielen beginnt.

Nur der Polizeichef steht nach wie vor wichtig und voller Dienstfeier vor der Ratstafel. Er fragt: „Soll ich die dreißig Polizisten hereinführen und von ihnen die Aussage noch einmal bestätigen lassen?“

„Das ist nicht mehr nötig“, sagt der Bürgermeister mit müder Stimme. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Schafskopf, denkt er, solch ein Schafskopf von Polizeiinspektor.

Der Inspektor merkt nun auch, daß er nicht mehr gebraucht wird. Deshalb er nicht mehr gebraucht wird, ist ihm jedoch noch immer nicht klar. Das verlegene Schweigen bedrückt ihn. So räuspert er sich lauthals.

„Ich glaube, Sie können jetzt gehen, lieber Inspektor“, sagt Florian freundlich.

„Das haben doch nicht Sie zu bestimmen“, braust der Polizeichef auf.

„Doch, doch, er hat zu bestimmen. Er hat zu bestimmen“, brummt der Bürgermeister böse. „Wir brauchen Sie tatsächlich nicht mehr.“

Der Polizeichef stelzt mit rotem Kopf zur Tür hinaus.

Verlegenes Schweigen. Trocken es Gelächter.

Der Bürgermeister mustert Florian mit schiefem Blick. Dann atmet er tief durch. „Gegen Sie ist vorläufig hier kein Kraut gewachsen. Mit dem tschechischen Schwejk sind Sie wohl nicht verwandt?“

„Ich kenne meine Mischung so genau nicht“, antwortet Florian trocken.

„Da können wir uns wohl noch auf einiges gefaßt machen?“ fragt der Bürgermeister.

„In der Tat, das können Sie“, sagt Florian.

Günter Mieth

DICHTER DES FRÜHLINGS

Versuch einer Analyse

*Auf der Bootswerft
wartet die Jolle.*

*Eine Sommerbrise buscht
Über den See.*

*Das erste Grün
Frisch gestrichener Bänke.*

*Und Sommer wird sein
Wie im Vorjahr*

*Wie damals
Und wie immer,*

*Beides:
Und wie noch nie –*

Nur du ruhst

*Hinter all den
Singenden Wipfeln*

*In der
Tiefe der*

Welt.

Ein erstes Lesen dieses Becher-Gedichts, das den Titel „Frühling“ trägt, zeigt, daß es inhaltlich aus drei Teilen aufgebaut ist: In den Versen eins bis sechs gestaltet der Dichter in drei einzelnen Bildern den Frühling; in den Versen sieben bis zwölf reflektiert er über den Sommer; in den Versen dreizehn bis achtzehn sagt er über sich selbst aus. Betrachten wir zunächst den ersten Teil.

Die Verse eins und zwei geben ein schlichtes Bild – die wartende Jolle auf der Bootswerft –, das zunächst kaum ein wesentliches Moment des Früh-

lings zu treffen scheint. Beherrscht werden diese Verse in der Aussage vom Verb „warten“: die Jolle *liegt* nicht, sie *wartet*, vom Menschen auf den See geführt zu werden. Der Rhythmus der beiden Verse läuft ruhig, fast gleichmäßig dahin. Der erste Vers besteht aus zwei Trochäen. Schwache Bewegung kündigt sich im zweiten Vers an: „Wartet die Jolle“ – ein Daktylus unterbricht die Trochäen. Er verstärkt die Ruhe, verlegt das Zentrum des dichterischen Bildes auf das Verb und intensiviert damit das Warten. Stärker wird die Bewegung im dritten und vierten Vers: „Eine Sommerbrise huscht / Über den See.“ Das Bild wird dynamisiert, und der Rhythmus fließt schneller. Metrisch wird dies sichtbar am Anapäst als Verseinsatz, an den zwei aufeinanderfolgenden Hebungen und am Daktylus im vierten Vers. Unterstützt wird die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Brise durch das einsilbige Wort „huscht“. So gelingt es dem Dichter, die Bewegung in der Natur akustisch-poetisch umzusetzen. Im Frühling huscht bereits eine Sommerbrise über den See – erstes Zeichen des nahenden Sommers. Nicht nur die Jolle wartet auf ihn, sondern auch der See. Eine dritte Variation des poetischen Gedankens, um den schon die ersten vier Verse kreisen, bringt das nächste Verspaar: „Das erste Grün / Frisch gestrichener Bänke.“ Auch die Bänke warten auf den Sommer, da sich die Menschen, auf ihnen ruhend, der Natur erfreuen werden. Die Statik des Bildes – im Gegensatz zur Dynamik der vorhergegangenen Verse – findet seine sprachliche Form in einer Ellipse: das Verb fehlt. Gerade aber dadurch wird die Unvollkommenheit des Zustandes lyrische Gestalt. Der Rhythmus wird gestaut, die Bewegung verklingt (während in den Versen drei und vier der Langvers dem Kurzvers vorausgeht, ist es hier umgekehrt), eine gewisse Ruhe ist wieder eingetreten. Der Dichter gestaltet den Frühling nicht als eine Jahreszeit, die ihren Sinn in sich trägt, sondern als sehnsuchtsvolle Erwartung des Sommers, als ziel- und zweckgerichtetes Drängen. Der Frühling ist das Unerfüllte; der Sommer ist die Erfüllung und damit die Sinngabe des Frühlings.

Von ihm spricht der Mittelteil des Gedichts. Vers sieben bestätigt unsere Interpretation der ersten sechs Verse. Der Sommer wird ganz einfach „sein“. Er ist die Vollendung, die Reife. Vers acht vergleicht ihn, den künftigen Sommer, mit dem vorhergegangenen und setzt sie einander gleich. Mit dieser Weitung des Horizonts in die Vergangenheit tritt eine Tendenz zur Verallgemeinerung, zur Abstraktion hervor, die sich in den nächsten Versen noch deutlicher abzeichnet. Vers neun führt den Vergleich weiter und drückt mit dem wehmütig-rückblickenden „damals“, wodurch die Aussage leicht beschwert wird, eine zumindest für den Dichter erlebnismäßig fernere Vergangenheit aus. Dies unbestimmt-wehmütige Verweisen in die Vergangenheit bindet die stark verallgemeinernden Verse an den subjektiv-konkreten Erlebnisbereich des Dichters und wirkt damit einer zu starken Abstraktion

entgegen. Vers zehn überträgt den Vergleich in eine fernere Zukunft und noch weiter zurückliegende Vergangenheit: „wie immer“. Der Sommer wird auch in diesem Jahre sein, wie er immer gewesen ist. Gleich darauf folgt aber die Antithese: „Und wie noch nie.“ Einerseits wird der Sommer sein wie immer, andererseits wird er sein wie noch nie. Es wird ein ganz ungewöhnlicher Sommer sein, wie es noch keinen gab. Mensch (die Jolle, die Bänke) und Natur (der See) erwarten ihn. Aber es ist nicht nur ein passives, sehnsuchtsvolles Erwarten, sondern ein aktives Warten, das Tätigkeit erheischt: die Bänke sind bereits gestrichen. Die Ungewöhnlichkeit, die Einmaligkeit des künftigen Sommers, hier emphatisch gepriesen durch den sich vierfach übersteigernden Parallelismus, ist durch die Intensität des Frühlings angekündigt und vorbereitet. Das Gedicht hat seinen Höhepunkt erreicht, eine weitere Steigerung ist nicht mehr möglich.

Der Gedankenstrich und das Fürwort „nur“, das einen Widerspruch, eine Einschränkung zu dem bereits Gesagten ausdrückt, heben den dritten Teil vom zweiten und vom ersten sehr deutlich ab. Der Frühling *ist* bereits; der Sommer *wird sein*: „Nur du ruhst / Hinter all den / Singenden Wipfeln / In der / Tiefe der / Welt“. Für das „du“ ergeben sich zwei grundverschiedene Möglichkeiten der Interpretation. Entweder es ist dialogisch zu fassen – der Dichter würde dann eine bestimmte Person ansprechen, die an der Schönheit der Welt nicht mehr teilzuhaben vermag, eine Geliebte oder einen Freund –, oder es ist monologisch gemeint: Der Dichter spricht sich selbst an und spaltet damit sein lyrisches Ich. Und in der Tat erhält das gesamte Gedicht nur durch die zweite Möglichkeit seinen Sinn und seine künstlerische Geschlossenheit. Der Dichter, der den Frühling am See erlebt und durch ihn den kommenden Sommer poetisch antizipiert, glaubt sich nun „Hinter all den / Singenden Wipfeln / In der / Tiefe der / Welt“. Das lyrische Subjekt muß im Augenblick des frühlingshaften Wartens und Erwartens in der Natur schmerzhaft erleben, daß es nicht mehr unmittelbar teilhaben kann am großen Wachstums- und Reifeprozess, an dem ewigen Wechsel zwischen Frühling und Sommer. (Es handelt sich um ein Altersgedicht. Vermutlich ist es 1952 entstanden.) Die Trauer, die sich seiner bemächtigt, ist jedoch nicht absolut, sondern dialektisch aufgehoben in der Gewißheit, daß er ja in der „Tiefe der Welt“ ruhe: sie wird zur Wehmut. So sind ihm weder Frühling noch Sommer verschlossen, er hat an ihnen teil – wenn auch nicht mehr unmittelbar –, weil ihn die Entwicklung in ihren unendlichen Strom aufgenommen hat. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu wissen, daß Johannes R. Becher oft über Tod und Unsterblichkeit nachgedacht und einen eigenen Unsterblichkeitsgedanken entwickelt hat. In der „Poetischen Konfession“ heißt es: „Unsere Dichter wirken daran mit, einen neuen Unsterblichkeitsgedanken zu entwickeln ... Unser

neuer Unsterblichkeitsbegriff ist die konkrete, die reale Überwindung des Todes und die Aufhebung jedes Widerspruchs zwischen einem Diesseitigen und Jenseitigen ... Als Unsterbliche sind wir durch unser *sinnvolles* Dasein in den Geschlechterwandel eingegangen und leben fort auch nach dem sogenannten Tode, nur in einer anderen Art von Leben, in einer Art von gleichsam übertragenem Leben.“ Für den Dichter aber ist die Unsterblichkeit dadurch gegeben, so dürfte er es sicher verstanden haben, „als namenloses Lied durchs Volk zu gehn“. Wenn er folglich alternd empfindet, am großen natürlich-gesellschaftlichen Prozeß einer Erneuerung nicht mehr unmittelbar beteiligt zu sein, ist er sich doch dessen bewußt, in einem höheren Sinne auch über seinen Tod hinaus in ihm zu ruhen.

Bereits in den ersten sechs Versen wird deutlich, daß der Dichter den Frühling nicht rein naturhaft an sich gestaltet, sondern einen Frühling für uns, für den Menschen. Zum Frühling gehören neben der wartenden Jolle die „frisch gestrichenen Bänke“. Der Mensch bereitet sich auf den Sommer vor, weil er um sein Kommen weiß, und verschönert auf seine Art die Natur. Mensch und Natur befinden sich in Harmonie, ohne daß der Mensch sein spezifisch gesellschaftliches Wesen aufgibt. Der Dichter ist für Becher (wie er in der „Poetischen Konfession“ bekennt) dazu berufen, „... Mittler zu sein zwischen Natur und Gesellschaft, und zwar in dem Sinne, daß er einerseits der Natur als Gesellschaftswesen gegenübertritt und daß er andererseits als Gesellschaftswesen sich der Natur nicht entäußert ... Wenn wir also auf die Schönheiten der Natur hinweisen und sie preisen, so weisen wir auf sie hin und preisen sie nicht als reine Schönheitsphänomene ... sondern wir beziehen sie auf uns, auf unsere Gesellschaft, und diese Naturschönheiten erwecken in uns zugleich den Wunsch, eine gleich schöne Ordnung auch im Gesellschaftlichen zu erreichen.“

Von dieser Seite her enthüllen sich auch die Intensität des Wartens im Frühling und der hymnische Preis des erwarteten Sommers. In diesem Zusammenhang darf ein Herbst-Gedicht zur Interpretation des Frühlings-Gedichts mit herangezogen werden, da es das gleiche sommerliche Motiv aus der Perspektive des Herbstes abwandelt:

*Eine Ferne ist im Wind,
Stimmen weither tragend,
Verblühen und Kühle.
Klage
Um das Vergehen des Sommers.
So wie dieser
Sind sie alle vergangen
Und auch nicht,*

*Denn keiner gleicht dem anderen –
So wie diese
Werden unendliche wiederkehren,
Und wieder auch nicht.*

*Möge jede
Der künftigen Sommerzeiten
Herrlicher sein
Als alle vorhergegangenen!*

*Ein Gruß
Euch allen,
Euch unvergleichlichen
Sommerherrlichkeiten
Kommender Jahrhunderte.*

Frühling und Sommer weisen demnach symbolisch über sich selbst hinaus, so daß das Natürliche das Gesellschaftliche mit erfaßt und gestaltet. Hier zeigt sich mithin der für Becher typische poetische Vorgang: die Spiegelung des gesellschaftlichen Seins des Menschen in der Natur. Die Naturlyrik wird zur Gesellschaftslyrik.

Versuchen wir, etwas tiefer in die formale Struktur des Frühlingsgedichts einzudringen. Auf die inhaltliche Dreiteilung wurde im Anfang bereits hingewiesen. Der inhaltlichen Gliederung entspricht sowohl die äußerlich-formale (das Gedicht baut sich aus dreimal sechs Versen auf) als auch die inner-lyrische Struktur. In den ersten sechs Versen gestaltet der Dichter das Besondere des von ihm erlebten Frühlings in drei einzelnen Bildern. Von einer Erregtheit des lyrischen Subjekts ist kaum etwas zu spüren. Es steht dem Objekt *gegenüber* und nennt bestimmte Zustände in einer fast epischen Art. Nur aus dieser Haltung heraus ist es auch möglich, diese Bilder, die ein Gegenüber von dichterischem Subjekt und gestaltetem Objekt voraussetzen, zu formen. Der Dichter schickt sich nicht passiv in die Natur, indem er sein menschliches Wesen aufgibt, sondern tritt ihr gegenüber. Ganz anders hebt Vers sieben an: „Und Sommer wird sein . . .“ Hier stehen sich das lyrische Subjekt und das natürliche Objekt nicht mehr einfach gegenüber, sondern *wirken aufeinander ein*. Das assoziierte Objekt, der Sommer, erregt das lyrische Subjekt, so daß dieses mit seiner Reflexion in den Vordergrund tritt. Was der Dichter nun in seiner Ergriffenheit aussagt, vermag er nicht mehr in lyrische Bilder zu fassen, sondern nur noch gedanklich reflektorisch auszudrücken. In Antithese zum ersten Teil preist er in hymnischem Ton sein Ideal: den Sommer. Damit ist die große Spannung zwi-

schen den beiden Polen, dem lyrischen Subjekt und dem natürlich-gesellschaftlichen Objekt, erreicht.

Seine Lösung findet diese Spannung im letzten Teil der Trias. Sie wird möglich, da der Dichter den natürlich-gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß bejaht und sich in ihn einordnet, weil er weiß, daß er in ihm aufgehoben ist. Subjekt und Objekt fallen hier zusammen. Das wird selbst in der sprachlichen Form ganz offensichtlich: „du ruhest . . . In der / Tiefe der / Welt“. Die Identität ist erreicht, nicht in der Weise, daß das Objekt in das Subjekt hineingenommen wird, sondern indem sich das Subjekt in das Objekt einfügt: Es objektiviert sich in die Natur und unterwirft sich der natürlich-gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeit. Diese wird zudem selbst dichterische Gestalt in der dialektischen Trias des Gedichts. Daß Becher hier ganz bewußt komponiert hat, geht aus seiner Auffassung vom lyrischen Gedicht hervor, die er ebenfalls in der „Poetischen Konfession“ niedergelegt hat. Es heißt dort, daß „jede große Kunst vom Besonderen ausgeht und sich zum Allgemeinen erhebt, um alsdann wieder im Licht des Allgemeinen das Besondere zu erhellen“.

Das Frühlingsgedicht ist ein Musterbeispiel für die Verwirklichung dieses Theorems. Die ersten Verse gestalten eine besondere Situation. Wir können uns den Dichter am Scharmützelsee vorstellen, an dem er als begeisterter Segler oft weilte. Der dichterische Standort ist somit zeitlich und landschaftlich konkret fixiert. In den nächsten sechs Versen spricht der Dichter – wenn auch in einem hymnischen Ton – allgemeine Erkenntnisse aus, steigt folglich vom Konkreten zum Abstrakten auf. Und im dritten Teil wieder die „konkrete Bestimmtheit des Gegenständlichen“, aber in einer neuen, verwandelten Weise, verwandelt durch den lyrischen Prozeß, der sich im Gedicht vollzogen hat. Der Dichter nicht mehr am See, sondern hinter den „Singenden Wipfeln“. Der Frühling in seiner Intensität, die poetische Antizipation des Sommers haben den Dichter verwandelt, so daß er nun „In der / Tiefe der / Welt“ ruht. Das Gedicht ist zum Ausgangspunkt zurückgekehrt, freilich auf einer höheren Stufe. Es hat sich spiralisch entwickelt.

Nicht zu übersehen ist die klassische Tradition dieses Gedichts, die an seiner Gestaltung mitgewirkt hat. Evident sind die Anklänge an Goethes „Wanderers Nachtlied“: das dialogische „du ruhest“ als Selbstansprache, das „In allen Wipfeln“ bei Becher als „Hinter all den . . . Wipfeln“. Bis hinein in den Rhythmus ergeben sich Parallelen: „In der / Tiefe der / Welt“ entspricht dem Goetheschen „balde / Ruhest du auch“. Dabei handelt es sich freilich nicht um einfache Nachfolgerschaft, sondern um eine Weiterführung des dichterischen und weltanschaulichen Erbes. Wenn bei Becher die Wipfel „singen“, während bei Goethe über allen Wipfeln „Ruh“ ist, so ist das keineswegs eine zufällige Abänderung des lyrischen Bildes, sondern eine

poetische Notwendigkeit. Denn in Bechers Gedicht wird doch gerade das Prozeßhafte der Natur, ihre dialektische Höherentwicklung Poesie, konträr zur Ruhe des Dichters, die allerdings auch nur relativen Charakter hat: ein Ruhen in der Entwicklung. Dadurch wird unterstrichen, wie sehr sich Becher gerade in den letzten Lebensjahren immer wieder ganz besonders mit zwei Gedichten beschäftigt hat: eben mit Goethes „Über allen Wipfeln...“ und mit Rilkes Grabspruch „Rose, o reiner Widerspruch...“, die er als „zwei entgegengesetzte Typen innerhalb des Lyrischen“ ansah.

Die Auseinandersetzung mit dem klassischen Erbe und dessen Aneignung wirkt darüber hinaus noch in anderer Weise auf dieses Gedicht. Es wurde bereits gesagt, daß es eine Trias darstellt, bei der jeder Teil auf einen besonderen Ton gestimmt ist: naiv – hymnisch – elegisch. Selbstredend hat der Dichter hier von seinem großen Vorbild Hölderlin gelernt, der seine Gedichte triadisch strukturierte – analog zu seiner triadischen Geschichtsauffassung –, und zwar verbunden mit den Tönen naiv – idealisch – heroisch. Es korrespondieren folglich miteinander die Töne naiv/naiv – idealisch/hymnisch – heroisch/elegisch. Inwieweit Becher Hölderlin neu durchdenkt und von ihm abweicht, kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Becher beendet die Trias mit elegischem Ton. Er klagt darüber, daß er „Hinter all den / Singenden Wipfeln“ ruhe und deshalb die volle Verwirklichung seines gesellschaftlichen Ideals, einer Gesellschaft, in der der gute, wahre, schöne und freie Mensch herrsche, nicht mehr mitzerleben vermag. Denn das ist der tiefste Sinn seines hymnischen Preisens des Sommers: er preist die heraufsteigende sozialistisch-kommunistische Gesellschaftsordnung. Wenn er klagt, so nicht um ein verlorenes Ideal, wie Schiller in seinem großen Essay „Über naive und sentimentalische Dichtung“ die Elegie faßt, sondern um die Unmöglichkeit, am heraufkommenden Ideal mit seiner lebendig-dichterischen Individualität teilzuhaben. Das gibt der Elegie einen ganz neuen Sinn: ihre Perspektive kehrt sich um, wodurch gleichzeitig das Elegische in seiner Absolutheit aufgehoben wird. Seinen formalen Ausdruck findet dies in der Zweiteilung der letzten sechs Verse. „Nur du ruhst / Hinter all den / Singenden Wipfeln“ wird dialektisch negiert durch die „Tiefe der / Welt“. Der Dichter vermag das Elegische zu überwinden, da er von dem kommenden Ideal nicht abgetrennt, sondern in ihm aufgehoben ist. So gefaßt, klingt in dem Gedicht etwas von der geschichtlichen Stellung Johannes R. Bechers an: des Dichters der Übergangszeit, des Dichters des „Frühling“, des Dichters zwischen den Zeiten, der sich aus der alten bürgerlichen Welt hinübergearbeitet hat zur neuen, aufbrechenden Welt der befreiten Arbeit, des Sozialismus und Kommunismus, dem aber ihre Vollendung mitzerleben nicht vergönnt ist, da er bereits „ruht“. Aber die Wipfel „singen“.

JIM WIRD VERHÖRT

Jim mußte zugeben, daß Strohwich mit ihren sieben Jahren gar nicht so dumm war, „wie sie aussah“. Auf der Rückfahrt von Loschwitz hatte sie das Opfer gebracht und geschwiegen, als er sie auf die Frage des Schaffners um zwei Jahre jünger ausgab. Dann hatte sie der Mutter, die im Polizeipräsidium schroff abgewiesen worden war, den freiwillig heimgekehrten Puck und den leeren Einkaufsbeutel hinaufgebracht, denn der Quark war genau vor Franziskas Nase alle geworden. Ja, sie hatte Jim sogar in der Schulgutstraße beim Versorgen der Wohnungsbriefkästen mit dem „Jungen Genossen“ nützliche Dienste als Aufpasser geleistet. Nun durfte sie auch mit im Bunde sein, da er dem Tag die Krönung verlieh und direkt in die Höhle des Löwen ging, um ihm die illegale Kinderzeitung zu „überreichen“. Das war allerdings kein offizieller Auftrag. Aber Jim betrachtete es als eine Sache der Ehre und sozusagen als eine zusätzliche Verpflichtung, den Kerkermeistern seines Vaters persönlich den Fehdehandschuh vor die Füße zu schleudern, genauer gesagt: durch den Briefkastenschlitz zu stecken. Für diesen Zweck hatte er sich ein Exemplar der Zeitung sorgsam aufbewahrt und mit Rotstift in Blockbuchstaben quer über das Deckblatt gemalt: HER-AUS MIT OTTO RASTELBINDER! Erst hatte er schreiben wollen „Gebt meinen Vater frei!“, doch im rechten Augenblick war ihm eingefallen, daß er ja dann sofort verraten haben würde, von wem die Zeitung stammte.

Es traf sich gut, daß ihn der alte Müller gebeten hatte, in den „Schwarzen Peter“ zu springen und einen Krug Bier zu holen. Auf dem Weg durch die Steinstraße konnte er schnell zu Schindlers hochlaufen und seine Absicht durchführen. Oder sollte er zuerst in den „Schwarzen Peter“ gehen und sich ein bißchen umsehen, ob sich Bismarck nicht irgendwo herumdrückte? Eine genaue Kenntnis von der Position des Feindes konnte nur von Nutzen sein.

„Schau dich gut um, ob du unsern Polizeier siehst“, instruierte Jim seine zur Adjutantין aufgerückte Schwester.

„Den dünnen oder den dicken?“ erkundigte sich die Rattenschwänzige. Und mit Recht, denn „unser Polizeier“, das konnte Rüpelmann oder Bismarck sein.

„Bismarck natürlich.“

„Und wenn ich nun den dünnen seh?“

„Dann sagst du's mir auch, klar?“

„Und läßt du mich dafür 'n bissel Schaum lecken?“

„In Ordnung!“

„Und wenn ich nun keinen Polizeier seh?“

„Mach nicht so'n langes Palaver . . . Du darfst auf jeden Fall Schaum lecken, wenn welcher drauf ist. Und nun paß lieber richtig auf.“

Während sich dieses Gespräch zwischen den beiden Kindern der Familie Rastelbinder abwickelte, bereitete sich Franz Schindler für den abendlichen Dienst vor. Eigentlich hätte er frei haben müssen, doch diese Sozis und Kommunisten und Arbeitslosen hielten einen dauernd in Trab. Da wurde für Sonnabend wieder einmal so ein Krawall vorbereitet, und bums! war es vorbei mit den wohlverdienten Feierstunden. Alles in Bereitschaft! Aus! Wer da vielleicht auf den Gedanken gekommen wäre, laut zu murren, riskierte noch, als Spartakist verdächtigt zu werden. Der einzige Mensch, bei dem man es sich noch gestatten konnte, wenigstens einen bescheidenen Stoßseufzer von sich zu geben, war Karoline. Und von dieser Möglichkeit machte er gerade Gebrauch. Sie selbst hatte übrigens den Anlaß gegeben, indem sie ihn energisch gebeten hatte, seinen Kaffee sitzend und in Ruhe auszutrinken.

„In Ruhe austrinken, das ist leicht gesagt“, brummte Bismarck, setzte sich aber wieder, denn was Karoline geäußert hatte, war ein Befehl, der nicht weniger zu achten war als der seines Vorgesetzten im Revier.

„Wie sollt ihr eure Pflicht erfüllen, wenn ihr nicht ordentlich ausgeruht seid . . . Mit den Kräften haushalten ist ein Teil eures Dienstes, das kannst du denen oben ruhig mal unter die Nase reiben.“

„Einer, der wie ich von der Pike auf gedient hat, kann sich so was nicht leisten, ohne 'n schlapper Kerl genannt zu werden . . . Ausruhen, das ist was für die jungen Bürschchen, die nichts gelernt haben und denken, für den Dienst in der Polizei reicht das gerade aus . . . Welch ein Irrtum und welch eine Beleidigung unserer Uniform.“

Der Wachtmeister hatte seine Tasse geleert und mit dem dazugehörigen Schneuzen und Grunzen Nase und Bart geputzt. Mit einem vernehmlichen Ächzen stand er auf, reckte sich, schob das Koppel zurecht, polierte mit dem Ärmel noch einmal die Jackenknöpfe und schlüpfte schließlich in den bereitgehaltenen Mantel. Daß Karoline dabei fest auf den Beinen blieb, war nur ihrer Übung in dieser Handreichung zuzuschreiben.

„Also, Franz, laß dich nicht zu unnötigen Bravourstückchen hinreißen. Du bist nicht mehr zwanzig, und verheiratet bist du auch.“

Bismarck dachte sich: Das sagst du mir schon seit dreißig Jahren. Er lächelte Karoline wohlwollend zu und erklärte im tiefsten Baß:

„Sei unbesorgt, meine Liebe, ich kenne meine Pflicht, und ich achte deinen Rat und deine Fürsorge.“

Aufrecht stiefelte er zur Korridortür. Da: ein Plumps! Der Briefträger mußte etwas durch den Briefspalt geworfen haben. Allzuviel Post bekam er nicht. Seine drei verheirateten Kinder schrieben nur selten, auf Ratenzahlung kaufte er nicht, und seine laufenden Rechnungen hatte er alle beglichen. Vielleicht war es ein Bescheid seiner Dienststelle, vielleicht gar die lang ersehnte und längst verdiente Beförderung?

Franz Schindler bückte sich im Halbdunkel der Diele nach der weiß schimmernden Postsendung. Vor gespannter Erwartung fühlte er nicht einmal, daß er sich an der Türklinke gestoßen hatte.

„Was gibt's?“ erklang Karolines Stimme aus dem Wohnzimmer.

„Ein wichtiges Schreiben“, antwortete Bismarck, unfähig, seine Aufregung zu verbergen. Da merkte er, daß er nur eine offene Druckschrift in der Hand hielt und korrigierte enttäuscht: „Nein, die Kirchennachrichten oder gar nur eine Reklame.“

Karoline griff nach der kleinen Zeitung und entfaltete sie.

„Knips mal das Licht an, Franz!“

Der Wachtmeister tat, wie ihm befohlen, und trat hinter seine Frau, um auch einen Blick auf die entfalteten Seiten werfen zu können. Er hatte seine Brille nicht zur Hand und kniff die Lider ein wenig zusammen – um die Augen nach wenigen Sekunden um so weiter aufzureißen. Hatte er richtig gelesen? „Der Junge Genosse“? Das war bestimmt irgendeine kommunistische Hetzschrift. Und da! Eine mit der Hand geschriebene Losung: „HERAUS MIT OTTO RASTELBINDER!“ Rastelbinder? Das war doch dieser Arbeitslose aus der Ziegelstraße. Bismarck fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Dazu gehörte schon eine Portion Frechheit, ihm so ein Pamphlet in die Wohnung zu schicken. Aber da war ja keine Briefmarke darauf. Dieses Ding mußte also einer gerade erst durchgeworfen haben.

„Her damit!“ stieß er plötzlich zur Verwunderung Karolines aus und riß ihr die Zeitung aus den Händen. Noch ehe sich die erstaunte Wachtmeistersfrau über das ungewöhnliche Benehmen ihres Mannes aufhalten konnte, war er hinaus.

Mit langen Schritten, mehrere Stufen auf einmal nehmend, eilte Bismarck die drei Stockwerke hinunter, schoß aus dem Hausflur hinaus und ließ seinen Blick blitzschnell in alle Richtungen gehen. Weit konnte der Zeitungsverteiler nicht gekommen sein. Wenn er sich nicht getäuscht hatte, waren beim Verlassen der Wohnung noch trippelnde Schritte unter ihm gewesen. Schindler hatte sich nicht geirrt. Jim war leise die Stufen hinuntergestiegen, aber auf halbem Weg hatte er über sich die Tür gehen hören, und da hatte es nur noch schleunigste Flucht gegeben. Strohwisch, die mit dem gefüllten Bierkrug unten Posten gestanden hatte, wurde von Jim fast umgestoßen.

„Gib mir den Krug! Bismarck kommt. Wir müssen fort.“ Das Schwesterchen an der Hand, rannte der Junge los. Er kam aber nicht mehr bis zur rettenden Ecke. Trotz der frühen Abenddämmerung hatte der Polizist die davoneilenden Kinder entdeckt.

„Stehenbleiben! Stehenbleiben! Halt, auf der Stelle halt!“ erscholl es hinter den beiden her.

Jim hielt inne. Strohwich und das Bier waren zuviel. Außerdem konnte Bismarck schießen. Irgendwie würde er sich schon herauswinden, wenn sich das Mädel richtig benahm. Während er den Wachtmeister herankommen ließ, flüsterte er der Schwester zu: „Du weißt nichts . . . Wir waren bloß im ‚Schwarzen Peter‘ nach Bier, verstanden? Nicht verraten, daß ich im Haus vom Polizeier war, und auch nicht sagen, wer mir den Krug gegeben hat . . . Dir können sie nichts tun, du bist noch klein, hörst du?“

Strohwich nickte eifrig mit dem Kopf, fest entschlossen, die Unterweisung des Bruders zu befolgen. Angst hatte sie, das merkte Jim am Druck der Hand, mit der sich die Kleine an ihn klammerte.

„Ich hab nie eine Zeitung bei mir gehabt und auch keine in die Briefkästen gesteckt, klar?“

„Ja, Jim, ich sag nichts, bestimmt“, piepste sie und blickte sich nach Bismarck um.

Dann stand er vor ihnen in seiner ganzen Größe, mit blinkenden Knöpfen, glänzendem Gürtel und strengem Gesicht.

„Hab ich euch, ihr Halunken!“ herrschte der Wachtmeister die Kinder an und hielt dem Jungen die Zeitung vor die Nase.

„Wir sind keine Halunken!“ protestierte Jim. „Wir war’n bloß Bier holen.“ Seine Gedanken arbeiteten. Woher konnte Bismarck wissen, daß er den „Jungen Genossen“ durch den Briefschlitz gesteckt hatte? Festbleiben und alles abstreiten! Daß sich Strohwich nur nicht verplapperte.

„Euch kenn ich doch. Ihr gehört da in die Ziegelstraße. Nicht wahr?“ fragte Schindler.

„Ja, Herr Wachtmeister“, gab Jim zu.

„Und ihr heißt?“

„Hannchen“, sagte Strohwich mit einem fragenden Seitenblick auf den Bruder.

„Ich heiße Joachim.“

„Und weiter?“

„Rastelbinder.“

„Hahaha!“ lachte Bismarck wie der Wolf, der sich in Rotkäppchens Großmutter verwandelt hatte. „Rastelbinder! Da hab ich dich Früchtchen . . . Rastelbinder . . . Ich konnt mir’s denken . . . So, du hast dich unterstanden, das verdammte Ding da mir durch die Tür zu stecken?“

„Die Zeitung kenn ich doch gar nicht . . . Und ich weiß überhaupt nicht, wo Sie wohnen.“

Der Wachtmeister überlegte. Sollte er die Angelegenheit hier mitten auf der Straße klären? Daß der Junge log, stand für ihn absolut fest. Wer anders sollte dieses HERAUS MIT OTTO RASTELBINDER geschrieben haben? Und gerannt waren die Kinder, als wäre der Satan hinter ihnen her gewesen. Am besten gleich mit zur Wache nehmen. Endlich war ihm ein Erfolg beschert, nach all den Reinfällen und Demütigungen der letzten Tage. Rüpelmann würde Augen machen. Diesmal war er, Franz Schindler, der Mann, dem der Ruhm zufiel, den Kommunisten im Viertel auf die Spur gekommen zu sein.

„Ihr geht mit auf die Wache!“ entschied Bismarck und packte Jim am Ärmel.

„Ich hab doch gar nichts gemacht“, sagte der Junge verzweifelt und versuchte loszukommen.

Es nützte nichts. Der Wachtmeister hatte einen eisernen Griff.

„Aber Hannchen müssen Sie gehen lassen. . . Die muß meiner Mutter helfen. . . die ist krank.“ Jim stieß die Schwester an und raunte ihr zu: „So heul doch schon!“ Um seiner Aufforderung Gewicht zu verleihen, zwickte er Strohwisch in den Arm.

Das Mädchen begann auch wirklich zu weinen; wahrscheinlich wäre es auch ohne Jims Befehl und Nachhilfe dazu gekommen.

Bismarck überlegte. Er hatte schon genug schlechte Erfahrungen gemacht, wenn er sich auf der Straße mit Kindern eingelassen hatte. Die Kleine machte ihm höchstens noch Scherereien auf dem Weg zum Revier. Mochte sie laufen. Die Hauptsache, er hatte den Burschen da, und den würde man schon zum Sprechen bringen. Schließlich gab es hier sowieso nicht viel abzuleugnen.

„Die Göre kann gehen, aber du kommst mit!“

Jim fiel ein Stein vom Herzen oder mindestens ein halber. Strohwisch war nun keine Gefahr mehr. Und die andern erfuhren wenigstens, was mit ihm geschehen war.

„Schaff den Krug zu Müllers“, flüsterte er der Schwester zu und ergänzte laut: „Sag Mutter, daß ich bald nach Hause komme, und sag ihr auch, daß ich nichts verbochen hab, und fall nicht hin mit dem Bier.“

Hannchen wußte nicht recht, was sie machen sollte. Lieber wäre sie mit dem Bruder gegangen, als den Heimweg allein anzutreten. Aber Jim gab ihr durch einen sanften Stoß zu verstehen, sich zu trollen. Und nun kam noch die befehlende Stimme des Wachtmeisters:

„Scher dich weg! Dein Bruder geht mit, und fertig.“

Erst als Bismarck mit Jim Richtung Polizeiwache Zirkusstraße abzog,

setzte sich Strohwisch, leise in sich hineinschluchzend, mit dem Krug in Bewegung. Das Bier schien ihr plötzlich doppelt so schwer wie zuvor, und das Herz war wohl gleich tausendmal schwerer geworden.

In Jim dagegen stritten die Angst vor dem, was ihn bei der Polizei erwartete, und der Stolz, nun dem Feinde Aug in Aug gegenüberzustehen und sich bewähren zu können. Wenn er an die Mutter dachte, meldete sich ein recht zwiespältiges Gefühl in ihm. Einerseits würde sie jetzt sehen, was für einen Kerl von Sohn sie hatte, andererseits fügte er ihr einen neuen Schmerz zu. Dieser Gedanke verursachte ihm doch einige Gewissensbisse. War es klug gewesen, noch diese Extratour in Bismarcks Fänge hinein zu riskieren? Und am Ende bekam er auch noch von Rudi den Kopf dafür gewaschen. Aber nein, schließlich hatten sie seinen Vater eingesperrt, und was auch immer er für dessen Befreiung tat, war richtig. Kein Kampf ohne Risiko, und ein echter Klassenkämpfer hatte sich beizeiten an Verhöre und Kerker zu gewöhnen.

Eine Weile waren sie schweigend dahingeschritten. Gelegentlich hatten Passanten fragende, erstaunte oder auch mißbilligende Gesichter gezeigt, die manchmal ihm, manchmal dem Ordnungshüter gegolten haben mochten.

Als sie in die Pillnitzer Straße einbogen, überquerten gerade Franz und Franziska, von der Neuen Gasse kommend, die Kreuzung. Sie hatten dort ihre letzten Exemplare des „Jungen Genossen“ in die Türschlitze geschoben. Im ersten Augenblick drängte es Jim, sozusagen als Versicherung, daß er schon seinen Mann stehen werde, fröhlich mit der Hand zu winken. Doch er beherrschte sich. Sicher hatte Bismarck sie schon oft beisammen sehen, jetzt aber durfte er auf keinerlei Zusammenhänge aufmerksam gemacht werden. Gut, daß sich auch die beiden Gerolds nichts anmerken ließen, obwohl sie für einige Sekunden gestutzt hatten.

„Besser, du gibst es gleich zu“, ließ sich plötzlich Schindler vernehmen. „Wenn du vernünftig bist, schicken wir dich sofort wieder nach Hause. . . Machst du aber Zicken, dann kannst du was erleben.“

„Ich hab doch die Zeitung nie gesehen“, brummte Jim. Gut, daß ihn Bismarck nicht ansah. Das machte das Schwindeln etwas leichter. Die Hauptsache, man wurde dabei nicht rot. Nein, rot war er nicht geworden, das hatte er sofort gespürt und als gutes Zeichen bewertet. Rot wurde man nur mit einem schlechten Gewissen, doch sein Gewissen war – jedenfalls was seine Tat betraf – völlig in Ordnung. List im Kampf für die gerechte Sache, das hatte nichts mit Schwindeln zu tun.

„Du brauchst mir nur zu sagen, wer dir die Zeitung gegeben hat“, hub Bismarck nach einer Weile von neuem an, „und du darfst auf der Stelle gehen. . . Na, wie ist's?“

„Ich hab's doch schon gesagt; ich weiß von nichts. . .“

„Natürlich, dein Name ist Hase. . .“

„Nein, Herr Wachtmeister: Rastelbinder heiß ich.“

„Was?“ Ob solcher Frechheit war Franz Schindler so perplex, daß er stehenbleiben und Luft holen mußte. „Du heißt also Rastelbinder. . . Großartig! Rastelbinder! Aber glaub mir, mein Bürschchen, es wäre besser für dich, du hießest Hase.“ Diesem Satz folgte noch ein grimmiges Lachen, und damit war das Gespräch beendet.

Bis zur Ankunft auf der Wache wurde kein weiteres Wort gewechselt.

„Herrje! Was für 'n Fisch haben Sie bloß da mit angeschleppt. . . Geklaut hat er, was?“ empfing sie der Diensthabende, zog Jim am Ohr und blickte ihm neugierig ins Gesicht.

„Geklaut? Schlimmer! Ein Politischer!“ versetzte Bismarck und strich sich mit beiden Händen die Bartenden glatt.

„Hu, ein Politischer!“ wiederholte der Diensthabende nicht ohne Spott. „Dann mal gleich zu Kommissar Fritzsche.“

„Los, los, Kerl, keine Müdigkeit vorschützen!“ kommandierte Schindler und trieb den Gefangenen die Stufen zum ersten Stock hinauf.

Sie kamen in einen düsteren Gang. Es roch so richtig nach Polizei, stellte Jim schnuppernd fest. Es war eine dumpfige Luft, gemischt mit dem Geruch von feuchtem Holz, Papier, Tinte, Leder und Staub.

„Da hinein!“ Bismarck hatte eine Tür geöffnet und schob den „Schwerverbrecher“ vor sich her über die Schwelle.

Kommissar Fritzsche sah von seinem Aktenbündel auf. Er schien nicht gerade sehr erfreut, von Bismarck gestört zu werden. Und einen Jungen brachte der ihm angeschleppt. Sicher wurde er da wieder mit irgendeiner läppischen Lausbubengeschichte belästigt. Als ob man jetzt nicht schon mit den schweren Fällen, die täglich an Zahl zunahmen, mehr als genug zu tun hätte.

„Ich hab doch überhaupt nichts gemacht“, protestierte Jim, noch ehe er etwas gefragt worden war und zog ein Gesicht, daß der untersetzte Glatzkopf hinter dem Schreibtisch sogar einen Augenblick stutzig wurde und fragend auf den Wachtmeister sah.

„Das da hat er mir durch die Tür geworfen, Herr Kommissar.“ Bismarck legte die Zeitung auf den Tisch und nahm wieder stramme Haltung ein.

Fritzsche zog den „Jungen Genossen“ näher zu sich heran und griff nach der Brille. Ein flüchtiger Blick genügte, um ihm Aufschluß über diese Druckschrift zu geben. Es war nicht das erste Exemplar, das man ihm gebracht hatte.

„Dies wäre Numero vier! Und das hast du also in die Wohnungsbriefkästen gesteckt!“ Der Kommissar fixierte Jim mit stechenden Augen.

„Ich war's bestimmt nicht“, verteidigte sich der Junge. Er senkte den Kopf nach unten, um den Glatzköpfigen nicht ansehen zu müssen.

„Haben Sie den Burschen in flagranti ertappt, Wachtmeister?“

„Jawohl, in flagranti, Herr Kommissar!“

Warum log Bismarck? Es war doch nicht in flagranti, sondern in der Steinstraße gewesen. Jim wußte überhaupt nicht, wo dieses Flagranti lag, und er kannte alle Dresdner Stadtteile. In dieser Beziehung hätte er es mit jedem Droschkenkutscher oder Dienstmann aufnehmen können.

„Und was hast du dazu zu sagen?“ herrschte ihn Kommissar Fritzsche an. „Bei uns kommt man nur mit der Wahrheit weiter.“

„In Flagranti bin ich noch nie gewesen. . . Herr Schindler hat mich doch auf der Steinstraße verhaftet.“

„In flagranti – das heißt: auf frischer Tat! Außerdem hat dich der Wachtmeister nicht verhaftet. Mitgenommen hat er dich, damit du uns sagst, von wem du die Zeitungen bekommen hast.“

Die Stimme des Kommissars hatte sich plötzlich verändert, und in seinem Gesicht stand ein belustigtes Lächeln.

Jim schwieg.

„Darf ich den Vorfall schildern, Herr Kommissar?“ meldete sich Bismarck. „Gerade wollte ich zum Dienst gehen, als etwas durch den Briefspalt meiner Wohnungstür geworfen wurde. Es war diese Zeitung. Sofort eilte ich dem Täter nach. Ich konnte noch Schritte im Flur vernehmen, und auf der Straße angekommen, sah ich diesen Jungen, wenige Meter von mir entfernt, davonlaufen. . .“

„Mutter hatte mich und Hannchen nach Bier geschickt, und das wollte ich schnell nach Hause bringen, deshalb bin ich gerannt.“

„Hatte er weitere Exemplare bei sich, Wachtmeister?“

„Nein, Herr Kommissar.“

Fritzsche begann mit seinen dicklichen Fingern der rechten Hand auf der Tischplatte zu trommeln. Wenn das alles war, würde man nicht sehr weit kommen bei dem Jungen. Ausgekocht und verstockt wie solche Straßenlummel waren, erreichte man nur mit eindeutigen Beweisen etwas.

„Und wo ist dieses Hannchen?“

„Die habe ich nach Hause geschickt, Herr Kommissar“, sagte Bismarck.

Dem Mann hinter dem Schreibtisch entfuhr ein mißbilligender Seufzer. Dieser Schindler, dieser Töpel, dieses Rindvieh ließ das Mädel laufen, anstatt beide herzubringen, damit man sie gesondert verhören konnte.

Bismarck waren die Falten des Ärgers auf Fritzsches Stirn nicht entgangen, und er beeilte sich zu erklären:

„Es handelt sich um ein Mädchen von etwa fünf Jahren. Überdies liegt der Fall klar. Auf die Zeitung hat einer mit Rotstift geschrieben: ‚Heraus

mit Otto Rastelbinder! Der Junge ist der Sohn des zur Zeit in Haft befindlichen, in der Ziegelstraße wohnhaften Arbeitslosen Otto Rastelbinder, von dem bekannt ist, daß er den Kommunisten nahesteht.“

„Gut, Wachtmeister! Das genügt vorläufig. Sie können gehen. Ich werde mich mal mit dem Jungen ein bißchen allein unterhalten. Ich danke Ihnen.“

Als Bismarck den Raum verlassen hatte, erhob sich der Glatzköpfige und kam um den Schreibtisch herum. Er nahm Jim an der Schulter, faßte ihn mit seiner molligen Hand unter das Kinn und drückte ihm den Kopf aufwärts. Mit der Miene eines Mitverschworenen schaute er den Jungen an und sagte:

„Komm, setzen wir uns aufs Sofa und sprechen wir wie Männer untereinander.“ Fritzsche führte Jim zu einem abgeschabten Lederkanapee und nötigte ihn, neben ihm Platz zu nehmen. Dann begann er in einem freundlichen Ton, der nach Jims Vorstellung absolut nicht zu einem Polizeikommissar paßte, auf ihn einzureden: „Der Wachtmeister hat dich wohl ein bißchen erschreckt? Ist ja alles gar nicht so schlimm, mein Junge. Wir wollen dir doch nicht den Kopf abreißen. Und hinter die Wahrheit kommen wir sowieso, das haben wir schließlich gelernt. Ich brauche bloß die Fingerabdrücke untersuchen zu lassen, und dann wissen wir alles... Und für deinen Vater wäre es auch besser, wenn du uns jetzt keine Flausen erzähltest, ganz abgesehen davon, daß ein ordentlicher Kerl für seine Tat einsteht, besonders wenn man sie aus edlen Motiven begangen hat.“ Der Kommissar unterbrach seinen Redefluß ein Weilchen, um die Worte auf Jim wirken zu lassen und auch um sich eine Zigarre anzuzünden.

Jim hatte nun Zeit zum Nachdenken. Aber gab es eigentlich viel zu überlegen? Abstreiten, und damit war die Frage beantwortet. Fest bleiben, eisern fest bleiben! Allerdings, wenn sie sich Strohwisch herholten, konnte am Ende doch alles herauskommen. Selbst wenn die Schwester keine Angst bekam, würde sie diesen Bullen hier sicherlich auf den Leim gehen, geschickt wie sie waren. Und da war noch die dumme Sache mit den Fingerabdrücken. Daß er daran nicht gedacht hatte, obgleich es doch in allen Detektivgeschichten deutlich genug zu lesen war, daß man mit Handschuhen arbeiten mußte, wollte man keine verräterischen Spuren hinterlassen. Doch auch Handschuhe waren noch kein hinreichender Schutz. Da gab es noch die Spürhunde. Ein einziges Mal so einem Biest die Zeitung vor die Nase gehalten, und er, Jim, war geliefert. Doch was nützten jetzt alle Weisheiten, da er vor dem Glatzkopf saß und Rede stehen sollte. blieb noch die Möglichkeit, zu gestehen und sich auf den vereinbarten Mann mit dem blonden Bärtchen herauszureden. Oder er behauptete – ja, das war der Ausweg –, er behauptete einfach, er habe die Zeitung zu Hause im Briefkasten gefunden, und da sei er eben auf den Einfall ge-

kommen, etwas darauf zu schreiben und sie Bismarck durch die Tür zu schieben.

Kommissar Fritzsche hatte inzwischen seine Havanna zum Glimmen bekommen und paffte Jim eine Wolke ins Gesicht. Als die Nase des Jungen wieder aus dem Nebelschleier auftauchte, fragte der Glatzköpfige:

„Du gibst also zu, daß die Zeitung von dir stammt?“

„Ja, ich hab sie bei Schindlers 'neingeschmissen.“

Mit einem so schnellen Erfolg hatte Fritzsche offenbar nicht gerechnet. Seine Verblüffung, die sich in einer hochgeschobenen Stirn und einem geöffneten Mund äußerte, ließ darauf schließen.

„Und woher hattest du die Zeitungen?“

Der Kommissar blies diesmal seinen Rauchschwaden zur Decke und vermied es, Jim anzublicken. Er wollte ihn jetzt nicht ängstlich machen. Hatte einer einmal zu reden begonnen, kam gewöhnlich alles ans Tageslicht.

„Ich hatte doch bloß die eine.“

„Und wie bist du zu der einen gekommen?“

„Die lag vorhin bei uns im Briefkasten. . . Und da hab ich mal 'nein-geguckt, und da stand was von den Arbeitslosen drin, und weil mein Vater auch arbeitslos ist und. . . die 'n eingesperrt hab'n. . .“

„Wer die?“

„Nu, die im. . . die im. . . im Polizeipräsidium.“

War der Bursche so raffiniert, oder hatte er wirklich nur ein Exemplar auf dem dargestellten Weg erhalten? Log der Junge nicht, war der Fang wertlos. Man konnte der Schule eine Mitteilung schicken, das war alles. Die Hersteller der Zeitung mußte man finden, die Druckerei, die Verbreiter, die ganze Organisation, die dahinterstand. Leute, die in den letzten Tagen ein illegales Flugblatt oder eine verbotene Zeitung erhalten und an andere weitergegeben hatten, gab es so viele, daß man gar nicht genug Gefängnisse hatte, um sie alle in Haft zu halten. So eine militärische Besetzung reichte aus, um ein paar Minister davonzujagen; aber mit der unzufriedenen Bevölkerung fertigzuwerden, war schon eine andere Sache. Das stellte sich das Reichswehrkommando sehr leicht vor. Die sollten erst einmal an der Stelle der Polizei sitzen, ehe sie das Maul aufrissen, wie sie es taten. Kommissar Fritzsche war weder mit Jim noch mit Generalleutnant Müller noch mit sich selbst zufrieden. Gut, noch einen Versuch wollte er machen.

„Das soll ich dir glauben?“ fragte er, nachdem er eine Zeitlang schweigend geraucht hatte.

„Klar. . . Sonst würd ich's Ihnen doch nicht sagen. . . Die muß jemand bei uns in den Briefkasten geschmissen hab'n.“

Es konnte wahr sein. In der Ziegelstraße waren auch zwei der anderen

Exemplare dieser Zeitung eingeworfen worden. Von Ausnahmen abgesehen, meldete keiner das Auftauchen illegaler Druckschriften, entweder aus Sympathie mit den Kommunisten oder aus Bequemlichkeit. Es gab nicht einmal ein wirksames Gesetz, das die Leute zwang, verbotenes Material bei der Polizei abzugeben. Und das mit der Losung, die der Junge auf die Zeitung gekritzelt hatte, war so naiv, daß es ihn eher entlastete. Fritzsche ließ sich aber nichts von seinen Gedanken anmerken und wandte sich erneut an Jim.

„Warum sagst du nicht die Wahrheit? Du hast doch gesehen, daß ich dir die Sache mit der Zeitung gar nicht übelnehme. Vielleicht kann ich sogar was für deinen Vater tun. . . Ich kenne den Polizeipräsidenten. Wenn ich ihm sagen könnte, daß du uns geholfen hast und daß wir nun auch was für dich tun müßten. . . Zum Beispiel, deinen Vater wieder rauslassen. . . Dann hättest du das erreicht, was du wolltest, als du die Zeitung bei Wachtmeister Schindler in den Briefkasten gesteckt hast. Na, wie steht's? Denk mal nach, ob das so dumm wäre?“

„Aber ich weiß doch bloß von dieser einen Zeitung“, beharrte Jim und seufzte tief. „Wirklich, Herr Kommissar, das ist alles.“

„Hör zu: Was immer du mir sagst, bleibt unter uns, keiner erfährt, worüber wir uns unterhalten haben.“

Fritzsche hatte ruhig, ja fast väterlich gesprochen, doch plötzlich änderte er wieder den Ton und fuhr Jim grob an: „Wie du willst. So wäre es schnell gegangen; bleibst du dabei, daß dir keiner Zeitungen zum Verteilen gegeben hat, muß ich eine Untersuchung anordnen. Das dauert etwas länger, aber wir kommen der Sache garantiert auf die Spur. Und dann sieht die Lage auch für dich sehr böse aus. Das mindeste ist Zwangserziehung. Was das ist, weißt du. . .“

Jim wollte gerade seinen Satz wiederholen, daß er die Zeitung im Briefkasten gefunden habe, da näherte sich von der Treppe her ein wüstes Stimmengewirr, und aus diesem Gewirr heraus war ganz deutlich die Stimme der Mutter zu hören. Unverkennbar hob sie sich von den tiefen, brummigen Stimmen der Polizeibeamten ab, die vergeblich bemüht waren, sie zu übertönen.

Der Glatzkopf schnellte hoch, schneller als es ihm Jim zugetraut hätte, und brüllte: „Ruhe da draußen!“

Da kam aber schon Mutter Rastelbinder in das Amtszimmer Fritzsches gestürmt, und bevor sie einer daran hindern konnte, hatte sie Jim in ihren Armen.

Der Kommissar fletschte die Zähne und bellte die nachfolgenden drei Beamten an, daß die Gescholtenen vor Bestürzung kaum strammstehen konnten.

„Die Frau ist wahnsinnig“, stotterte einer und hob hilflos die Hände.

„Sie sind selber wahnsinnig!“ schrie der Kommissar. „Alles raus! Sie auch! Nehmen Sie sich Ihren Lümmel mit und verschwinden Sie! Wir werden uns ein anderes Mal sprechen!“ Fritzsche drängte Frau Rastelbinder, Jim und seine Untergebenen zur Tür hinaus, die er donnernd hinter ihnen zuknallte.

Der Junge brauchte eine Weile, um ganz zu sich zu kommen. An der Seite der Mutter stieg er die Treppe hinunter. Die schimpfenden Polizisten nahm er überhaupt nicht mehr richtig wahr.

„Nicht böse sein, Mutter. . . Es war ja nur wegen Vater. . . damit er bald entlassen wird.“ Er preßte ihre Hand vor Liebe und Dankbarkeit. Auch ein wenig Reue empfand er. Doch da erklang die Stimme der Mutter:

„Ach, Junge, wie könnte ich dir böse sein. . . Wie könnte ich. . . du Dummerchen.“

Jim hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Eine Welle des Glückes und ein Gefühl der Kraft durchströmten ihn. Am liebsten hätte er laut aufgejubelt.

HORST GREIFT EIN

Hinter einer mächtigen Linde bog Horst in den Feldweg ein. Seine Beine wirbelten die Pedalen herum. Links – rechts, links – rechts, links, links, links. . .

Die Speichen surrten wie ein Ventilator. Das Gesicht des Jungen war gerötet wie ein reifer Pfirsich.

Es konnte nicht mehr weit sein bis zum volkseigenen Gut.

Geschickt lenkte Horst das Rad den kurvenreichen Weg entlang. Während die vom Fahrtwind geröteten Augen auf den Weg achteten, dachte er an gestern nachmittag. Die Gedanken daran ließen ihn in der Nacht, in der Schule und auch jetzt nicht in Ruhe.

Horst sauste hinter einer Weißdornhecke um die Ecke. Im letzten Augenblick riß er den Lenker nach rechts, um den Alten nicht anzufahren, der ihm entgegenkam.

Der Alte humpelte zur Seite, blieb stehen, hob drohend die Faust und schrie: „Lausebengel, verdammter, kannst du nicht aufpas. . .!“

Horst hörte es kaum – er war schon vorüber.

Als er gestern die Dorfzeitung austrug, traf er Schweinemeister Kramer in erregtem Gespräch mit dem Beauftragten des Rates des Kreises an. Er wollte die Männer nicht stören. Horst nahm deshalb ein Ferkel aus einer Kiepe, die neben einer Waage stand, und setzte es sich auf den Arm. Er streichelte das Ferkel, bis es ganz ruhig wurde und den naßkalten Rüssel unter seine Achselhöhle steckte, wo es zu tutschen begann. Horst spürte noch immer, wie es die Wärme suchte.

Er hörte, wie Schweinemeister Kramer sagte: „... brauche dreißig Zentner Stroh. . . zweihundertzehn Ferkel auf blankem Zementboden. . . lehne Verantwortung ab. . .“ Dann schimpfte er auf den Vorstand, der es zuließ, daß das letzte Stroh für die Pferde verhäckstelt wurde.

Kramer zog den Beauftragten mit sich zum Stall.

In den Buchten fehlte die Einstreu. Es war Mitte April. . .

Horst hob sich aus dem Sattel, um die steile Anhöhe fahrend zu schaffen. Die Pedalen sangen plötzlich einen anderen Text. Stroh – Ferkel, Ferkel – Stroh, *Stroh*. . .

Oben angekommen, atmete er befreit auf. Vor ihm breiteten sich die

Felder des volkseigenen Gutes aus. Ringsum schloß sich die grünende Saat über dem lehmigen Acker. Abseits vom Gebäudekomplex standen noch zwei von den riesigen Strohmeten, die ihm bei der Besichtigung des Betriebes in der Jugendstunde aufgefallen waren.

Nach wenigen Augenblicken hielt Horst neben den Meten, stieg vom Rad und wischte mit dem Jackenärmel über das Gesicht.

Ein älterer Landarbeiter lud Stroh auf einen Hänger. Er verhielt in seiner Arbeit, als er den Jungen bemerkte, und rief: „Hehe – ich kriege wohl Hilfe!“

Horst ging auf den Arbeiter zu, grüßte und druckste: „Ich, ich... ich brauche Stroh. Stroh, verstehen Sie?“ sagte er etwas lauter, als der Mann die Hand an das Ohr legte, als ob er schwer höre.

„So, so – Stroh willst du haben. Hast wohl Kaninchen?“

„Ja, das auch, aber...“

Der Arbeiter blickte zu dem Fahrrad hinüber und schnarrte freundlich: „Hast ja keinen Sack mitgebracht, wo willst du denn das lassen?“

Horst holte tief Luft, sah an dem Arbeiter vorbei und erwiderte leise: „Ich will keinen Sack voll, ich... wir brauchen dreißig Zentner.“

Der Mann riß die Augen auf, sein Mund bewegte sich, die Stirn zog sich zusammen. „Was willst du – dreißig Zentner?“ fragte er mit einem drohenden Unterton in der Stimme. „Willst mich wohl zum Narren halten, Junge. Das laß bleiben, duuu... schen dich fort, aber dalli, sonst...!“ Unmißverständlich hob er den Forkenstiel in die Höhe.

„Aber, so hören Sie doch...“, versuchte es Horst noch einmal.

„Papperlapapp! Habe keine Zeit – verschwinde!“ rief der Mann aufgebracht. Er ließ die Hand durch die Luft pfeifen, als wollte er eine lästige Pferdebremse fortjagen.

Der Junge seufzte, ließ die Schultern hängen, nahm sein Fahrrad und trabte zurück zum Feldweg. So einer! Nicht mal richtig angehört hatte er ihn, einfach davongejagt. Er legte das Rad in den Straßengraben, setzte sich auf einen Feldstein und grübelte.

Wenige Schritte von ihm entfernt fegte ein grauer Schatten um eine Hecke. Der Sperber stieß mitten hinein in eine Spatzenschar, die ängstlich schilpend auseinanderstob. Der Junge sah es kaum, obwohl er sonst stundenlang einen Bussard oder einen Habicht beobachten konnte, wenn der seine Kreise zog.

Horst nahm einen dünnen Zweig, zerbrach ihn sinnlos zwischen den Fingern und malte mit dem letzten Stückchen zwischen seinen Füßen im Sand. Als er richtig hinblickte, bemerkte er, daß er ein Ferkel zeichnete.

Ärgerlich löschte er die Striche mit dem Fuß wieder fort. Sollte er zwanzig Kilometer umsonst gefahren sein?

Wenn er nur Micki in der Pause nichts erzählt hätte. Der war zwar nicht mitgekommen, aber wenn er nun erfolglos nach Hause kam – nein, unmöglich. Er sah schon das schadenfrohe Gesicht Mickis vor sich, wie der feixte. Und dann, was sollte die Pioniergruppe von ihm denken?

Horst sprang auf, riß das Rad hoch und fuhr eilig zum Wirtschaftshof. Er wußte nicht, daß es dem Beauftragten gelungen war, aus dem Reservefonds eine Freigabe über fünfzehn Zentner Stroh für die Genossenschaft zu erwirken. Aber der Beauftragte bekam keine telefonische Verbindung mit der LPG, so daß er erst abends zur Vorstandssitzung, an der er regelmäßig teilnahm, dem Schweinemeister die ersohnte Nachricht überbringen konnte.

Als Horst vor der verschnörkelten Tür des ehemaligen „Herrenhauses“ stand, klopfte ihm das Herz bis zum Halse herauf. Ob den Tagelöhnern früher so zumute war, wenn sie zum Inspektor oder zum „Herrn Grafen“ kommen mußten?

Der Junge kratzte sich den Schmutz von den Schuhen, strich sich die Haare glatt und klopfte dann gegen die Tür. Als „Herein“ gerufen wurde, drückte er die Klinke nieder. Die Tür knarrte in den schmiedeeisernen Beschlägen.

Horst trat ein, blieb neben der Tür stehen und wartete.

Der Betriebsleiter des volkseigenen Gutes saß hinter einem Schreibtisch und rechnete. Erstaunt sah er zu dem Jungen auf, legte den Federhalter zur Seite und winkte Horst, näherzutreten.

„Setzt dich, mein Junge. Was willst du?“ fragte er und zündete sich eine Zigarette an.

Horst biß sich auf die Zunge. In seinen Ohren pochte das Blut. Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, zu Hause zu bleiben, aber ebenso schnell wurde dieser Gedanke von dem Bild der vielen Ferkel verdrängt, die auf dem kalten Zementfußboden liegen mußten. Er erzählte, stockend zuerst, dann immer fließender, eifrig zuletzt, von den Ferkeln in der LPG, wie sich Kramer um sie sorgte, und daß große Verluste eintreten mußten, wenn kein Stroh beschafft werden konnte. Zum Schluß bat er: „Ach, verkaufen Sie doch der LPG dreißig Zentner Stroh, damit die Ferkel nicht sterben.“

Der Betriebsleiter hörte aufmerksam zu. Nun drückte er die Zigarette aus, schüttelte den Kopf und sagte: „Alles schön und gut, Junge, schlimm für die LPG, aber da kann ich wirklich nicht helfen. Ausgeschlossen, daß wir Stroh abgeben. Tut mir ja leid. . .“, er zuckte bedauernd die Achseln, „aber da ist nichts zu machen. Stroh ist knapp und. . . außerdem wollte ich kürzlich von eurer LPG den LKW für einen Tag haben, aber sie haben ihn mir nicht geliehen. Da müssen sie sich auch woanders Stroh beschaffen, das siehst du doch selbst ein, nicht wahr?“

Horst senkte den Blick. In seinen Augen schimmerte es feucht. Es schmeckte bitter im Munde.

Als er den Mann vor sich wieder ansah, war Horst blaß. Er sagte: „Bei den Pionieren haben wir gelernt, daß einer dem anderen helfen soll, und...“, in seinem Kopf drehten sich die Gedanken wie ein Kettenkarussell, purzelten durcheinander, versanken schließlich. Nur die ungewisse Frage blieb, darf ich... ist es nicht frech? Und dann spürte er deutlich das wärmesuchende Ferkelchen auf dem Arm, und er sprach es aus: „... und Sie haben bis zur Ernte noch Stroh, aber unsere LPG hat nichts. Was aus den Ferkeln wird, das interessiert Sie wohl nicht? Unser Pionierleiter sagte einmal, daß Genossen Vorbild sind und immer helfen. Bitte, helfen Sie doch!“

Der Zeigefinger des Jungen zitterte, als er während der letzten, hastig hervorgesprudelten Worte auf das Abzeichen wies, das der Betriebsleiter des volkseigenen Gutes an seiner Joppe trug.

Der große, breitschultrige Mann schlug mit der Hand auf den Tisch. Einige Bogen Papier flatterten zu Boden. Er schrie: „Genug jetzt – genug!!!“

Dann sprang er auf. Der Stuhl stürzte hintenüber. Das Gesicht des Mannes spannte sich, die Backenknochen traten hervor, er durchmaß mit weiten Schritten das Zimmer. Die Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt, ballte sie zur Faust, öffnete und schloß sie wieder.

So ein Lauser, dachte er, packt einen gleich bei der Parteiche. Kruzitürken, das hatte noch niemand getan. Rote Flecken überzogen Ohren und Nacken des Mannes.

Er wandte sich von dem Jungen ab, tapste schwerfällig zum Fenster und blickte auf den Hof hinunter, wo gerade eine Fuhre Stroh abgestakt wurde. Der Betriebsleiter stemmte die Hände auf das Fensterbrett und preßte die heiße Stirn gegen das Glas.

Ein tapferer Bursche, läßt sich nicht abweisen, dröhnte es in seinem Kopf. Ein Glück nur, daß niemand das Gespräch mit angehört hatte.

Er drehte sich um und trat bedächtig auf den Jungen zu.

Horst duckte sich. Jetzt, dachte er, jetzt – gleich wird er zuschlagen. Aber der Mann faßte den Jungen mit der rissigen Hand unter das Kinn, zog ihn von seinem Stuhl hoch und sah in die jetzt trotzig und ängstlich zugleich blickenden Augen.

„Angst, he?“ fragte er mit heiserer Stimme.

Der Junge senkte den Blick. Er wollte den Kopf schütteln, aber das ging nicht, die Hand hielt fest.

„Kannst mich ruhig ansehen, ich beiße nicht“, sagte der Betriebsleiter unerwartet. „Euer Pionierleiter hat recht – Genossen helfen immer! Gut,

daß du mich daran erinnert hast – schlecht, daß ich es beinahe für einen Augenblick vergessen hätte.“ Sein mächtiger Brustkorb hob und senkte sich dicht vor dem Gesicht des Jungen wie ein Blasebalg. Dann sprach er weiter: „Wirst einmal ein guter Viehzüchter und Genosse werden, schätze ich. Wenn du willst, kannst du bei uns eine gute Lehrstelle haben. Sag dem LPG-Vorsitzenden, er kann heute noch herschicken und fünfzehn Zentner Stroh holen lassen. Das wird fürs erste reichen. Aber nur für die Ferkel, klar?“ Und nach einer Weile fügte er noch hinzu: „Das Gespräch, meine ich, könnte doch eigentlich unter uns bleiben, was meinst du, Pionier?“

Horst nickte heftig. Er strahlte über das ganze Gesicht, drückte die Hand des Betriebsleiters ganz fest und spürte, wie der Druck schmerzhaft erwidert wurde.

Der Mann lächelte. Er preßte den Kopf des Jungen für eine Sekunde an seine Brust und ließ ihn dann frei.

Horst rannte zur Tür, wandte sich noch einmal um und rief: „Danke, Genosse – du bist prima, dankel!“ Dann stürmte er die Treppe hinunter, schwang sich auf sein Rad und brauste vom Hof.

Schweißnaß klebte das Hemd an seinen schmalen Schultern, als Horst hinter dem „Roten Ochsen“ aus dem Wald hervorkurvte und unweit aus einer Bodensenke die roten Ziegel des Abferkelstalles aufleuchten sah. Kurze Zeit später ließ er das Rad gegen den Bretterzaun fallen und rannte auf den Hof.

Schweinemeister Kramer trat mit einem verendeten Ferkel aus dem Stall und warf es zu den drei anderen Kadavern, die seit gestern in einer Ecke lagen und auf den Abdecker warteten.

Kramer dachte sorgenvoll an die kommende Nacht. Kalt würde es werden, es war Vollmond.

Ärgerlich sah er auf Horst, der geradewegs auf ihn zueilte.

Der Junge holte tief Luft, atmete kurz, stoßweise. Seine Stimme überschlug sich fast, als er vor Kramer stand und jubelnd hervorstieß: „Herr Kramer, Herr Kramer – jetzt wird alles gut! Fünfzehn Zentner Stroh für die Ferkel vom volkseigenen Gut, ich habe. . .“

Schweinemeister Kramer wußte nicht, ob er wach sei oder träume. Vorsichtshalber kniff er sich in die Nase. Au! Es stimmte, er war hellwach, und vor ihm stand Horst, der Pionier, der ihm gestern die Dorfzeitung gebracht hatte. Er packte Horst an beiden Schultern und schüttelte ihn. Dabei stotterte er: „Junge, ist das. . . ist das auch wahr? Das ist doch kaum zu glauben, zu glauben. . .“

„Ja, rief Horst, „das Stroh kann heute schon geholt werden, die Ferkel werden nicht mehr sterben.“

„Worauf du dich verlassen kannst – wenn ich nur Stroh habe“, brubbelte

der Schweinemeister. Umständlich zog er ein riesiges Taschentuch hervor und schneuzte sich. Es dauerte ziemlich lange, bis er das Tuch wieder wegsteckte. In den Augen glänzte die Freude, als er Horst aufforderte, der Reihe nach zu erzählen, wie alles vor sich gegangen war.

Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen. Kramer war der erste, dem Horst von seiner Tat berichtete.

Der Vollmond strahlte bereits sein kaltes Licht hernieder, als Kramer endlich alle Buchten mit frischem Stroh versorgt hatte.

Als am anderen Tage der Wagen des Abdeckers kam, wurden vier verwendete Ferkel verladen, kein weiteres mehr war hinzugekommen.

Die Einwohner des ganzen Dorfes sprachen noch lange von dieser guten Tat. Sie waren nicht wenig stolz auf „ihren Horst“!

IM STÄDTISCHEN BAD

Hinab auf den Grund! Hinein in den Sog aus Chlor und Ozon!
Schon umschließet dich Tod, Euphorions Schatten und Meister.
Steinschwer versinkst in den Schoß, seinen flüssigen, du –
Und findest nur Kacheln.

Eingekachelter Leiber unsteter Zug im grünen Bassin!
Es schäumt der schwere Delphin, eines im Atem,
Eines mit lederner Haut am Muskelgesträng,
Und kann doch nicht fliegen!

Gebundene Wasser zerteilen die andern, Jüngling und Mädchen!
Gelächter umschwillt ihres Beckens fülliges Rund.
Aug im Gegenaug. Dahin! Und nie,
Nie nimmermehr dasselbe.

Das Glashaus dröhnt. Haut entflammt in hölzernen Verschlägen,
Zwei nackte Sohlen tapfen stumm vorbei.
Du stehst still und lauschst. Erfreust zuletzt
Dich deines Körpers doch.

DER TAG DER MAUER

Ich kann mich nicht mehr genau entsinnen, ob der 27. Mai des Jahres 1934 auf einen Sonntag fiel. Ich weiß nur, daß der Tag, an dem alljährlich in Paris die Lebenden vor den Toten manifestierten, genannt der Tag der Mauer, damals ein Sonntag war. Die Toten waren schon seit dreiundsechzig Jahren tot, sie konnten die Schritte der Vorbeimarschierenden, ihre Rufe und Lieder nicht hören. Dennoch empfand ich sie als lebend, während ich unter den Manifestanten Menschen entdeckte, die ich schon lange für tot hielt. Nie zuvor war mir Geschichte so gegenwärtig und Gegenwart so geschichtlich erschienen wie am Tag der Mauer des Jahres 1934.

Ich wohnte damals in der Rue Clauzel, einer engen Nebenstraße der Rue des martyrs. An gewöhnlichen Wochentagen hatte die Rue des martyrs nichts Märtyrerhaftes an sich. Sie bot, vom Kopf bis zur Sohle, vom sündhaften Place Pigalle bis zum tugendsamen Notre-Dame-de-la-Lorette-Tempel, auf breitausladenden Holzgestellen alles zum Kauf an, was Erde und Meere an Eßbarem hervorbringen: Auberginen und Austern, Bananen und Beefsteaks, Endivien und Poulards, aber auch frugale Linsen und bescheidene Bohnen.

An jenem Sonntag jedoch entsprach die Rue des martyrs eher der Vorstellung, die man von einer Märtyrerstraße hat. Die Holzgestelle waren eingezogen, die Läden verschlossen, die Ausrufe der Verkäufer verstummt, und das bunte Gedränge der Passanten und Einkaufenden war wie weggeschwicht. Geblieben allein war die steile, winklige Straße, die ich in der Mittagsglut märtyrerbergaufwärts schritt.

Auf dem Boulevard Montmartre ist die Untergrundbahn keine Untergrundbahn mehr. Hier rollt sie in Dachhöhe über ein eisernes Gerüst, ein beweglicher Stand, der Einsicht in die Stellungen des Privatlebens bietet.

Damals aber richtete sich mein Blick nicht auf die Fenster, um Momentaufnahmen aus dem freude- und leidvollen Dasein der Familien zu erhaschen. Er verweilt im Wagen auf den Mitreisenden. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß ich schon in den Demonstrationszug geraten bin.

Unser Wagen ist ziemlich voll. Dennoch drängen sich auf der nächsten Haltestelle – Boulevard de Rochechouart – neue Fahrgäste herein. Sie stoßen dabei kleine ausgelassene Schreie aus. Offensichtlich gehören sie

zusammen, offensichtlich haben sie und wir das gleiche Ziel: die Mauer der Föderierten am Friedhof von Père Lachaise.

Auf dem Gare du Nord hat der rote Pilgerstrom zwei Männer in dunkelblauen Pelerinen, mit flachen Käppis und weißen, am Koppel bau- melnden Gummiknüppeln in den Wagen geschwemmt. Obwohl es den An- schein hat, als nähmen die einen von den anderen, die Hüter der Ordnung von den der Störung der Ordnung Fähigen, keine Kenntnis, ist unvermittelt eine Spannung zwischen ihnen zu fühlen. Sie entlädt sich in einem Auf- schrei, der alles, bis auf das Rattern der Räder, verstummen läßt: „Flics assassins!“ Die Stille währt jedoch nur einen Augenblick. Gleich wird der Ruf von vielen Kehlen aufgenommen und im Rhythmus des rollenden Zuges skandiert.

Ich bin gespannt, was die als Mörder angesprochenen Polizisten nun tun werden. „Auseinandergehen!“ können sie nicht anordnen. Denn wohin könnten wir hier in diesem hermetisch verschlossenen Waggon ausein- andergehen? Uns mit den Gummiknüppeln über die Köpfe schlagen – was sie bei geringeren Anlässen zu machen pflegen –, das getrauen sie sich an- scheinend nicht. So bleibt ihnen nichts anderes übrig, als so zu tun, als hörten sie nichts und sich anregend miteinander zu unterhalten. Allein die Mühe, die sie aufbringen müssen, um unbeteiligt zu erscheinen, ist ihnen anzumerken. Ihre Gesichter haben sich puterrot verfärbt, ihr Blick ist gläsern, ihre Bewegungslosigkeit hat etwas Krampfhaftes.

Der Zug verlangsamt die Fahrt. Rond Point de la Vilette. Werden die beiden Polizisten aussteigen? Mit Verstärkung zurückkehren? Uns alle in die grüne Minna stecken?

Ist es, weil der Fahrplan der Metro eine solche Unterbrechung nicht zuläßt oder weil die Gefängnisse von Paris nicht ausreichen, um alle Flics-assassins-Rufer aufzunehmen, oder wirkt der 12. Februar so nachhaltig? Aus welchem Grunde immer, die beiden rühren sich nicht vom Fleck.

Weiter geht die Fahrt, von neuem verlangsamt der Zug die Geschwindig- keit und taucht in die Halle der Station Combat unter. Der Bahnhof ist mir vertraut. Denn unweit von hier ist das Gewerkschaftsheim, in dem wir Exilierte aus dem „Dritten Reich“ uns ab und zu versammeln. Ich mustere die neuen Fahrgäste. Kein bekanntes Gesicht. Die Türen klappen zu. Abfahrt.

Ein neuer Ruf ertönt, ohne Erwähnung der Flics. Sie atmen jedoch nicht auf. Denn die Menge fordert nun nichts weniger, als daß ihr oberster Chef, der Präfekt von Paris, an den Galgen geknüpft werde. „Chiappe au poteau!“ hallt es durch den Wagen.

Es ist zum erstenmal, daß ich in Paris den Tag der Mauer erlebe. So weiß ich nicht, ob auch in den vorigen Jahren die Metro-Fahrgäste den

Hütern der öffentlichen Ordnung „Mörder“ zuriefen und ihren Chef an den Galgen wünschten. Vielleicht, denke ich, ist es der 12. Februar, der den einen den Mut gegeben, den er den anderen genommen hat.

An jenem 12. Februar standen in ganz Frankreich die Räder still. Einige Tage vorher, am 6. Februar, waren die französischen Führeranwärter auf die Straße gegangen. Die leichten Erfolge ihrer Berliner und römischen Vorbilder ließen sie nicht ruhen. Sie mußten jedoch die Straße bald räumen, ohne Besitz von der Chambre des députés, der Schwatzbude, wie sie sie nannten, ergreifen zu können. Sie hatten untereinander schon die Ministerportefeuilles verteilt, nun konnten sie von Glück reden, daß sie in ihr Privatdasein zurückkehren durften, statt auf Staatskosten eine Zelle in der Santé zu beziehen. So endete der Marsch auf Paris 1934 – dank dem 12. Februar, dank dem kräftigen Arm des Arbeitermannes, der, wenn er es will, alle Räder legt still.

Station Boulevard Belleville. Wir nähern uns dem Ziel. Die hier Einsteigenden haben private, teilnahmslose, in sich gekehrte Gesichter. Offenbar fahren sie weiter als wir.

Vorletzte Haltestelle: Boulevard Menilmontant. Nach der Abfahrt erklingt von neuem das „Chiappe au poteau“. Aber diesmal nur aus einer Kehle, die anderen nehmen den Ruf nicht auf. Eine Stille macht sich breit wie in der Zirkusarena vor dem Salto-mortale-Akt. Ein anderer, ein ferner, ein gespenstischer Lärm rauscht in meinen Ohren. Er kommt aus der nahen Mairie des 20. Arrondissements. – „Das Geknarr der Munitionswagen, das Jammergeschrei der Verwundeten, das Gewehrfeuer, das Pfeifen der Kugeln vermengt sich zu einem sinnverwirrenden Lärm. Jede Minute bringt ein neues Mißgeschick. Ein Gardist eilt herbei: ‚Die Barrikade Pradier ist verlassen.‘ Ein anderer: ‚Es fehlt an Mannschaft in der Rue Rebeval.‘ Ein dritter: ‚In der Rue des Près flieht man.‘“ – So Lissagary, Augenzeuge, Teilnehmer und Verfasser der Geschichte der Kommune, die ich in jenen Tagen lese.

Schließlich Père Lachaise. Der Wagen leert sich. Die beiden Flics machen keine Anstalten, auszusteigen. Tant mieux.

Von Lissagary weiß ich, daß es vor dreiundsechzig Jahren, am 27. Mai 1871, in Strömen geregnet hat. Heute scheint eitle Sonne auf die vor dem Friedhof Versammelten. Vornehmlich scheint sie auf die schwarzen Stahlhelme der schwarzuniformierten Garde-mobile-Leute und spiegelt sich auf ihnen mit unheilverkündendem Glanz. Stahlhelme, Karabiner, Maschinenpistolen – das ist ein anderer Stil als die Käppis, Pelerinen und Gummi knüppel unserer beiden Mitreisenden.

Auf der Straße zwischen der schwarzen Garde-mobile-Wand und der grauen Friedhofsmauer staut sich die Menge. Davon ist mir ein recht ver-

wischtes Bild im Gedächtnis geblieben. Ich entsinne mich nur der ambulanten Verkäufer, die Erdnüsse und Diabolo-Fruchtwasser anboten.

Ich fühle mich fremd, obwohl rund um mich nur Gleichgesinnte sind. Es fehlt ein Zuruf, ein Gruß, es fehlen die bekannten Gesichter aus meiner Organisation, der KPD-Zelle Müllerstraße, BVG-Bahnhof, Unterbezirk Berlin-Wedding. Wo mögen sie heute sein? Gejagt, gehetzt? Hinter Stacheldraht? Drei Fuß unter der Erde?

Gewiß, es hat auch seine gute Seite, daß mich niemand kennt. Denn nach den Verhaltensmaßregeln unserer Emigrationsleitung dürfte ich überhaupt nicht hier sein. Die Pariser Polizei behauptet – entgegen besseren Wissens –, daß die KP Frankreichs vom Ausland finanziert und zu vaterlandslosen Taten angehalten wird. Ein auf einer kommunistischen Demonstration verhafteter Ausländer ist für die Präfektur eine Trophäe und ein *Corpus delicti*. Dem Delinquenten aber droht Abschub über die nächste Grenze.

Das Friedhofstor ist sperrweit offen. Vor dreiundsechzig Jahren war es an jenem Maitag verschlossen. Verschlossen, zugerammelt und mit Grabsteinen verbarrikadiert. Den Toten waren die Steine zu nichts mehr nütze, den Lebenden konnten sie das Leben um einige Augenblicke verlängern.

Da, wo ich jetzt stehe, spießen die Kanonen der Versailler Feuer und Eisenkugeln. Ihre Mündungen waren gegen das Tor gerichtet. Thiers und Gallifets Truppen hatten das Friedhofskarree von allen Seiten umzingelt. Sie waren fünftausend Mann stark, beim Verteidiger aber gab es nur zweihundert. „Entschlossene Leute, aber ohne Disziplin“, vermerkt Lissagary. „Die Offiziere hatten sie nicht dazu bringen können, Schießscharten in die Mauer zu machen.“ Barrikaden, ja das gehörte zum Bürgerkriegsstil jener Zeit, nicht aber Schießscharten.

Wer sind die Menschen, die nun aus dem Friedhofstor kommen? Anscheinend auch Demonstranten, zurück von der Mauer der Föderierten. Sie werden von der Menge mit Sprechhören empfangen. Die Aufforderung „Union d'action!“ wird ebenso hartnäckig wiederholt wie vorher die Verwünschungen gegen Chiappe und seine Flics.

Viele der Vorbeiziehenden haben unbeteiligte Mienen, manche erwidern die Zurufe, einige gehässig, andere gutartig. Sie bewegen sich behäbigen Schrittes, als kämen sie von einer pietätvollen Familienfeier und nicht von der Mauer der Föderierten. Bankbeamte, schätze ich, Lehrer, Verkäufer, auch Arbeiter. Ich erfahre, daß es Sozialisten sind.

Sonderbar, denke ich, was die lebenden Feuerkreuzler und ihr Führer La Roque vermocht haben – die Einheitsfront der beiden Arbeiterparteien im Generalstreik zustande zu bringen –, dazu sind die toten Thiers und Gallifets nicht fähig.

Die letzten Sozialisten haben den Père Lachaise verlassen. Das Tor ist frei. Auf der Straße formt sich der neue Zug. Bevor er sich in Bewegung setzt, betrete ich den Friedhof.

Eine breite, leicht aufsteigende Allee, ein Spalier von Neugierigen, Zypressen und Grabsteine aller Größen und Ausführungen nimmt mich auf. Die funèbre Architektur ist nur in höheren Preislagen vertreten, bescheidene Holzkreuze gibt es hier nicht. So habe ich mir den Père Lachaise nicht vorgestellt. Das hier ist ein Gottesacker für Bourgeois und kein Kommunardenfriedhof!

Ich betrachte die Grabsteine, lese die Inschriften. Dieser Beschäftigung gehe ich indes nicht lange nach. Ein Rauschen ertönt, als streiche die See über Kies. Der Demonstrationszug hat sich in Bewegung gesetzt.

Allein – welche Bewegung? Eine überaus langsame, zeitlupenartige. Ich merke auch bald, warum. Es ist der drei Greise wegen, die an der Spitze schreiten. Schreiten ist übertrieben, eher wanken, tapsen, trippeln.

Sind es Kommunarden? Können es Kommunarden sein? Schnell überschlage ich im Kopf den Abstand der Jahre. Das Ergebnis läßt ein Ja zu. Denn angenommen, die drei wären 1871 zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, so würden sie heute dreiundachtzig beziehungsweise achtundachtzig sein – ein durchaus erreichbares Alter.

Ich will mir Gewißheit verschaffen und wende mich mit der Frage, die mich beschäftigt, an einen jungen Mann, der neben mir im Spalier steht.

„Je regrette infiniment“, sagt er, „aber ich weiß es nicht.“

Dieses knabenhafte Gesicht mit nachdenklichen Augen kommt mir bekannt vor. Rolf? Aber wie käme Rolf hierher? Als Kommunist hat er sich nie exponiert, zudem ist sein Vater ein deutschnationaler Oberlandesgerichtspräsident in Berlin. Auch leuchtet in seinen Augen kein Glimmer eines Wiedererkennens. Er hat sie mit der Hand beschattet und betrachtet prüfend die Vordermänner des sich nähernden Zuges.

„Wenn ich nicht irre“, sagt er nach einer Weile in tadellosem Französisch und blickt mich sachlich, wenn auch nicht unfreundlich an, „so ist der Mann in der Mitte Camélinat.“

Camélinat! Camélinat, Mitglied der I. Internationale! Camélinat, Direktor der Münze der Pariser Kommune. Camélinat lebt! Und dies nicht allein eingeschreint in dem großen Herzen der Arbeiterklasse, wie es bei Marx heißt, nein, er lebt im körperlichen Sinne des Wortes, bewegt sich, flüstert dem Mann, der ihn stützt, etwas zu, rückt seinen Hut zurecht.

Mittlerweile ist der als Camélinat Bezeichnete näher gekommen. So nahe, daß, wie bei einer Großaufnahme, jede Runzel dieser pergamentnen Gesichtshaut sichtbar wird. Aus ihr leuchten, gleich Glasperlen, eingebettet in einer Wachsmaske, zwei kleine, aber lebendige Augen.

Ich denke: Wer weiß, vielleicht haben diese Augen Karl Marx gesehen, wer weiß, vielleicht haben sich in ihnen Marxens Töchter gespiegelt, die gleichfalls schon seit Jahrzehnten tot sind, wer weiß... Geschichte, lange verschollene Geschichte schreitet neben mir lebenbehaftet einher.

Doch sie schreitet sehr langsam. Der *marche funèbre* ist ein wahrer Cancan im Vergleich zu diesem Tempo. So lasse ich für eine Weile die lebende Geschichte zurück, um mich mit ihren toten, hier bestatteten Akteuren bekannt zu machen.

Ich stoße auf einen Grabstein, unter dem zwei Tote liegen. Dem Namen nach sind sie nicht miteinander verwandt. Vereint hat sie unter der Erde ihr Beruf, ihr Haß und ihr Ende. Von Beruf waren beide Generäle. Ihr Haß galt dem Volk von Paris. Eine Gewehrkegel beendete ihr Leben. Der eine hieß Claude Martin Lecomte, der andere Clément Thomas.

General Thomas trat zum erstenmal in die Öffentlichkeit, als er im Juni 1848 mit Füsiladen und Kartätschen in Paris Ordnung machte. Aber damit hielt er sein Lebenswerk noch nicht für beendet. Einige Tage vor der Ausrufung der Kommune unterbreitete er dem Kriegsminister Leflô einen eigenen Plan „zur Ausrottung der Blüte der Pariser Canaille“.

Der andere – hören wir, was Karl Marx über ihn zu berichten weiß: „General Lecomte hatte viermal dem 81. Linienregiment befohlen, auf einen unbewaffneten Haufen in der Place Pigalle zu feuern; als die Truppen sich weigerten, schimpfte er sie wütend aus. Statt Weiber und Kinder zu erschießen, erschossen seine eigenen Leute ihn selbst.“

Hier liegen sie also, die beiden hohen Offiziere des Todes. Der Tod erteilte sie am Tage, an dem sich Paris erhoben hatte.

Ich wende mich wieder dem Zug und Camélinat zu. Die Uhrkette, die einer Girlande gleich auf seiner dunklen Weste leuchtet, ist vielleicht eine Anschaffung aus dem Jahre 1889, als aus Anlaß der ersten Pariser Weltausstellung die neuesten Modelle auf den Markt kamen und ein Ingenieur namens Eiffel einen Turm aus Eisenfäden hoch über die Dächer der Seinestadt flocht. Die Lippen des Kommunarden sind farblos und rissig, sein Atem zieht pfeifend über die Kehlbänder. Aber wahrscheinlich wäre es leichter, einen Rennfahrer zu bewegen, von der Tour de France zurückzutreten, als diesen Achtzigjährigen, daß er auf den Weitemarsch zur Mauer seiner fusilierten Kameraden verzichte.

Hinter Camélinat erblicke ich bekannte Köpfe – die Köpfe der französischen Kommunistenführer. Ihr Doyen, Marcel Cachin, ist, verglichen mit den drei Kommunarden, jung mit seinen fünfundsechzig Jahren. Vailant-Couturiers dantonisches Haupt taucht auf. Er lächelt mir zu, herzlich, wie es dieser Dichter, Chefredakteur der *Humanité*, Bürgermeister von Villejuif, Musiker, Maler, Angler und liebenswerte Mensch fähig ist.

Ich eile von neuem voraus. Nach rechts biegt ein Weg ab, die Avenue de la Chapelle – in diesem vornehmen Totenviertel ist jeder Weg eine Avenue und hat seinen Namen. Gleich an der Ecke steht die Chapelle, und ein Engel bewacht sie. Der Engel, erfahre ich, ist kein einfacher Soldat des Himmels, sondern der Genius der Vaterlandsliebe.

Es ist, als leite die Muse der Geschichte meine Schritte: In der Kapelle liegt niemand anders als der Anstifter des Père Lachaise-Massakers selbst: Thiers, der bössartige Zwerg, das Haupt der Versailler Regierung.

Der Tod der beiden Generäle müsse gesühnt werden, forderte er unentwegt. „Ich werde erbarmungslos sein“, rief er seinen in Versailles versammelten Krautjunkern, Bankiers und Generälen zu.

Wo habe ich diesen Ruf nur schon gehört? Nicht in historischer Ferne, in nächster zeitlicher Nähe. Und da fällt mir der von Marx abgewandelte Ausspruch Hegels ein, demnach sich alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sozusagen zweimal ereignen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Sind 1871 die sühneheischenden Märtyrer der Reaktion zwei Generäle gewesen, so ist es heute ein Zuhälter. Hießen sie Lecomte und Thomas, ist Horst Wessel heute sein Name. Eine Farce sind allerdings nicht die Folgen. Erforderte damals die Sühne für die beiden Tausende von Opfern, so sind heute ihrer schon weit mehr – und dabei ist kein Ende abzusehen.

Zwischen den Gräbern ist es mittlerweile lebendig geworden wie auf einem mexikanischen Friedhof zu Allerseelen. Hier jedoch haben die Besucher nicht ihre Tortillas, Chileschoten und Tequilaflaschen mitgebracht, um mit den verstorbenen Angehörigen zu schmausen, sie sind mit Sprechchören zu ihnen gekommen. Eigentlich nicht zu ihnen, den Toten, sondern zu einem Publikum von Lebenden. Dieses hat in seinem Zeitlupentempomarsch innegehalten und lauscht aufmerksam den Darbietungen der Agitproptruppe.

Welch ein eigenartiges Schauspiel! Der Zuschauerraum: ein Friedhof. Die Bühne: eine Grabplatte. Das Publikum: die drei letzten lebenden Kommunarden mit Genossen. Die Künstler: ein Agitproptruppe.

Was der in blaue Blusen gekleidete Sprechchor vortrug, erinnere ich mich nicht mehr. Aber in den Ohren klingen mir noch die fernen Schüsse und Schreie eines vor langem stattgefundenen und noch immer nicht beendeten Krieges. „Das große Tor des Kirchhofs weicht rasch, wiewohl es von der Barrikade unterstützt wird. Ein verzweifelter Kampf beginnt. Hinter den Gräbern gedeckt, verteidigen die Föderierten Schritt für Schritt ihren Zufluchtsort. Man kämpft grauenvoll Mann gegen Mann. In den Grüften finden Gefechte mit blanker Waffe statt. Freund und Feind rollt sterbend in das gleiche Grab.“ So Lissagary.

Das Spiel ist zu Ende, die Requisiten – ein Sprachrohr – sind im Nu weggeräumt, das Publikum hat zum Dank stumm mit den Köpfen genickt und setzt seinen Weg im Tempo der Achtzigjährigen fort.

Ich besuche mir die verlassene Bühne. Eine von den Unbilden der Zeit gleich einem Korallenriff porös gewordene Platte mit kaum lesbarer eingestanzter Inschrift. Der Inhaber hat keine Beziehungen zum Stück, das eben auf seinem Besitz gespielt wurde – er ist ein napoleonischer Marschall.

Es sind nach wie vor die Beaux quartiers der Toten, durch die die Bewohner der proletarischen Faubourgs und der roten Banlieu demonstrierend dahinziehen. Vorbei geht es an den Gräbern und Gräften von Finanzmagnaten und hohen Staatswürdenträgern, der Rothschilds und des Präsidenten Paul Faure. Allein der Mann, auf dessen bronzene Büste ich stoße, gehört nicht dem Kreis der Reichen und Mächtigen an, er hat zeitlebens gegen die Rothschilds und gegen die Könige – Präsidenten gab es damals noch nicht – gewettert. Sein Name ist Ludwig Börne.

Seit fast hundert Jahren ruht er hier, ein Emigrant aus Deutschland, wie wir es sind. Ein anderer Exilé von jenseits des Rheins, Heinrich Heine, liegt einige Straßenzüge stadtwärts auf dem Montparnasse. Bis über das Grab hinaus haben die beiden in ihrem Zwist verharret, zum Nutzen der Könige und Fürsten, die sich zu ihren Lebzeiten die Macht in Deutschland teilten.

Und geschieht heute nicht ähnliches, denke ich, da an Stelle von gekrönten Häuptern Führer und Trustgewaltige das deutsche Volk bevormunden.

Mur des fédérés – wir sind am Ende unseres Pilgerganges angelangt. Eine schlichte Mauer, aus der, wie aus dem Nebel der Vergangenheit, die Umrisse einiger Reliefköpfe der Förderierten auftauchen.

Wieviel von ihnen liegen unter dieser Mauer?

Die „Opinion Nationale“, eine Zeitung, die die Opinion der Versailler zum Ausdruck bringt, gibt an, es zu wissen. Sie schrieb am 10. Juni 1871: „Berichtigen wir hier im Vorübergehen die übertriebenen Gerüchte, die über die im Père la Chaise und in seiner Umgebung vorgenommenen Hinrichtungen im Umlaufe sind. Aus gewissen Aufschlüssen – wir möchten beinahe sagen, aus offiziellen Enthüllungen – geht hervor, daß auf diesem Kirchhof an Füsilierten und im Kampf Getöteten im ganzen sechzehnhundert begraben sind.“

Also nur sechzehnhundert!

Vor ihnen, vor den Ungezählten, die an anderen Pariser Orten und Tagen gefallen waren, vor den zwanzig- bis dreißigtausend Männern, Frauen und Kindern, die von den Kriegsgewaltigen in den Tod geschickt wurden, machen die letzten drei lebenden Kommunarden halt, und mit

ihnen die Mitglieder des Zentralkomitees der Partei, die das Erbe der Kommune angetreten hat.

Die übrigen Demonstranten aber schnellen, befreit vom Bremsblock des Alters, nach vorwärts. Am lebhaftesten von ihnen gebärdet sich eine Abteilung Garibaldianer. Mit erhobenen Fäusten, roten Halstüchern und lauten Rufen wirbeln sie vorbei. „Les Soviets partout“, ertönt es.

Jemand berührt leicht meine Schulter. Es ist der junge Mann, der mich an Rolf erinnerte.

„Excusez-moi“, sagt er, „ich wollte mich bei Ihnen nur entschuldigen. Ich habe Sie nämlich vorhin falsch informiert. Camélinat ist in der Tat seit eineinhalb Jahren tot.“

Ich bedanke mich. Soll ich ihn fragen, ob er nicht doch Rolf ist? Unsinn.

Nachher, als die Rufe, Sprechchöre und Schritte verklungen sind und Friedhofsruhe von neuem im Friedhof einzieht, schendere ich allein zwischen den Gräbern. Es ist, als ginge ich durch Frankreichs Pantheon: Balzac! Molière! Beaumarchais! La Fontaine! Delacroix Daudet! Michelet!

Vor dem Friedhofstor wirbelt ein Luftstoß Papierfetzen auf. Ein Camelot ruft: „Demandez Paris-Soir!“ Der letzte Diabolo-Fruchtwasserkarren zieht von dannen. Ein sonnalltäglicher Boulevard im Dunste eines schwülen Sommertags.

Und sonnalltäglich sind auch die Fahrgäste der Metro, die montmartrewärts rollt. Die einen lesen den „Intransigeant“, andere halten sich fest umschlungen oder forschen in den vorbeigleitenden Fenstern nach intimen Szenen.

Die Rue des martyrs ist öde und verlassen, ein geeigneter Aufenthalt für Märtyrer.

Aus der Portierloge des Familienhotels in der Rue Clauzel tönen die letzten Rundfunknachrichten. Codos und Rossi wohlauf bei ihrem Non-stop-Flug Paris-New York. Danziger Senat verbietet KPD. Pilsudski siegt bei Gemeindewahlen in Polen.

Die Hotelbesitzerin Madame Desormais, eine brave Auvergnatin im blumigen Morgenrock, kühlt sich mit einem feuchten Tuch die Stirn. „Quel chaleur! Quel dimanche!“ stöhnt sie und reicht mir den Zimmerschlüssel.

Ich nicke aus Höflichkeit und steige einen verschlissenen Laufteppich die enge Wendeltreppe empor. . .

An diesen Tag der Mauer muß ich oft im Laufe der letzten Zeit denken, da die Reaktion, wie zu Thiers' Tagen, von neuem mit jenem Rezept spielt, das der Kardinal in Stendhals „Rouge et noir“ so formuliert hat: „Heute, meine Herren, ist es nicht mehr ein Mensch, den man opfern muß, sondern Paris.“

AUCH HEINZ TRÄGT EINE ROTE NELKE

Ich war Flieger, Seenotflieger, bis Ende 1944. Dreihundertfünfundsechzig haben wir aufgefischt, für jeden Tag, den ein ganzes Jahr Tage hat, einen: Deutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner. Das war für mich der Krieg.

Ob es immer geklappt hat? Meistens. Nur den einen kleinen Kanadier, den hat's erwischt! Wir warfen ihm ein Schlauchboot runter, flogen niedrig, zehn, zwanzig Meter über der See, ganz ruhiges Wetter war. Die Sauerstoffflasche traf ihn am Kopf, er war gleich tot. Stahlflasche aus zwanzig Metern, da war nichts mehr zu machen... Schießen? Ich habe nicht geschossen im Krieg. Auf dem Schießstand mal, aber sonst: kein Gewehr in die Hand!

Ende 1944 schmierten wir ab, über der Küste, es wurde eine glatte Bauchlandung. Im Mai 1945 war ich gerade zurechtgeflickt, konnte schon ordentlich laufen. Es ging mir besser als meinem Bruder, dem Hans. Den mußten die Russen wohl erwischt haben, sicher saß er im Schweigelager in Sibirien. – So dachten wir damals.

Seine Frau und die beiden Kinder, Heinz und Irene, bekamen Rente. Oh, die Bundesrepublik tat etwas für die alten Soldaten. Warum? Das habe ich erst viel später erfahren.

Ich blieb im Westen, wurde Vertreter für Seifen und Waschmittel. Enorm, was da so verbraucht wurde. Vielleicht, weil viele Leute eine schmutzige Weste... Ich dachte nicht darüber nach.

Bald durften wir unsere Orden wieder tragen. Kameraden von früher halfen mir, das Wirtschaftswunder begann...

Eigentlich bin ich in Magdeburg zu Hause. Aber da saßen jetzt die Russen. Meine Eltern sind tot; Amerikaner waren es gewesen, die den Bombenangriff geflogen hatten. Ich hatte solche Bomberpiloten rausgeholt aus der Nordsee. Schwamm drüber! Der Krieg war zu Ende. Ich lebte!

Mit den Russen wollte ich nichts zu tun haben. Nicht mal seine ehrlich erworbenen Auszeichnungen durfte man dort tragen! Ich blieb im Westen, wollte auf meinen Bruder warten. Die Russen mußten ihn doch mal laufen lassen; der Bundeskanzler hatte ja mächtig Krach gemacht in Moskau!

So lebte ich bis zum Mai 1955. Ich weiß den Tag wie heute, der Krieg

war gerade zehn Jahre aus. Ich war spät heimgekommen. Aufträge hatte ich 'ne Masse mitgebracht. Der Chef würde zufrieden sein mit mir.

„Besuch da!“ maulte meine Zimmerwirtin.

Der Mann mochte in meinem Alter sein, Balk hieß er, hatte grobe Hände, blaue Augen in einem offenen Gesicht. Eine Schiffermütze drehte er zwischen den Händen. „Sie suchen Ihren Bruder?“ begann er, legte einen Zeitungsausschnitt mit der Suchanzeige auf den Tisch. Die Anzeige hatte ich vor Jahren einmal aufgegeben, bis dahin ohne Erfolg. „Ich habe sie erst vor ein paar Tagen gefunden, wir hatten eine Ladung Altpapier. Da liest man mal die alten Zeitungen, abends, wenn der Kahn im Strom ankert. . . Ihr Bruder ist tot! Ich war dabei, als er erschossen wurde.“

„Die Russen!“ stieß ich heraus. „Wann? Wo?“

Mein Gegenüber lachte bitter. „Die Russen? Wenn die eher gekommen wären, lebte ihr Bruder wohl noch. Mann, die Deutschen, am 7. Mai 1945, einen Tag, bevor endlich Schluß war. . .“

Ich zog den Trenchcoat aus, mir wurde auf einmal heiß. Balk sah auf meine Ordensbänder am Jackenrevers.

„Vielleicht hätte ich nicht herkommen sollen“, meinte er. „Sie werden die Wahrheit vielleicht gar nicht hören wollen?“ Ich schwieg verbissen. Da begann er zu erzählen. „Ich war bei der Donauflotte, Bootsmaat. Als ich aus dem Lazarett kam, steckten sie mich in den Landeinsatz. Ich bekam eine Gruppe, weil ich doch Unteroffizier war. Dabei hatte ich keine Ahnung von den Stoppelhopsern. . . Dann traf ich Ihren Bruder, Oberfeldwebel war er gerade geworden, zu Hitlers Geburtstag. Er führte den kümmerlichen Rest einer Kompanie. EK I, Deutsches Kreuz, silbernes Verwundetenabzeichen: sah schneidig aus, alles was recht ist. . . Wir saßen in den Bergen, unten in der Slowakei. ‚Ohne Ari holt uns der Iwan hier nicht raus‘, sagte Hans. Wir duzten uns, waren in einem Alter. Sonst hatten wir fast alles Ersatz, die meisten Kinder noch, die nach Muttern schrien, dann alte Männer, die schon im ersten Krieg gewesen waren, und ein paar Mann, aus den Lazaretten zusammengefeßt. Nur eine einzige Straße führte durch die Berge, wir konnten sie einsehen. Seit Tagen war kein Schuß gefallen. Dann kamen drei Sankas, vom Iwan, fuhren ganz langsam an uns vorbei. Wir hätten mit Steinen danach schmeißen können! Sie trugen die Rotkreuzflagge, so wie die Unfallwagen, wenn sie heute einen Schwerverletzten transportieren, ‚Nicht schießen! Durchsagen!‘ befahl Hans, Ihr Bruder. Er muß wohl an Sie gedacht haben, Rotkreuzflieger waren Sie wohl damals?“

„Seenotflieger!“ verbesserte ich Balk.

„Ein Schwein mußte doch schießen! Der letzte Wagen lief aus dem Steuer, wie wir in der Schifffahrt so sagen. Das Benzin brannte sofort. Die Menschen krochen heraus, brennend, versuchten mit den Händen fort-

zukommen, zogen die leblosen Beine hinter sich her, als ob die nicht zu ihnen gehörten. Sie verbrannten, alle. . . Und ein paar Stunden später hatten die Iwans einen Lautsprecher rangefahren, der krächzte zu uns herüber: ‚Deutsche Soldaten, Hitler ist tot, der Krieg ist für euch schon lange verloren, werft die Waffen fort, dann werdet ihr eure Frauen und Kinder wiedersehen, deutsche Soldaten, macht Schluß mit dem Krieg. . .‘ Wir hörten nicht auf den Sprecher, wir schossen, wir hatten doch den Befehl dazu. Am Nachmittag hatten die Iwans Granatwerfer in die Berge geschleppt, deckten uns von drei Seiten ein. Wir konnten das Mündungsfeuer sehen. Die Querschläger klirrten zwischen den Felsen. Unsere fielen wie die Fliegen. Die Lage war aussichtslos. ‚Wir gehen zurück!‘ sagte Hans. ‚Einen Kilometer nach hinten, dann liegen wir im toten Winkel! Nimm die Verwundeten, was mitkann, dann hau ab! Ich decke mit dem Kompanietrupp!‘ – ‚Wollen wir nicht lieber gleich. . .?‘ versuchte ich es. Hans schüttelte den Kopf. ‚Die weiße Fahne? Kommt nicht in die Tüte!‘ – ‚Können ja eine rote nehmen!‘ versuchte ich noch zu scherzen. Hans wurde dienstlich: ‚Unteroffizier Balk, Sie gehen zurück, bauen Ausweichstellung, einen Kilometer westwärts.‘ Ich ging. Aber ich hätte nicht gehen sollen! In der Nacht bauten wir die Ausweichstellung aus und warteten. Manche hofften noch immer auf die Wunderwaffe. Hans glaubte das Gerücht, Himmler würde mit zehn SS-Divisionen im Rücken der Russen abspringen, die Front von hinten aufrollen. . . Am nächsten Morgen kamen die Kettenhunde. Der Regimentskommandeur brachte sie mit. ‚Fahnenflucht‘, brüllte der Major, ‚Feigheit vor dem Feinde.‘ Sie trieben uns zusammen, schlugen Hans die Mütze vom Kopf. ‚Das Urteil?‘ fragte der Hauptmann von den Kettenhunden. ‚Urteil?‘ schimpfte der Herr Major. ‚An die Wand mit dem feigen Schwein da! Ich habe die Division an der Strippe, hier, hören Sie doch selbst, Herr Hauptmann!‘ – ‚Also meinetwegen‘, sagte der Oberst im Divisionsstab, ‚dann erschießen Sie eben den Mann!‘ – Ich stand neben dem Feldfernsprecher, ich hörte jedes Wort! Fünfzig Meter weiter nahmen dann die Kettenhunde die Karabiner hoch, ungleichmäßig knatterten die Schüsse, nicht einmal eine anständige Salve brachten sie fertig. Hans muß sofort tot gewesen sein. Trotzdem jagte ihm der Hauptmann eine Kugel in den Hinterkopf.“

„Ohne Urteil?“ fragte ich. „Und ohne Untersuchung? Mann, was reden Sie da? Dann war das doch glatter Mord!“

Balk nickte. „Der Major kannte Hans nicht mal, hatte das Regiment frisch übernommen. Hatte keine Ahnung, daß Ihr Bruder EK I, Deutsches Kreuz, Verwundetenabzeichen unter der Tarnjacke trug. ‚Ich werde Mumm in diesen Sauhaufen bringen, einer muß dran glauben von diesen feigen Schweinen! An die Wand mit dem größten Feigling!‘ tobte er.“

„Und dieser Major?“ fragte ich weiter.

„Zwei Stunden später riß er aus, als der Iwan angriff. War der erste, der stifteten ging, Ihr Bruder muß noch warm gewesen sein! ‚Sie, Herr Major, Sie sind das dreckigste Schwein, das mir jemals unter die Augen gekommen ist‘, schrie ich ihm ins Gesicht, als er sich in seinen Kübelwagen schmiß. – Ich muß fort“, sagte Balk, setzte seine Schiffermütze auf. „Mein Kahn fährt, Ladung nach Berlin.“ Er zögerte, sah mich nachdenklich an und sagte dann noch: „Sie glauben mir nicht? Hier, meine Adresse! Dem Herrn Major geht’s gut. Sie können ihn ja mal besuchen, nicht weit ab von hier, in knapp zwei Stunden sind Sie dort mit Ihrem Volkswagen!“ Und er reichte mir einen Zettel: „Rittergutsbesitzer Franz Ferdinand Baron von Scharfenstein, Major a. D.“

Wir haben eine echte Demokratie im Westen! – So dachte ich. Ich hing meinen Blechladen an und suchte mir einen Rechtsanwalt.

Wirklich, der Herr Baron mußte sich einen Verteidiger nehmen!

Ich verkaufte meinen Volkswagen, ich brauchte jetzt Geld. Ich suchte das Recht! Ich wollte meines toten Bruders Ehre wiederherstellen!

Meine Arbeit mußte ich bald aufgeben. Die Kunden brauchten plötzlich keine Seife mehr von mir. Ich erreichte nicht mal den Mindestumsatz. Die Sache sprach sich herum. Der Herr Baron hatte zweitausend Morgen Land, Schloß, Stallungen, Wälder. Er hat sie heute noch immer.

Im Mai 1956 bekam ich einen Brief, von meinem Rechtsanwalt, zur Einsicht. Der Verteidiger des Herrn Baron schrieb: „... niemanden damit gedient, wenn die alte Geschichte, über die längst Gras gewachsen ... kann sich für die Angehörigen nur nachteilig auswirken!“

Sie wirkte sich nachteilig aus, nicht für den Herrn Baron natürlich. Meine Schwägerin bekam vierzehn Tage nach dem Schreiben nur noch die halbe Rente ausgezahlt, weil „der ehemalige Oberfeldwebel Hans Gerade wegen Fahnenflucht und Feigheit vor dem Feinde erschossen. . .“

Wir haben wirklich eine „Demokratie“. Es kam sogar zur Verhandlung, vor dem Schwurgericht in Lübeck. Es kamen eine Menge Zeugen zusammen. Alle kannten den Herrn Baron. Der war immer ein so gütiger und humorvoller Mensch gewesen, sagten die Zeugen aus. Sogar der Oberst im Divisionsstab trat in den Zeugenstand, in der Uniform der Bundeswehr, als General. An das Telefongespräch konnte er sich nicht mehr genau erinnern: „Solche Dinge kamen eben öfters vor, in diesen kritischen Tagen. . .“ Draußen auf dem Flur zischte der General den Schiffer Balk an: „Haben damals vergessen, Sie gleich mit zu erschießen, Sie rotes Schwein, Sie!“

Der Herr Staatsanwalt aber meinte: „... und befand sich der Regimentskommandeur in einem unverschuldeten Irrtum, der seine strafrechtliche

Schuld ausschließt. Ich muß daher wegen mangelnden Schuldbeweises Freispruch beantragen. . .“

Ja, die Bundesrepublik tut etwas für die alten Barone! Ich suchte nach einer anderen Arbeit, lange, dann gab ich auf, ging zu Schiffer Balk. Balk nickte. „Morgen früh geht mein Kahn weg! Ladung nach drüben! Ich komme dann nicht zurück! Ich habe die Hetze satt! Als ob ich Ihren Bruder erschossen hätte und nicht der Herr Baron! Wenn Sie mitwollen, ich bringe Sie rüber!“

„Und seine Frau, und die Kinder?“ fragte ich Balk.

„Wenn die auch mitwollen“, antwortete er.

So kam ich rüber. Ich fing als Verkäufer an, wurde Verkaufsstellenleiter. Dann wurden die ersten Selbstbedienungsläden eingerichtet. Heute leite ich einen; neun Verkaufskräfte arbeiten darin in zwei Schichten.

Ein Gewehr faßte ich nicht an! Ohne mich! Die Einstellung hatte ich mir von drüben mitgebracht! Aber dann fing ich an zu lesen und zu überlegen, denken lernt man ja hier im Osten. Unser Kaderleiter vom Kreisbetrieb half mir: „Willst dich weiter von den sowjetischen Freunden beschützen lassen? Aber selbst willst du nichts tun?“ Die Fragen bohrten in mir. „Willst es den Mördern deines Bruders leicht machen! Sollen auch seinen Jungen, den Heinz, dich, Balk. . . uns alle!“

Ich habe viel nachdenken müssen. Dann habe ich die richtige Antwort gefunden auf die Fragen, die in mir bohrten: Wir müssen wachsam sein! Noch leben die Mörder. Und zur Wachsamkeit gehören auch Gewehre. Sonst geht es uns wie meinem Bruder. An der alten Stadtmauer ist im Nationalen Aufbauwerk ein Park entstanden. Den Wallgraben haben wir mit Erde angefüllt, Blumen wachsen dort. Am Eingang steht ein Denkmal, aus einem großen Findlingsblock. „Dank euch, ihr Sowjetsoldaten!“ lautet die Inschrift.

Heute ist der 7. Mai. Morgen stehen Ehrenwachen vor dem Denkmal: Sowjetsoldaten, Genossen unserer Volksarmee, Angehörige der Kampfgruppen, Kameraden der Gesellschaft für Sport und Technik. Um zwölf Uhr werde auch ich dort auf Wache stehen, in der steingrauen Uniform der Kampfgruppen. Und neben mir steht ein sowjetischer Soldat. Wir tragen beide eine rote Nelke im Knopfloch, wir blicken beide nach Westen, wir wissen: Noch leben die Mörder. Wir müssen wachsam sein!

Am Nachmittag wird Heinz mich ablösen. Er wird nicht den Weg seines toten Vaters gehen. *Auch Heinz trägt eine rote Nelke.*

ERSTE VERSUCHE

Brigitta Howitz

BALD BLÜHST DU, MOHN!

*Ich freue mich auf deine Fülle
und Farbe, die nicht sparen kann.
Schon seh ich deinen Knospen an,
daß deine Blätter nicht mehr schlafen,
nur diese Nacht noch wirst du warten,
dann flammst du auf in meinem Garten
und sprengst die enge, grüne Hülle!*

*Warm wie ein Lachen wird dein Leuchten sein
und brennend rot wie eine Wunde ...*

*Ich bin allein und sehne mich
nach e i n e m Wort aus Deinem Munde.*

MANCHMAL TRÄUME ICH

*Manchmal träume ich,
ich sei ein Herd,
an dem Du Dich wärmst.*

*Manchmal wünsche ich,
ich sei ein Buch,
aus dem Du lernst.*

*Manchmal hoffe ich,
ich sei ein Gedanke,
den Du nicht vergißt ...*

*Manchmal träume ich,
ich sei das Ziel,
an dem Du bist!*

WIR

*Du stehst für Dich
und ich für mich
jeder in seiner Welt.*

*Du schöpfst für mich
und ich für Dich
jeder aus seiner Welt.*

*Bis Deine Welt
und meine Welt
uns trägt und hält.*

WARTEN

*Bis zum Morgengrauen habe ich gewartet,
und die Nacht war lang . . .
Meine Türen waren nicht verschlossen,
und die Fenster standen so weit offen,
daß die Kälte in mein Zimmer drang.*

*Irgendwann bin ich dann eingeschlafen,
und ich träumte, daß ein Boot im Hafen
lag und keinen Heimweg fand,
und ich selber wartete am Strand . . .*

*Bis zum Morgengrauen habe ich gewartet,
und die Nacht war lang . . .
Meine Türen waren nicht verschlossen,
und die Fenster standen so weit offen,
daß die Kälte bis ins Herz mir drang.*

GIB MIR MEIN HERZ ZURÜCK ...

*Wenn Du im Meer
den Strom noch finden kannst,
dann gib mein Herz zurück!
Mit einem Blick
hab ich es ganz an Dich verloren.*

*Noch eh' Dein Mund mich küßte,
war ich Dein.
Wenn Du die Traube trennen kannst vom Wein,
gib mir mein Herz zurück!*

*Kannst Du im Brot
das Korn noch wiederfinden,
dann gib mein Herz zurück!
Und meine Liebe
will ich überwinden.*

Rosemarie Heise

Was kommt nach diesem Sommer?

Werner Bräunig: „In diesem Sommer“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960

Der Name Werner Bräunig ist dem am Wachstum unserer Gegenwartsliteratur Interessierten nicht mehr neu; er stand über einer ganzen Anzahl lebendig erzählter Skizzen und kleiner Talentproben, die im Lauf der letzten vier Jahre in Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Vor allem die in der NDL Heft 2/59 veröffentlichte Erzählung „Waffenbrüder“, die dann auch als Hörspiel über unseren Rundfunk gesendet wurde, hinterließ ungeachtet mancher Einwände, die gegen sie geltend gemacht werden können, den nachhaltigen Eindruck einer bemerkenswerten Erzählerbegabung.

Einen Teil der erwähnten Skizzen finden wir nun, vermehrt um einige neuere Arbeiten, in der uns vorliegenden ersten Buchveröffentlichung des jungen Autors wieder.

Jede einzelne der Geschichten, Skizzen und Erzählungen führt uns mitten hinein in den sozialistischen Alltag unserer Republik, zeigt Schwierigkeiten und Konflikte, vor die er die Menschen stellt, aber auch die Kräfte, mit denen es ihnen gelingt, allen Hindernissen, inneren wie äußeren, zum Trotz, dem guten Neuen in und um sich zum Siege zu verhelfen. Dabei bildet nicht zufällig immer wieder der oft konfliktreiche Weg des einzelnen zur sozialistischen Gemeinschaft und die Bewährung in ihr sowohl die Handlungsachse wie auch den wichtigsten Blickpunkt für die Charakterisierung der Gestalten.

Ein vor allem in der kleinen Prosa der letzten Jahre auffallend häufiges Motiv, das, wie mir scheint, einen für unsere Etappe des Übergangs zum Sozialismus typischen Widerspruch und zugleich des-

sen typische Lösung widerspiegelt, ist das Motiv des positiven Helden wider Willen. Es ist die Geschichte jenes Menschen, der unserem Staat und den Ideen des Sozialismus mit allerlei Vorbehalten und unklaren Protesten gegenübersteht, die er aus einer unüberwundenen Vergangenheit noch mit sich herumschleppt, und der plötzlich eines Tages, noch ohne recht zu wissen, wie es eigentlich dazu kam, durch sein Handeln für die Sache Partei nimmt, der sein Mißtrauen und seine Vorbehalte galten. Sein eigener gesunder Menschenverstand, sein Instinkt für das Vernünftige und Gute haben ihm in der gegebenen Konfliktsituation ein Schnippchen geschlagen und ihn zur richtigen Entscheidung gedrängt, die wiederum den ersten Schritt zu einem bewußten und echten Bekenntnis zum Sozialismus bildet.

Mehrere der Geschichten Bräunigs skizzieren solche exemplarischen Entwicklungen, besonders überzeugend in einer der beiden ausgewogensten Arbeiten des Bandes, der Geschichte des Häuers Macky, der mit der klugen und behutsamen Hilfe eines älteren Freundes und Arbeitskameraden sein feuchtföhliches Rabaukentum überwindet. Abgesehen von einigen Kraftmeiereien, die im Dialog noch angehen, in den erzählenden Partien jedoch stören, beeindruckt diese Studie sowohl durch ihren liebenswerten „Helden“ wie durch die anspruchslose Frische, mit der sie erzählt wird. Die Gestalt des Mädchens Kathrin allerdings bleibt merkwürdig blaß und überdies ohne jede Funktion. Bräunig selbst scheint das gespürt zu haben, da er sie schließlich kurzerhand aus der Handlung eliminiert. Seltsamerweise hin-

terlassen auch die anderen Frauen des Buches den Eindruck unfertiger, vom Autor wieder fallengelassener Gestalten, selbst in der Titelgeschichte, von der noch zu sprechen sein wird.

Die Erzählung (es ist eigentlich mehr ein porträtähnliches Lebensbild), die durch ihre Geschlossenheit und fast lakonische Dichte am meisten packt, ist die des Genossen Schanzinger. Es ist eine Geschichte, wie sie die Wirklichkeit der letzten fünfzig Jahre in Deutschland, vieltausendmal variiert, geschrieben hat, die Geschichte eines Arbeiters, der nach den bitteren Erfahrungen zweier Weltkriege und allem, was für ihn an Ausbeutung, Erniedrigung und Enttäuschung dazwischen lag, den Aufbau des Sozialismus in unserer Republik tätig miterlebt und schließlich sagen kann: „Ich bin jetzt neunundfünfzig. Und ich habe nur ein Viertel von meinen Jahren nützlich gelebt. Aber dieses Viertel wiegt die anderen drei auf.“ Die leidenschaftslose Sachlichkeit, mit der Bräunig Schanzinger seinen Lebensbericht abgeben läßt, wobei er mit der Ichform bewußt stärkste Gegenwärtigkeit des Erzählten erreicht, wird nur am Schluß eindringlich unterbrochen, wenn Schanzinger von seinem Sohne spricht, d. h. von der neuen Zeit, die nun für ihn und uns angebrochen ist: „Er hat den Weg schneller gefunden, als ich das konnte. Und sein Leben wird nicht nur zu einem Viertel nützlich sein. Und das ist die schönste Zeile, die ich je in meinem Leben aufgeschrieben habe.“

Die Stationen dieses Lebens, in denen auf eindrucksvolle Weise die christlichen Moralgebote und ihre völlige Negierung oder Verfälschung in der kapitalistischen Gesellschaft den Grundsätzen sozialistisch-humanistischer Moral gegenübergestellt werden, sind – bei aller Geschlossenheit der jetzigen Form – durchaus als Exposé zu einem Roman vorstellbar, wie überhaupt manche der in dem Band vereinigten Arbeiten Fabelkeime enthalten, bei denen man bedauert, daß der Autor es offenbar bei ihnen bewenden lassen will.

Bräunigs Stärke ist das verlebendigende Detail, in der Milieuschilderung wie in der Charakterisierung seiner Gestalten. Es gibt keinen papiernen Dialog, keine konstruierte Reflexion, keine metaphorischen Klischees – mit Ausnahme der Titelgeschichte.

Woran liegt das? Worum geht es in ihr?

Die Lehrerin Marianne glaubt eines Tages zu erkennen, daß die Ehe mit ihrem Mann Peter ein Irrtum und eine Enttäuschung war. Die erwachende Liebe zu einem älteren Arbeitskollegen verschärft ihren Konflikt; sie versucht, sich ihrem nichts begreifenden Mann zu erklären, reicht die Scheidung ein – und das Gericht entscheidet gegen ihre Gründe. Marianne fährt verzweifelt nach Hause. „Warum verstehen sie mich alle nicht? Was habe ich denn getan? Ich will sauber und anständig leben, warum zwingt man mich zur Lüge? Bin ich denn wirklich so schlecht? Warum verstehen sie mich nicht . . .“

Man argwöhne nicht, daß hier partout auf einem Happy-End bestanden oder behauptet werden sollte, es gäbe bei uns keine menschlichen Konflikte mehr, bei deren Lösung es *nicht* für alle Beteiligten ohne Schmerz abgeht. Nicht wegen des vermißten Happy-Ends läßt uns diese Geschichte unbefriedigt, sondern ihr fehlt etwas an der Substanz, etwas, ohne das echter Realismus nicht mehr möglich ist: die Perspektive. – Eine „offene“ Geschichte, deren Ausgang der Leser nur vermuten kann – warum nicht? Hier aber bleibt er ebenso ratlos zurück wie die Heldin; ihm wird nicht deutlich, was der Autor wollte. Wollte er Kritik an einem bürokratischen, seelenlosen Justizapparat üben? Dann müßten die Gestalten, die ihn repräsentieren, profilierter sein, denn schließlich gibt es keinen Apparat an sich, sondern er besteht aus Menschen; gewiß manchmal fehlbaren, mit Schwächen und Irrtümern behafteten Menschen, die Bräunig ja hätte zeigen können. Aber fast ebensowenig wie von ihnen erfahren wir

von Peter, Mariannes Mann Nun wird das ganze Geschehen, obwohl keine Ich-Erzählung, aus Mariannes Perspektive gesehen. Solch subjektiver Blickpunkt bei objektiver Erzählweise ist durchaus legitim, aber er erfordert besonders sorgfältige Charakterisierung aller Gestalten, von deren Handeln der Fabelverlauf abhängt. Die verfehlte, perspektivlose Anlage der Titelerzählung wirkt auf ihre gesamte Gestaltung zurück: die Dialoge zwischen den Liebenden – und manchmal auch erzählende Partien – erinnern hier und da an den klischierten Sentimentalismus schlechter Feuilletongeschichten, die sprachliche Sorgfalt fehlt, es gibt bis zu vier Tempiwechsel in zwei Sätzen, kurz: das ganze scheint uns mißlungen.

Dennoch: einzelne Passagen der Geschichte und was der Band sonst enthält, lassen keinen Zweifel an Bräunigs erzählerischer Begabung. Uns scheint nur, eine klügere Auswahl für seine erste Bucherscheinung wäre möglich gewesen. So hätte man sich etwa an Stelle des

„alten Blaschek“, eines schwachen und unabgeschlossen wirkenden Stücks, eher die „Waffenbrüder“ gewünscht. Dagegen ist zu begrüßen, daß dieser Erstling auf dem Büchermarkt mit einer Art literarischer Selbstanzeige schließt, zumal Bräunigs Entwicklung für den Weg vieler junger Nachwuchsautoren stehen könnte.

So vernünftig es ist, daß sich Bräunig bisher trotz ermutigender Erfolge auf anspruchslose, kleine Formen beschränkte, erwarten wir doch nach diesen „Etüden“ allmählich den nächsten Schritt; womit wir keineswegs gleich ein umfängliches Romanwerk von ihm fordern oder die kleine Form und ihre Möglichkeiten abwerten wollen. Aber er sollte versuchen, das, was in seinen Skizzen und Kurzgeschichten an Fabelkeimen förmlich wuchert, zu sichten und den einen oder anderen in einer größeren, geschlosseneren Form zum Reifen zu bringen. Daß er es versteht, ins volle Menschenleben unserer Gegenwart zu greifen, hat er mit seinem ersten Erzählungsband bewiesen.

Gerda Schultz

Ein überraschender Erstling

Christa Wolf: „Moskauer Novelle“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1961

Unter den Neuerscheinungen unserer Belletristik ragt Christa Wolfs „Moskauer Novelle“ als etwas Ungewöhnliches und auf erfreuliche Weise Überraschendes hervor. Neu ist das Thema, neu und eigenartig ist seine künstlerische Bewältigung; ungewohnt ist auch der Personenkreis, dem sich die Autorin zuwendet und mit dem sie die manchmal etwas eingefrorenen Schemata der Personenverzeichnisse junger Autoren durchbricht.

Eigentlich setzt die Handlung vierzehn Jahre vor der Situation ein, mit der die Novelle beginnt. In dem mecklenburgischen Dorf Fanselow begegnen sich 1945 die fast noch halbwüchsigen

Vera, damals Schreibhilfe beim Bürgermeister, und der fünfundzwanzigjährige sowjetische Leutnant Pawel Koschkin, Dolmetscher des Kommandanten, als dieser dem Bürgermeister des Dorfes die Anweisungen der sowjetischen Militäradministration übergeben will. Zwischen beiden entsteht eine Sympathie, der Vera anfangs nur widerwillig nachgibt, aus der aber schließlich Liebe wird. Dann werden sie getrennt. Pawel hat Vera beeinflusst, ja umgeformt; er hat das wieder freigelegt, was sie ursprünglich war, bevor eine auf barbarische Ziele gerichtete Erziehung es verschüttete, und sie hat sich sein Denken zu eigen gemacht, ohne sich

dessen bewußt zu werden. Im Moskau des Jahres 1959, wo die Kinderärztin Vera Brauer als Mitglied einer deutschen Ärztedelegation weilt, sehen sich Vera und Pawel wieder. Beide sind inzwischen verheiratet. Wie beide mit dieser Situation fertig werden und den neuerlichen Abschied bestehen, dies bildet den eigentlichen Kern der Handlung.

Die zwei Handlungsstränge, jener in Deutschland unmittelbar nach den Jahren der Apokalypse verlaufende, und jener, der die Ereignisse in Moskau 1959 umfaßt, zerfallen nicht in zwei nur lose zusammenhängende, durch bloße äußere Momente zusammengehaltene Geschichten, sondern sind organisch miteinander verbunden. Durch geschickt eingeflochtene Rückblenden, die das gegenwärtige und kommende Geschehen motivieren und vorbereiten, erfährt der Leser, was er über die Vorgeschichte der Personen wissen muß. Das Sujet konzentriert sich mit künstlerischer Sparsamkeit hauptsächlich auf die eine Situation, in die die Menschen gestellt werden und in der sie ihren Wert beweisen müssen: den Liebeskonflikt und seine Lösung.

Die Handlung weist in ihrem Ablauf kaum Marksteine auf. Rein äußerlich gesehen geschieht da nicht viel. Es ist keine Handlung, bis zum Rand gefüllt mit Begebenheiten, sondern das Geschehen wird gleichsam verinnerlicht und ist dennoch voll außerordentlicher Dynamik, obwohl sämtliche Rückblenden über eine Art Spiegelverfahren gebrochen, nämlich über die Reflexionen Veras, an uns herangelangen. Überhaupt ist Vera der Reflektor des ganzen inneren Geschehens, alles wird von ihrem Blickpunkt aus betrachtet, alles ist auf sie bezogen, nicht zuletzt dadurch gewinnt diese novellistische Erzählung ihre Wärme und Intimität, die dem Leser spontane Anteilnahme abfordert. Dieses subjektive Element wurde auch in der Diktion in fein erfüllter Weise durchgehalten, bis auf einige wenige Stellen, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Wenden wir uns nun den Menschen

dieser Erzählung zu. Was ist typisch an Gestalten wie Vera und Pawel, an der Art ihres Verhaltens zu ihren Konflikten? Die tragende Idee der Erzählung ist die tief im Gesellschaftlichen wurzelnde Ethik der sozialistischen Intelligenz, ist die neue Moral einer neuen Generation. Christa Wolf hat es sich wahrhaftig nicht leicht gemacht, dies darzustellen. Da gibt es keine Schablonen und keine Patentrezepte. Die Verfasserin hat die Menschen in ihrer ganzen Vielschichtigkeit dargestellt, mit ihren Schwächen und Stärken, die ihnen Leben verleihen und sie uns liebenswert machen. Auch Sozialisten werden zuweilen nicht mit ihren Problemen fertig, auch sie können über ihrer Liebe zueinander alles andere vergessen; aber sie sind keine Egoisten, sie handeln verantwortungsvoll (obwohl sie davon nicht sprechen), weil ihre moralische Welt keine Scheinwelt ist. Sie müssen nicht an ihren Fehlern scheitern, weil niemand diesen Fehlern auf lauert, um sie zu eigenem Vorteil mißbrauchen zu können. Die Frage der moralischen Anständigkeit ist keine Frage des Prestiges für eine gutbezahlte Stellung, sie ist in unserer Gesellschaft wirklich zu einer Frage der Gesinnung geworden. Eine neue Haltung zum Menschen, eine echte Humanität hat sich auch in den scheinbar ganz privaten Entscheidungen durchgesetzt. Vera und Pawel sind nicht allein. Ein Kollektiv hilft, ohne direkt einzugreifen und ohne zu verdammern. Walter, der ältere, in vielen und schweren Erfahrungen gereifte Genosse, versteht Vera; er weist den Glorienschein hölzerner Tugend zurück, mit dem sie ihn in einem Anfall von Ratlosigkeit und Erbitterung umgeben will, aber er zwingt sie, ihre Gefühle zu Pawel zu überprüfen. So entschließt sich Vera, früher als die anderen Delegationsmitglieder nach Deutschland zurückzufahren. Pawel und sie sind stark genug, mit Pawels Frau Sina über das Gewesene zu sprechen. Vera soll ihr helfen, Pawel zu ermutigen, daß er als Deutschlehrer mit Sina in den Fernen Osten geht.

Alle Gestalten der Erzählung sind historisch und gesellschaftlich profiliert, und zwar nicht durch Allgemeinplätze oder konstruierte Konfrontierung, sondern durch ihre Vergangenheit und ihre Verhaltensweisen in unserem Heute.

Zwischen Vera und Pawel steht nicht die allgemeine nationale Schuld der Deutschen. Veras Schuld ist ganz individueller Natur, konkretisiert in dem Unglück, in das sie, ein irgeleiteter junger Mensch, noch erfüllt von dem spröden gußeisernen Fanatismus der Weiße-Kniestrümpfe-Ideologie, Pawel gestürzt hat und das sie hätte verhindern können. Pawel erleidet dadurch eine Augenverletzung, die es ihm unmöglich macht, den ersehnten Arztberuf zu ergreifen. Was nach Lage der Dinge zu befürchten wäre, findet nicht statt: Weder wird Vera unter dem Aspekt der Verdammung geschildert noch Pawel heroisiert. Christa Wolf hat den Mut, eine falsche Glorifizierung auf Kosten Veras zu vermeiden. Sie gehört Veras Generation an und weiß, daß die Vera des Jahres 1945 noch nicht so handeln konnte wie die Vera des Jahres 1959. Diese Objektivität rückt Veras Schuld ins richtige Licht, mindert sie nicht, macht sie aber verständlich.

Offt wird versucht, einen Menschen durch sein Äußeres zu charakterisieren. Christa Wolf hat den schwereren Weg gewählt: Die Plastizität ihrer Menschen kommt von innen her. Mit dem sparsamsten und überzeugendsten Mittel entwickelt sie ihre Charakterzüge, in ihren Handlungen, in der Aktion werden sie sichtbar. Kein Wort wird, bezeichnenderweise, auf Veras äußere Erscheinung verschwendet, ohne daß man eine solche Beschreibung vermißt. Interessant und originell ist auch die Gestaltung der anderen Personen. Sie werden in der Reaktion gezeigt, in der gedanklichen Reaktion Veras, in ihrer Reflexion. Dadurch erschließt sich zugleich auch Vera tiefer, wird ihr Charakterbild differenzierter. Die Szenen zwischen Pawel und Vera wirken zart und verhalten. Auch

hier wurde alles Überflüssige ausgespart. Kaum einige Worte deuten an, was zwischen beiden geschieht, und mehr ist auch gar nicht nötig.

Die „Moskauer Novelle“, die hier etwas kühn als Erzählung und, aber nur mangels eines treffenderen Wortes, einmal sogar als novellistische Erzählung bezeichnet wurde, und die dem Genre nach zwischen Erzählung und Novelle liegt, ist eine Geschichte über zwei Menschen unserer Zeit, eine Geschichte mit viel Ethos ohne Moralisieren, die mit äußerst sparsamen Mitteln künstlerisch gestaltet wurde. Das ist besonders deshalb erfreulich, weil es sich um das Erstlingswerk der Autorin handelt, einer Autorin zumal, die einen höchst selten begangenen Weg zur literarischen Produktion zurückgelegt hat, den über die Literaturkritik und theoretische Reflexion. Wie man sieht, muß dieser Weg keineswegs zu einem Fiasko oder langweiliger Retortenpoesie führen.

Schade, daß diese Knappheit durch reportageähnliche Schilderungen Moskaus durchbrochen wird, auf sie wäre zum Vorteil der Novelle besser verzichtet worden. Soviel Atmosphäre sie auch enthalten, wirken sie doch aufmontiert, weil sie rein retardierende Funktion haben. Solche Milieustudien sind für das kleine Genre nur dann angebracht, wenn sie als Möglichkeit zur Charakterisierung der Menschen genutzt werden oder die Funktion haben, künftiges Geschehen anzukündigen, beziehungsweise Geschehendes mit einem bestimmten Akzent zu versehen. Wir finden bei den großen Meistern des 19. Jahrhunderts Beispiele dafür: In Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ bereitet die Naturkatastrophe, das Gewitter, in großartiger Weise die Entfesselung feindlicher menschlicher Beziehungen, den Streit der Väter auf der Brücke, vor. In der „Moskauer Novelle“ handelt es sich nicht um solch organische Einbeziehung, darum verdünnen die Moskauer Bilder nur, lenken vom Wesentlichen ab, weil sie nicht zu ihm gehören.

Es kommt noch ein anderer Gesichts-

punkt hinzu, der sie uns kritisch betrachten läßt: sie verlassen den Blickpunkt, von dem aus die Verfasserin die ganze Erzählung anlegt, den Veras. Unvorbereitet und damit zu unmittelbar übernimmt dann die Autorin plötzlich selbst wieder das Wort. Moskau dagegen wird nicht vom Blickpunkt Veras aus und nicht

mit Veras Wortschatz geschildert. Dieses Moskau ist das von Christa Wolf erlebte, gesehene, empfundene. Wir wollen nicht pedantisch sein, aber auch ein Zuviel kann beeinträchtigen. Dies sollte Christa Wolf bei ihrem nächsten Werk beobachten, auf das wir nach der Lektüre des ersten gespannt sind.

Heinz Entner

Der Anfang ist gemacht

Joachim G. Boeckh, Günter Albrecht, Kurt Böttcher, Klaus Gysi, Paul Günter Krohn: „Geschichte der deutschen Literatur von 1480 bis 1600“ Bd. IV
Volk und Wissen Verlag, Berlin 1960

Es ist nicht leicht, ein Werk anzuzeigen und einigermaßen gerecht zu würdigen, das als vierter Band in einer Reihe von zehn Bänden „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ zählt, jedoch als deren erster erscheint, noch dazu, wenn dieser Band schon von den Gegebenheiten seines Gegenstandes her mit Sicherheit als nicht typisch für das Ganze angesehen werden muß. Am einfachsten wäre es natürlich, sich dabei an das wohlbekannte und leider auch diesem Buch gegenüber bereits praktizierte Schema zu halten, wonach der Rezensent zunächst einmal getrost eine stattliche Summe von Lobsprüchen in möglichst großen Scheinen spende und im übrigen seinen kritischen Sinn besser am Einband als am Inhalt betätige. Da ich am Nutzen eines solchen Vorgehens gelinde Zweifel hege, will ich versuchen, den Weg sachlicher Erörterung einzuschlagen.

Deutsche Literaturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts zu schreiben ist heute auch für den gewiegten Fachmann ein Wagnis, weil er sich auf Schritt und Tritt einem geradezu beängstigenden Mangel an brauchbaren Vorarbeiten gegenüber sieht, ganz zu schweigen von solchen, die auf einer sicher gehandhabten marxisti-

schen Methodik fußen. Man lasse sich nicht von der doch recht großen Zahl der Sekundärschriften täuschen. Nicht selten zeigt sich nämlich, daß von fünf Bearbeitern eines Themas vielleicht einer wirkliche Quellenforschung betrieben hat, deren Ergebnisse von seinen Nachfolgern lediglich anders gedeutet oder gar ausgeschrieben werden.

Noch bis in unsere Tage und bis in die Reihen marxistischer Forscher haben aus den romantischen Anfängen der Germanistik stammende Vorurteile gewirkt, die dieser Epoche das Stigma der Unfruchtbarkeit aufdrückten. Wenn man sogar bei einem Demokraten wie Gervinus über das 14. bis 16. Jahrhundert lesen muß, „daß die Bildung des deutschen Volkes seit dem Hervortreten der untern Klassen nichts anderes ist als eine Wiedergeburt und Wiederholung der älteren, in der Sphäre des Adels vollendeten Geschichte in dem weiten Kreis des ganzen Volkes“, dann darf man sich nicht wundern, wenn die Mehrzahl der bürgerlichen Forscher sich mit dem Schlagwort vom „gesunkenen Kulturgut“ begnügte. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts forderten einzelne Stimmen Einsicht in den Eigenwert dieser Zeit und ihrer Literatur. 1927 lag mit Wolfgang

Stammlers Buch „Von der Mystik zum Barock“ die erste gesonderte Gesamtdarstellung der deutschen Literaturgeschichte von 1400 bis 1600 vor.

Daß nun das Kollektiv für Literaturgeschichte beim Verlag Volk und Wissen aus seiner „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ zuerst die Darstellung der Jahrzehnte von 1480 bis 1600 herausgibt, mag im einzelnen von manchen Zufällen bedingt sein. Nichtsdestoweniger zeigt es Mut an und die Bereitschaft, vernachlässigte Fragen anzugehen. So erhält das Buch, dem als Vorläufer nur der Versuch eines summarischen Überblicks in Henrik Beckers „Bausteinen zur deutschen Literaturgeschichte“ und ein knapp informierender Lehrbrief der Pädagogischen Hochschule Potsdam von Prof. J. G. Boeckh vorangestellt werden können, den Charakter einer Pionierarbeit. Es ist auch deshalb sehr zu begrüßen, weil es eine empfindliche Lücke unseres Bildungswesens zunächst einmal provisorisch schließt.

Der bisherigen Unterschätzung dieser Literaturepoche in der Forschung, wie gesagt auch in der marxistischen, entspricht nämlich ihre offenkundige Vernachlässigung im Programm des Deutschunterrichts an den allgemeinbildenden Schulen ebenso wie im Vorlesungsbetrieb der Universitäten. Hier greift das Buch ein mit der erklärten Absicht, „Dozenten und Lehrern, Kulturfunktionären, Lektoren und Redakteuren, Studenten und Schülern sowie allen anderen Literaturinteressierten eine nach gesellschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten angelegte und auf marxistischen literaturhistorischen Detailkenntnissen beruhende Orientierung“ zu geben (S. VI). Allerdings wird bewußt die Einschränkung gemacht, daß es sich dabei „lediglich um eine Vorarbeit für eine alle wissenschaftlichen Ansprüche erfüllende Literaturgeschichte“ handeln kann (S. V).

In der Praxis bedeutet das, daß die Darstellung zum überwiegenden Teil

nicht auf einer marxistische Methodik anwendenden Neudurchforschung der Texte fußen kann, sondern sich darauf beschränken muß, bereits vorliegende – meist bürgerliche – Forschungsergebnisse zu übernehmen und sie aus marxistischer Sicht neu zu interpretieren. Ein solches Vorgehen kann naturgemäß nur zu Aussagen von vorläufigem Wert führen. Andererseits wird jeder Kenner der Materie zugeben, daß die Neubewältigung des Stoffes eine so umfangreiche Aufgabe ist, daß man sie von einem Verlagsunternehmen dieser Art gar nicht fordern kann.

Es wäre jedoch besser gewesen, wenn die Autoren des Buches diese Tatsache auch im Text stärker hervorgehoben hätten (wie es gelegentlich auf S. 323 und S. 335 geschieht), um manches allzu apodiktische Urteil zu modifizieren. Vor allem im Kapitel „Vorbereitung der Prosadichtung“ gehen literarhistorische Fakten und deren Ableitung aus den soziologischen Veränderungen nicht widerspruchlos ineinander auf. Hier scheint mir die Darstellung so weit vereinfacht, daß sämtliche Vermittlungen zwischen Gesellschaftsgeschichte und ihrem literarischen Widerschein verlorenzugehen drohen. Ich fühlte mich bei der Lektüre lebhaft an die Warnung erinnert, die Friedrich Engels 1890 an Paul Ernst richtete, daß nämlich „die materialistische Methode in ihr Gegenteil umschlägt, wenn sie nicht als Leitfaden beim historischen Studium behandelt wird, sondern als fertige Schablone, wonach man sich die historischen Tatsachen zurechtschneidet“.

Keineswegs so klar, wie es nach den Ausführungen der Autoren scheinen könnte, ist auch der Renaissance-Begriff, bei dem sicherlich die Rolle der Nationwerdung der europäischen Völker stärker wird betont werden müssen. Ähnliches gilt von den Darlegungen zum Grobianismus (S. 382 ff.), deren Tendenz mit dem langen Marx-Zitat zum gleichen Thema in diametralem Gegensatz steht, und vom Abschnitt „Die Entwicklung des dramatischen Spiels – seine Verweltlichung“,

wo man die Entstehung des Fastnachtspiels (S. 83 f.) nach einer bürgerlichen Theorie schildert, deren Vertretbarkeit vom marxistischen Standpunkt aus mir zumindest zweifelhaft erscheint.

Besonders schwierig dürfte für Autoren und Herausgeber die Gliederung und Komposition des Materials gewesen sein, da noch heute über viele grundsätzliche Fragen der Epoche keine Einigkeit – übrigens auch unter den Historikern nicht – besteht. Das fängt schon bei der Periodisierung an. Daß die Jahre 1480 und 1600 als Begrenzungspunkte gewählt wurden, zeigt teils methodische Unsicherheit, teils Inkonsequenz. Gewiß beginnt um 1480 die revolutionäre Bewegung der Bauernkriegszeit, die ihren Höhepunkt 1524/25 findet. Aber die wesentlichen literarischen Entwicklungen setzen früher ein und werden nach 1525 fortgeführt, so daß etwa der Beginn des Buchdrucks (um 1450) ein markanterer Einschnitt wäre, an den ja auch de facto die Darstellung anknüpft. Die Zeitgrenze 1600 ist anscheinend reine Willkür. Konsequenterweise hätte 1618 angesetzt werden müssen, wenn man nach den Zäsuren der politischen und sozialen Geschichte gliedern will; richtiger erscheint mir etwa 1570, der Zeitpunkt, an dem im Gefolge der Reifeudalisierung auch viele literarische Erscheinungen auslaufen beziehungsweise neue Züge sichtbar werden, die bereits für die nächste Periode charakteristisch sind.

Leider wird auch die sachliche Gliederung nicht konsequent gehandhabt. Die einzelnen Kapitel leiten sich – wie in den gängigen bürgerlichen Literaturgeschichten – zum großen Teil aus der Trennung der Genres ab (Lied, Drama, Prosadichtung, Satire). Die Darstellung rückt jedoch nicht die Ausbildung der literarischen Form – wie man nun erwarten sollte –, sondern natürlich die ideologische Entwicklung in den Vordergrund. Aus diesem Dualismus tritt wohlthuend das Kapitel „Humanismus“ heraus, in dem eine echte geistige wie literarische

Gruppenbildung zusammengefaßt ist, ohne daß man sie in das Prokrustesbett der Genres zwingt. Als Idealfall könnte ich mir die ganze Masse der Einzelercheinungen (natürlich mit Ausnahmen wie Gemeinschaftslied und Flugschriften) unter ähnliche Gesichtspunkte allgemeinerer literarischer und geistiger (und damit gesellschaftlicher!) Natur verteilt vorstellen, was auch den historischen Ablauf in Zeit und Raum besser zur Geltung kommen ließe, als das jetzt geschieht.

Unter diesen Umständen ist es sehr zu begrüßen, daß für einen nicht geringen Teil des Materials die monografische Darstellungsweise gewählt wurde, die den Leser informiert, ohne ihm allzuoft Lösungen noch offener Probleme zu oktroyieren, die er nicht nachprüfen kann. Bei dem völligen Mangel an Bekanntheit mit den Texten, den man leider voraussetzen muß, sind auch die vielen instruktiven Inhaltsangaben und Textproben eine willkommene Hilfe für den Leser.

Die Zeiten, in denen Literaturgeschichten als Werke bedeutender einzelner Forscher entstanden – man denke nur an Hettner, Gervinus oder Ehrismann –, sind vorbei. Angesichts der gewaltig gewachsenen Forschungsproblematik bietet auch ein so reiches Buch wie das Wolfgang Stammlers kaum mehr eine befriedigende Lösung; der Vergleich mit einem umgestürzten Zettelkasten drängt sich auf. Und schon gar die Anforderungen marxistischer Methodik, die in ganz neuer Weise auf die Totalität des Gegenstandes abzielt, lassen sich nicht mehr von einzelnen erfüllen. Deshalb hat hier mit Recht ein Kollektiv die Autorschaft übernommen, auch auf diesem Gebiete Pionierarbeit leistend. Daß dabei Ungleichmäßigkeiten, stilistische Verschiedenheiten und Wiederholungen aufgetreten sind, gehört zu den unvermeidlichen Kinderkrankheiten solcher Versuche.

Für die zweite Auflage scheint mir jedoch unbedingt eine gründliche Text-

revision nötig, um eine ganze Reihe bedauerlicher sachlicher Versehen und Druckfehler auszumerzen sowie verschiedene sprachliche Entgleisungen zu beseitigen, die man in einem solchen Buche am wenigsten antreffen möchte. Einzelheiten hier aufzuzählen sei mir erspart. Hinweisen will ich nur auf eine mir ganz unverständliche Lücke im Abschnitt „Flugschriften und Dialoge der Kampfbahre“. Dort fehlt jeder Verweis auf so folgenreiche Schriften wie die anonyme „Reformatio Sigismundi“, die „Trierer Statuten“ des „Oberrheinischen Revolutionärs“ und die zum Programm der Reichsritterschaft unter Sickingen erhobene „Reformation Kaiser Friedrichs III.“ von Hartmut von Cronberg.

Als – allerdings nicht durchweg zuverlässige – Unterstützung für den Benutzer des Buches sind die verschiedenen Register und der Zitat- und Bildnachweis am Schluß des Bandes hervorzuheben. Pädagogisch wertvoll wirken die vielen Illustrationen aus der zeitgenössischen bildenden Kunst. Und schließlich muß die reichhaltige Bibliographie genannt werden, die sich jedem einzelnen Kapitel an-

schließt. So kann auch der an selbständiger wissenschaftlicher Weiterarbeit Interessierte das Buch mit Nutzen befragen.

Von diesem einen vorliegenden Band Rückschlüsse auf das ganze geplante Unternehmen ziehen zu wollen, halte ich unter den eingangs geschilderten Umständen für verfehlt. Und wenn ich besonders seine Mängel hervorhebe, dann gehe ich davon aus, daß hier etwas in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung Neues versucht wird, dem man in gründlicher Diskussion über die Anfangsschwierigkeiten hinweghelfen sollte, damit wir eines Tages ein im guten Sinne populäres Handbuch besitzen, das auf hohem Niveau die Wünsche weitester Kreise von Literaturbeflissenen erfüllt und das auch auf die wissenschaftliche Durchdringung der deutschen Literaturgeschichte anregend zurückwirkt. Allein dafür gebührt dem Autorenkollektiv Dank, daß es gewagt hat, das sogenannte „Spätmittelalter“ aus seinem Aschenputteldasein zu befreien, auch wenn noch lange nicht das letzte Wort über diese Zeit und ihre Literatur gesprochen ist.

Georg Krausz

Händels nationale Sendung

Johanna Rudolph: „Händelrenaissance“, Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Von der Pflege der Musik Händels (1685–1759) in seiner Geburtsstadt Halle ausgehend, gibt es bei uns eine Renaissance, eine Wiedergeburt dieser großen Kunst. Aufführungen der Werke Händels sind zu einem festen Bestandteil des Kulturlebens der DDR geworden.

Handelt es sich dabei um einen künstlerischen Wiederbelebungsversuch, wie in den zwanziger Jahren der Weimarer Republik, oder um die Befriedigung eines echten Bedürfnisses? Ist die intensive Beschäftigung mit Händel, die häufige Aufführung seiner Werke bei uns histori-

sierende Liebhaberei oder legitime, volksnahe Kunstpflege? Haben wir es doch mit einem zwar in Deutschland geborenen, aber seit seiner Jugend (1712) in London wirkenden Komponisten des 18. Jahrhunderts zu tun, der in seinen Oratorien biblische Texte des Alten und des Neuen Testaments vertonte, zu Helden seiner Opern zweifelhafte Figuren der Antike erwählte und dazu rauschende Festmusiken zu repräsentativen Feiern ihrer britischen Majestäten komponierte. Was geht uns Deutsche heute dieser Händel an?

Das neue Händelbuch gibt auf diese

Frage eine schlüssige Antwort; es fixiert die nationale Rolle der Musik in der Geschichte unseres Volkes überhaupt und die der Werke Händels im besonderen. Es ist ein Kapitel deutscher nationaler Kulturgeschichte, das den Bogen schlägt von Händels Zeit und Kunst zu unserer Gegenwart. Mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug des historischen Materialismus, auf Grund sorgfältiger eigener Forschungen abgefaßt, mehrfach Neuland betretend, bisher unbekannte Zusammenhänge aufspürend und ins Licht rückend, ist das Buch eine wesentliche Bereicherung unserer kulturgeschichtlichen Literatur, natürlich auch der Musikgeschichte.

Die Musik, Bestandteil des ideologischen Überbaus der jeweiligen Gesellschaft, spiegelt nicht nur, sie verarbeitet auch die gesellschaftliche Wirklichkeit und greift in sie ein. Wie die Philosophie ist die Musik inmitten der unruhlichen Wirklichkeit der deutschen Misere nach der Niederlage der Bauernrevolution in Deutschland deutlicher Ausdruck der Sehnsüchte, Gefühle und Forderungen des Volkes, der Bauern und des aufsteigenden Bürgertums. Weil die bürgerliche Revolution bei uns nur „in den Köpfen“, nicht aber in der Wirklichkeit vollzogen wurde, galten wir Deutsche lange Zeit als Volk der Dichter und Denker – und Musiker. In Dichtung, Philosophie und Musik brach sich die nichtvollzogene bürgerliche Revolution ihre Bahn in deutsche Köpfe und Herzen.

Diese Rolle der Musik meint die Autorin, wenn sie schreibt: „Neben der beginnenden Philosophie (der Frühaufklärung) gibt es in der Epoche seit der Niederlage des Bauernkrieges bis nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges nur einen Lichtblick: die Musik... Die Musik war die einzige Lebensäußerung des deutschen Volkes, die in ihrem Kern unangetastet die Unbilden des Dreißigjährigen Krieges überstanden hatte. Sie war das einzige, was nicht entseelt, nicht des Inhalts barm geworden war, was fest verwurzelt blieb, herüber- und weiter-

wuchs aus einer Zeit großer Klassenkämpfe, in denen das deutsche Volk unauslöschliche revolutionäre Traditionen erwarb. Die Wiedergeburt im deutschen Volk, sein Wille zur Nationwerdung, ökonomisch schwach und ungleichmäßig spürbar, kündigte sich zuerst in der Musik an, parallel zu den Anfängen der sich herausbildenden Philosophie, lange bevor sich die Literatur erholte und auf bürgerlicher Ebene neu formierte. Diese Musik ist Ausdruck der Persönlichkeitsentfaltung und Gefühlsbefreiung an der Schwelle frühbürgerlicher Entwicklung... Ihre Wurzeln waren ungleich tiefer versenkt und unendlich viel weiter verzweigt als alles, was dem Volke an Ausdrucksmitteln für sein Denken und Empfinden sonst zu Gebote stand. Denn sie reichen zurück in die heroische Epoche Deutschlands zu Beginn des 16. Jahrhunderts.“

Diese Wurzeln sind in der Kirchenmusik der Reformationszeit zu suchen, die von der revolutionär-demokratischen nationalen Bauernbewegung geprägt war, vor allem in Chorälen, die ursprünglich bäuerliche Volkslieder waren.

Aus der „räumlich noch an die Kirche gebundene Musik des frühen Bürgertums, die hinausstrebt in den Konzertsaal und aufs Theater“, nährt sich um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert die künstlerische Gefühlswelt des jungen Händel in Halle, dem Zentrum der bürgerlichen deutschen Frühaufklärung, die von Männern wie dem mutigen Thomasius vertreten wird. Musikalische wie menschliche Jugendeindrücke in seiner Geburtsstadt während der ersten Emanzipationsbestrebungen des städtischen Bürgertums werden für Händel genauso bedeutsam wie die darauffolgenden Erlebnisse in der reichen, weltoffenen, vom Hauch der englischen Revolution angerührten Hansestadt Hamburg, damals dank ihrer vom Bürgertum gegründeten deutschen Oper Zentrum deutscher bürgerlicher Musikpflege und Kultur.

Die Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Kämpfe in diesen bei-

den deutschen Kulturzentren und ihrer Spiegelung im Kultur- und Musikleben, dazu des revolutionär-hussitischen tschechischen Einflusses auf das Geistesleben der Stadt Halle, ja in der Familie Händels selbst, geben Aufschluß über bislang kaum beachtete Zusammenhänge.

Die Musik Händels ist, in diesem Jugendmilieu wurzelnd und auf dem Boden des bürgerlichen fortschrittlichen Englands gewachsen, „große demokratische, volkstümliche und völkerverbindende Kunst einer aufsteigenden Epoche“. Ihr kämpferischer, lebensbejahender, jeder Mystik abholder Optimismus, ihre gesunde robuste Volkstümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit – das sind die Geheimnisse ihrer Gegenwartsnähe.

Die Massen des Volkes wurden seinerzeit von Händels Musik ergriffen, weil sie sich selbst in ihr wiederfanden – und so ist es auch heute. In Händels bedeutendsten Werken, seinen Oratorien, treten die Volksmassen – Massenchöre – als Vollstrecker der Geschichte auf. Mit seinen Oratorien schuf er eine demokratische Kunstform, in der der Chor das aktiv handelnde Volk verkörpert. Die Bemerkung der Autorin (S. 193), Fürsten und Herrscher seien dagegen von Händel mit Koloraturen ausgestattet worden, „um ihr auf Prunk und Äußerlichkeit gestelltes Wesen zu charakterisieren, als Kennzeichen des Höfisch-Feudalen, weil er sie mit dem Attribut falschen Glanzes umkleiden will“, ist eines der Beispiele ihres Eindringens in den Klasseninhalt der musikalischen Stil- und Formelemente.

Es gab in der deutschen Geschichte vor unserer Zeit zwei echte Händel-Renaissancen. Die erste wird so geschildert: Der Hamburger fortschrittliche Schriftsteller Eschenburg, ein Freund Lessings, glühender Anhänger der französischen Jakobiner, übersetzt Händels „Judas Makkabäus“, den Text zu jenem Oratorium, „worin die Rolle des Chores, das heißt die Rolle der Volksmassen, ihren Höhepunkt erreicht. Entstanden als Oratorium zur Feier des Sieges über weltliche und

geistliche Feudalreaktion, über absolutistische Restaurierungsversuche in England, wird ‚Judas Makkabäus‘ in Deutschland zum demokratisch-revolutionären Befreiungsortorium schlechthin.“ Ebeling (ein anderer progressiver Literat in Hamburg) benutzt Eschenburgs Übersetzung des „Judas Makkabäus“, als er eine Kantate, „Der vierzehnte Julius 1790“, zusammenstellt, „mit der die deutschen Jakobiner in Hamburg den ersten Jahrestag des Bastillesturmes feiern... Sie fanden in Händels Musik den Ausdruck der Freude und des Triumphes über den Sieg der Französischen Revolution.“ Es handelte sich um die Zusammenstellung von Chören und Liedern aus dem „Judas Makkabäus“. Einem der Händelschen Musikstücke ist ein Text unterlegt, „in dem das deutsche Volk aufgefordert wird, das Beispiel der ‚Gallier‘ nachzuahmen, der Herrschucht Fesseln zu brechen und aus Deutschland eine Republik zu machen“. – „Hierin kulminiert die erste deutsche Händel-Renaissance“, bemerkt die Autorin. „Konzentriert sich der Gedanke der bürgerlichen Emanzipation in Deutschland bis zum Erscheinen von Lessing, Herder und Goethe in der Musik, so ist dies zu einem wesentlichen Teil die Musik Georg Friedrich Händels und alles dessen, was Händel in sich aufnahm.“

Über die zweite Händel-Renaissance wird aus einem Aufsatz Albert Nordens aus dem Jahre 1937 in einer in Moskau erscheinenden literarischen Monatsschrift über „Judas Makkabäus“ zitiert, „dieses Werk, in dessen Akkorden der Aufstand eines Volkes Leben und Farbe gewinnt, dieses Oratorium, das in seinem Inhalt und im Atem seiner leidenschaftlichen Musik dem höfischen Stil ganz fremd und dem Faschismus widersätzlich ist, ... glorreicher Dithyrambus auf die unbezähmbare Freiheitsliebe des Volkes. 1813, im Jahre des Befreiungskrieges gegen die napoleonische Diktatur, wird (in Deutschland) er so oft aufgeführt werden, wie nie vorher und seitdem...“

Gegenwärtig erleben wir eine dritte echte Händel-Renaissance, denn die Aufführungen werden von breiten Schichten unserer Bevölkerung mit Verständnis, ja mit Begeisterung aufgenommen.

Mag die Verfasserin im Streben, ihren Helden ins günstigste Licht zu rücken, schon dem jungen Händel mitunter ein allzu gefestigtes und klares bürgerliches Klassenbewußtsein zuschreiben – das über ihn und seine Zeit entworfene Gesamt-

bild ist historisch richtig. Als methodisch fruchtbar für die kulturgeschichtliche Forschung erweist sich der von ihr vertretene historisch-materialistische Standpunkt, die „Wege und Umwege bei der Entwicklung von Kunstformen“ nicht etwa als durch die Kunstentwicklung allein bestimmt zu sehen und die Persönlichkeit des Künstlers nicht „in der Stille sich bildend“, sondern „vom Strom der Welt erfaßt und mitgeprägt“ darzustellen.

Wenn manche Kunstliebhaber, welche jede Kritik für Zergliederung und jede Zergliederung für Zerstörung halten, konsequent dächten, so wäre Potztausend das beste Kunsturteil über das windigste Werk.

Robert Musil

Heinz Auerbach

Dramatik aus dem Äther

„*Hoffnung auf Kredit*“ heißt ein neues Fernsehspiel von Gerhard Bengsch. Auch diesmal wendet sich der Autor Problemen des westdeutschen Alltags zu. Sein Held, Bauer Hochberger, steht für viele westdeutsche Klein- und Mittelbauern, die der erdrückenden Konkurrenz einheimischer und ausländischer Großproduzenten durch Verschuldung ihres Betriebes auszuweichen suchen. Früher oder später bleiben sie dabei auf der Strecke. „Flurbereinigung“ oder „Landbeschaffung für die Bundeswehr“ sind weitere, nicht minder geläufige Formen des modernen Bauernlegens. Der Selbstmord, durch den Hochberger endet, ist deshalb kein aufgesetzter dramatischer Effekt. Er ist die Konsequenz einer fehlerhaften Haltung, denn Hochberger hat das einzige Mittel ausgeschlagen, das wirksame Hilfe versprach: solidarische gegenseitige Hilfe aller Bedrohten.

Um die Zusammenhänge möglichst zu verdeutlichen, personifiziert Bengsch die gesellschaftlich wirksamen Kräfte in seinen wichtigsten Figuren. Die herrschende Klasse erscheint als eine Art Familienallianz zwischen Großgrundbesitz und Bankhaus, die „Flurbereinigungs“-Regierung ist durch den Landrat vertreten, die Bundeswehr durch einen Oberst des Landbeschaffungsamtes, die Kleinbauern durch eine Gruppe, die sich zu einem „Team“ zusammenschließt. Individuelle Liebes- und Konfliktbeziehungen verknoten sich innerhalb dieses gesellschaftlichen Rahmens. Leider bleiben sie häufig aufs Illustrative beschränkt. Trotzdem darf „*Hoffnung auf Kredit*“ zu den beachtenswerten Fernsehproduktionen der letzten Zeit gerechnet werden, denn es bietet eine ein-

drucksvolle Analyse der abgebildeten gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Ein anderes Fernsehspiel, „*Vater muß heiraten*“ von Manfred Petzold, führt in ein Dorf unserer Republik. Nach Helmut Sakowskis „*Steine im Weg*“ konnte man neugierig sein, ob und wie die erreichte künstlerische und gedankliche Höhe gehalten und gefestigt würde. Wer in dieser Hinsicht optimistisch war, wurde allerdings enttäuscht. „*Vater muß heiraten*“ ist ein Rückfall in die Niederungen einer gewissen, unrühmlich bekannten Art von sogenannten „Volks“-stücken. Dumm-schlaue, aber kernige Landleute, resolute Bauernfrauen, dümmliche, vollbusige Mägde und bedauernswerte Dorftrottel sind die klassischen Attribute dieses Genres. Nichts anderes finden wir bei Manfred Petzold, mögen auch die Figuren des Klischees einen zeitnahen Anstrich erhalten haben und viele von ihnen sogar Genossenschaftsbauern sein.

Zwei von ihnen, Paul Sorge und Erich Wagnert, sind einander nicht grün, seit sie in ihrer Jugendzeit als Rivalen um dasselbe Mädchen geworben haben. Damals nahm die Umworbene einen dritten. Heute nun ist sie Bürgermeisterin des Dorfes, noch immer hübsch und – wieder frei. Also läßt jeder der beiden alle Minen springen, um den alten Streit diesmal für sich zu entscheiden. Soweit der zentrale Konflikt. Der Sprung in die sozialistische Gegenwart erfolgt durch einen danebengestellten zweiten Konflikt: Bauer Sorges Bewußtsein ist im Verhältnis zu dem der übrigen Genossenschaftsmitglieder noch zu sehr im Alten verwurzelt. Er beansprucht für sich eine „Extrawurst“,

die ihm – noch dazu auf Kosten der Arbeitskraft seiner Kinder – eine hübsche Nebeneinnahme verschaffen soll. Dazu bedient er sich des Dorftrotzels, eines verstoffenen Nachtwächters mit zwei Morgen Land, ein paar Ziegen und einer dicken, arbeitsscheuen und geschwätzigen Ehefrau. Mit Hilfe seiner Kinder, der Bürgermeisterin und des Vorsitzenden wird er jedoch von seinem Rückfall in die Einzelbauernideologie kuriert. Da die Bürgermeisterin inzwischen dem Vorsitzenden ihr Herz geschenkt hat, wird für Paul Sorge flugs eine Ersatzfrau beschafft, und zwar ist dies die Sekretärin der Bürgermeisterin. Damit rundet sich das Ganze: Sorge verzichtet auf seine „Extrawurst“, wird Brigadier und bekommt eine liebevolle Frau; die Kinder können endlich heiraten; und die Bürgermeisterin wird mit dem Vorsitzenden glücklich. Die Genossenschaft ist erstarkt, und bald werden ratternde Kombines eine reiche Ernte einbringen.

Wir hätten auf eine so ausführliche Schilderung des Inhalts verzichten können, wäre dies nicht eigentlich bereits die Kritik. Hier geht es nicht um Mängel der dramatischen oder sprachlichen Form, um Unebenheiten der Konstruktion oder der Charakterzeichnung. Das ganze Stück ist verzeichnet. Der Autor wäre besser beraten gewesen, hätte man ihm empfohlen, sein Stück mit den Menschen zu diskutieren, die es in erster Linie betrifft. Eine solche Konfrontierung mit der Wirklichkeit hätte ihn veranlaßt, seine Konzeption grundsätzlich zu überprüfen. Ein wenig erfreulicher Beitrag zum Fundus unserer Gegenwartsliteratur wäre uns erspart geblieben.

„Der Platz am Fenster“ von Johann Günter ist ein Hörspielmonolog. Der Monolog, die Zwiesprache des Menschen mit sich selbst, kommt dem Bedürfnis des Hörspiels nach einer verinnerlichten, auf wenige Akteure beschränkten Handlung sehr entgegen.

Der Inhalt des fast einstündigen Mo-

nologs ist das geraffte Lebensbild einer alten Frau. Während sie auf den Besuch ihres Sohnes wartet, zieht ihr vergangenes Leben in ihren Gedanken vorüber. Aber nicht einfach das Leben, wie es war, sondern das Leben, wie sie es heute sieht, diese Frau, die viel Schweres und Bitteres erleben mußte, die dennoch voll Optimismus in die Zukunft schaut. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ist sie im damaligen Sudetenland geboren. Als sie zur Frau heranwuchs, war Krieg. Dann folgten nicht minder schwere Nachkriegsjahre. Sie heiratete. Die Ehe war nicht glücklich. Der Mann, ein Handwerker, in wirtschaftliche Schwierigkeiten verstrickt, fand Ausgleich und Erfüllung in politischer Betätigung, die Frau sorgte oft allein für den Unterhalt der kleinen Familie. Die Konflikte häuften sich. Nach besten Kräften unterstützten die beiden dennoch antifaschistische deutsche Emigranten, bis die Nazis auch in die Tschechoslowakei einfielen. Die Ehe zerbrach endgültig, als der Mann nach der Umsiedlung auf das Gebiet unserer Republik sich entschloß, mit einer anderen Frau noch einmal von vorn zu beginnen.

Da sitzt sie nun, alt geworden und einsam. Hinter ihr liegt ein arbeitsreiches und schweres Leben. Sie liebte dieses Leben, liebt es noch heute. Der Autor läßt sie an einer Stelle sagen: „Wäre die Welt besser gewesen, wir hätten das Zeug zum Glück gehabt. Die Zeit hat das Glück nicht hergegeben.“ Die Zeit? Dürfen wir ihr allein die Schuld dafür geben, daß Menschen nicht glücklich wurden? Immer wieder tauchen in Werken der Gegenwartsliteratur solche und ähnliche Tendenzen auf. Aber das sind Vulgarisierungen, Fehldeutungen wesentlicher Prinzipien der marxistischen Ästhetik. Diese hebt im Gegenteil stets die schöpferische Aktivität des Menschen hervor, die ihn in den Stand setzt, sein Schicksal zu bewältigen. Niemand bestreitet, daß die bürgerliche Gesellschaft auch die allerpersönlichsten menschlichen Beziehungen belastet und zersetzt. Die Amoralität der

herrschenden Klasse greift auch auf Teile der arbeitenden Klassen über. Not und inneres Unbefriedigtsein angesichts der erzwungenen Verkümmern wertvollster menschlicher Anlagen tun das ihrige dazu. Dennoch erwachsen auch in solchen ungünstigen Zeitverhältnissen immer wieder unter den einfachen Menschen saubere und glückliche Beziehungen, nicht zuletzt und gerade unter den Sozialisten. Aber diese Frau? Sie war keine Drohne, auch keine Feindin ihrer Klasse. Ihr Mann ist nach fast vierzigjähriger Ehe von ihr gegangen. Und da soll keine menschliche Schuld sein?

Wenn es bei diesem Hörspiel schwer fällt, die aufgeworfenen Fragen eindeutig zu beantworten, so vor allem deshalb, weil der Autor bestrebt ist, die berichteten Tatsachen möglichst „ausgewogen“ zu interpretieren. Weiß er selbst die Antworten? Wie dem auch sei, es bleibt ein großes Verdienst, den Hörer zum Nachdenken angeregt zu haben.

Zum Jahrestag der Nationalen Volksarmee sahen wir das Fernsehspiel „*Manöver*“ von Hans von Oettingen. Es verdient schon deshalb Beachtung, weil es bewußt zum Vergleich mit einem berühmten Genre herausfordert: Das „Militärstück“ und die dazugehörige „Militärklammer“ alten Stils sind ja nicht nur Erinnerungen, es gibt sie ja nach wie vor im Westen unseres Landes. Thema des Fernsehspiels ist der Kameradschaftsbegriff. Er hat in der Vergangenheit, meist mit schablonisierter Todesmystik verbunden, dazu gedient, die Klassengegensätze innerhalb der faschistischen Armee zu übertünchen. Naßforschende Kumpelmanieren der Film- und Bühnenoﬃziere sollten darüber hinwegtäuschen, daß in einer imperialistischen Armee zwischen der Oﬃzierskaste und der Masse der einfachen Soldaten keine Gemeinsamkeit der Interessen, folglich keine echte Kameradschaft besteht.

Der Autor unseres Fernsehspiels verzichtet darauf, den Oﬃzieren der Natio-

nen Volksarmee betonte Leutseligkeit oder „Kumpelhaftigkeit“ anzuhängen. Sie bleiben, was sie sind: Söhne der Arbeiterklasse mit dem verantwortungsvollen Auftrag, eine schlagkräftige Armee zu schaffen, die gemeinsam mit den Armeen der befreundeten Länder jeden Angriff im Keim zu ersticken vermag. Ihnen gebührt die gleiche Achtung wie jedem anderen, der unserer Gesellschaft an verantwortlicher Stelle dient. Aus der objektiven Gemeinsamkeit der Interessen resultiert auch ihre Kameradschaft.

Dieser Gedanke erhält Gestalt in der Geschichte einer Gruppe junger Soldaten. Einer von ihnen, Karl Baumann, hat sich bei seinem Mädchen verspätet. Beim Überklettern der Kasernenmauer wird er vom Wachhabenden Kramer, einem Kameraden aus einer anderen Gruppe, bemerkt und pflichtgemäß zur Meldung gebracht. An dem Vorfall erhitzen sich die Gemüter. Einige billigen das Verhalten Kramers. Andere sind empört über dessen „Unkameradschaftlichkeit“. Die Gruppe droht fast auseinanderzufallen. Da wird Kramer in die streitende Gruppe versetzt. Die Bewährungsprobe im Verlaufe eines Manövers klärt dann die Fronten. Die Beziehungen innerhalb der Gruppe und zwischen Gruppe und Vorgesetzten werden auf eine neue, höhere Stufe gehoben.

Die Grundhandlung ist verwoben mit einer Liebesgeschichte. Ein Freund Baumanns stiftet aus Eifersucht einige Verwirrung. Allerdings erhält diese Nebenhandlung mehr Gewicht, als ihr zukommt. Es werden Probleme berührt, welche die Handlung nicht auszuschöpfen vermag. Hier liegt auch der Grund für Vereinfachungen bei der Behandlung einzelner Handlungsstränge: Baumann und Kramer, Baumann und sein Mädchen, Baumann und sein Freund, sie alle entzweiten sich und finden sich fast im Handumdrehen wieder. Auch bei den Vorgesetzten hätte man sich etwas mehr menschliche Problematik, etwas weniger Unfehlbarkeit gewünscht. Dennoch, die Vorzüge des Werkes überwiegen bei weitem die

Schwächen. „Manöver“ ist ein vielversprechender erster Versuch in einem entwicklungsfähigen Genre.

„Die letzte Nacht“ (nach einer Novelle des westdeutschen Autors Jahn Rheinsperger) war schon einmal als Direktsendung auf dem Bildschirm zu sehen. Die Neuinszenierung als Fernsehfilm rechtfertigt sich durch eindringlichere und dem Stoff besser entsprechende optische Gestaltung.

Der Film handelt von den letzten Stunden eines jungen deutschen Besatzungssoldaten in Frankreich, den ein Kriegsgericht wegen angeblicher Selbstverstümmelung zum Tode verurteilt hat. In der Nacht vor der Hinrichtung sucht ihn der Divisionspfarrer in der Zelle auf. Zwischen den beiden kommt es zu einem Gespräch, bei dem im Angesicht des Todes jede Halbheit oder Unwahrheit sich als sinnlos erweisen muß: Um Unrecht und Sünde geht es, um Schuld, Wahrheit, Pflicht, Gerechtigkeit. Aber das ist kein akademisches Streitgespräch. Jedes dieser Worte verkörpert eine Fragestellung und eine Station im Leben des jungen Soldaten. Und der Tod, der ihn erwartet, ist auch nicht akademisch, sondern Realität.

Der Soldat Felix Kreutzer ist zu Unrecht verurteilt worden. Richter und Anwälte der faschistischen Militärgerichtsbarkeit wollen an ihm ein Exempel statuieren, um der Truppenmoral neuen Auftrieb zu geben. Aber Kreutzer lehnt sich nicht mehr auf gegen das ungerechte Urteil. Er hat die Hoffnung auf eine Revision aufgegeben. Er hat eine eigene Version seiner Schuld gefunden und gelangt zu Schlußfolgerungen, deren er vorher nicht fähig war. Vorher, das ist die Zeit, da er fassungslos vor rauchenden Trümmern stand, unter denen seine Frau und sein Kind begraben lagen. Er verfluchte den Krieg, das sinnlose Morden, das nun auch auf ihn zurückgeschlagen hatte. Aber er sah keinen Ausweg. In einem für Wehrmachtsangehörige verbotenen französischen Café suchte er für eine Stunde Zuflucht.

Dort fand er Menschen, die ihm eine helfende Hand boten. Aber die Möglichkeit, die verhaßte Uniform abzulegen und ein sinnvolles Leben zu beginnen, diese Chance schlug er aus. In diesem Versäumnis sieht er nun seine Schuld, für die er büßen muß.

So kehren sich die Verhältnisse, denen der Pfarrer gegenüberzustehen glaubte, ins Gegenteil: Der Verurteilte ist unschuldig im Sinne der Anklage, aber er ist schuldig in einem anderen, tieferen Sinne. Die Richter, Repräsentanten des Staates, sind Mörder, ihr Opfer bedarf nicht geistlichen Trostes, sondern tatkräftiger Hilfe. Hier endet aber die Kompetenz des Militärgesichtlichen. Hier endet seine Fähigkeit zu helfen. Hier endet auch seine Bereitschaft zu helfen.

In der Anklage gegen Krieg und Faschismus erreicht der Film seinen Höhepunkt. Er wägt noch einmal die unterschiedlichen Formen und Stufen der Schuld ab. Die Hauptschuld liegt bei jenen, die den Krieg wollten, vorbereiteten und bis zuletzt führten. Ihre Schuld kann nicht verjähren, solange sie nicht gesühnt ist. Die Kreutzers aber wurden schuldig durch ihren dumpfen Gehorsam. Ihre Schuld ist tilgbar. Dazu bedarf es aber nicht des Todes, sondern des Willens zum Neuanfang. So verstanden, ist der Film trotz einer individualistischen Grundhaltung ein Beitrag zur bewußten Bewältigung einer Vergangenheit, die in unserer Republik schon seit langem ihre praktische Bewältigung gefunden hat.

Das Fernsehspiel „Die Hochzeitsreise“ ist aus einem gleichnamigen Hörspiel von Manfred Bieler entstanden. Ausgerechnet die Hochzeitsreise wird zum Zankapfel zwischen einem neuvermählten Paar. Der Ehemann war längere Zeit als Ingenieur in Albanien und kam mit Mühe und Not gerade noch zur Hochzeit zu recht. Die junge Frau steht vor dem Abschluß ihres Studiums als Bühnenbildnerin. Ihr winkt ein Engagement an einer Berliner Bühne. Beide haben unabhängig

voneinander eine Hochzeitsreise vorbereiten: sie zum Camping ins Erzgebirge, er nach Albanien, um im Anschluß daran seine junge Frau für das restliche Jahr seines Auslandsaufenthaltes bei sich zu behalten.

Nun pflegen ja normale Menschen solche weitreichenden Dispositionen nicht zu treffen, ohne sich mit dem Partner zu verständigen. Nicht so unsere beiden. Ein handfester Krach bleibt nicht aus. Auf diesem fragwürdigen Konflikt baut die nicht minder fragwürdige weitere Handlung auf.

Was soll das? Es genügt doch nicht, die handelnden Personen mit Namen und Berufen unserer Zeit auszustatten und ihnen irgendein subjektives Unvermögen oder zeitweiliges Versagen zu unterstellen, damit ein Lustspielkonflikt entsteht. Wir erwarten gewiß nicht jeden Tag das klassische Gegenwartslustspiel; eine gewisse Beziehung zwischen dem Konflikt und seinen objektiven gesellschaftlichen Wurzeln sollte aber doch zumindest ahnbar sein. Nichts dergleichen in dieser „Hochzeitsreise“. Einfallslose, jeden Witzes bäre Handlungsführung tut das übrige. Der Zuschauer weiß, daß die – nur durch zu reichlichen Alkoholgenuß erklärbare – Verwirrung nicht im Wesen des Paares oder seiner Umwelt begründet liegt, daß sie also binnen kurzem auf die natürlichste Weise beendet sein wird.

Das Stück wirft die Frage nach der Verwendbarkeit von Hörspielmanuskripten für Fernsehspiele auf. Die Eigengesetzlichkeit beider Gattungen scheint doch stärker als manche stoffhungrigen Dramaturgen meinen. Die bildhafte Aussage der „Hochzeitsreise“ blieb hinter der ohnehin dürftigen literarischen Vorlage noch einmal um einiges zurück.

Mit dem Fernsehspiel „Saatzeit“ stellt sich ein neuer Fernsehautor vor: Hans Schönrock. Er gestaltet eine Episode aus der traditionsreichen Geschichte der deutschen Arbeiterklasse: den Kampf mecklenburgischer Arbeiter gegen die schwarze

Reichswehr zur Zeit des Kapp-Putsches. Jener Vorstoß der feudal-monarchistischen Reaktion gegen die Weimarer Republik scheiterte bekanntlich am Widerstand der deutschen Arbeiterklasse, die den Generalstreik ausrief und damit die Putschisten in die Knie zwang. Mecklenburg mit seinen zahlreichen Junkersitzen war damals ein wichtiges strategisches Hinterland für Kapp. Auf den riesigen Gütern standen nicht nur Waffen aller Art bereit, sondern auch Truppen. Der Landsitz des Rittmeisters von Bröder ist einer jener Höfe, auf denen Waffen verborgen sind. In der entscheidenden Nacht sollen sie zum Nachbargut transportiert werden, wo sich die schwarze Reichswehr sammelt.

Hauptträger der Handlung des Stückes sind ein alter Landarbeiter und sein Sohn. Während der Alte mit blindem Vertrauen an „seinem“ Rittmeister hängt, hat der Junge in der Stadt den Weg zur Arbeiterklasse gefunden. Er kehrt gerade auf den Hof zurück, als sein ahnungsloser Vater auf Befehl des Gutsherrn bei Nacht die als „Saatgut“ getarnten Waffen an ihren Bestimmungsort bringen soll. Die weitere Handlung führt zu einer klaren Polarisierung der Kräfte: auf der einen Seite der Junge und die Mehrzahl der Landarbeiter, auf der anderen Seite der Rittmeister mit seinem Vogt. Zwischen ihnen der Vater, den seine altgewohnte Anhänglichkeit an den Gutsherrn in Konflikt mit dem Sohn bringt. Erst als ihm der Betrug bewiesen wird, als er die versteckten Waffen mit eigenen Augen erblickt, siegt in ihm die Empörung über die gewohnte Bediententreue. Die Zuspitzung des Konflikts führt zur Ermordung des jungen Kommunisten, in dem der Rittmeister und ein hinzugekommener Offizier das Zentrum des Widerstandes erkennen. Aber der Sieg ist den Arbeitern nicht mehr zu entreißen. Andere füllen die Lücke, die der Tod gerissen hat. Zu ihnen gehört auch der Vater des Toten.

Schlicht und ohne falsches Pathos sind diese entscheidenden Szenen des Stückes gestaltet. Die Unkompliziertheit und so-

gar die etwas vordergründige Handlungsführung sind in diesem Falle Vorzüge. Sie sind sehr publikumswirksam, weil der schlichten Fabel adäquat. „Saatzeit“ ist eine

wertvolle Ergänzung zu der vom Fernsehfunk begonnenen Reihe dramatisierter Erlebnisse aus der Geschichte der deutschen Arbeiterklasse.

Klaus Geißler

Das fragmentarische Vermächtnis eines großen Demokraten

Thomas Mann hatte kaum seinen apologetischen Friedrich-Aufsatz geschrieben, als er die darin ausgedrückte Haltung um ein beträchtliches relativierte. Nicht mehr vom Durchhalten, vom geradezu mythischen Sichbehaupten gegen eine Welt von Feinden war die Rede, vielmehr von Zweifel und Skepsis. Was er am 25. März 1915 von München aus an den Wiener Realschulprofessor und Reserveoffizier Paul Amann schrieb, klingt eher wie ein Schwanengesang auf die preußische Tradition: „... ich sehe wohl, daß das Preußentum, politisch genommen, nach diesem Kriege der Vergangenheit angehören, daß es an der deutschen Zukunft, deren Größe mir Gewißheit bleibt, nicht mehr wesentlich teilhaben wird. Der Geist des Preußentums, man kann daran nicht mehr zweifeln, hat seine deutsche Aufgabe erfüllt, er ist heute bestimmt, überwunden zu werden. Was ich innig wünsche, ist, daß diese Überwindung nicht auf katastrophale Art, nicht mit Schimpf und Schande vor sich gehen möge.“

Obwohl Thomas Mann damit lange vor der Vollendung der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ seine übereilten Kriegsschriften in einem gewissen Sinne zurücknahm, seine Stellung zum Preußentum blieb konservativ in der unmittelbaren Bedeutung dieses Wortes. Von einer grundsätzlichen Revision seines Geschichtsbildes, wie sie im „Lebensabriß“ und in der „Deutschen Ansprache“ von 1930 zum Ausdruck kommt, kann noch keineswegs die Rede sein.

Seinem Bruder Heinrich war es vorbehalten, die nationalistische Fridericus-

Legende im Kunstwerk zu widerlegen. Dabei bleibt die historische Leistung der marxistischen Forscher, die Rolle des Preußentums in der deutschen Geschichte umfassend erkannt und dargestellt zu haben, selbstverständlich erhalten. Von Mehrings „Lessing-Legende“ bis zum „Irrweg einer Nation“ von Alexander Abusch haben gerade sie diesem Kernproblem unserer nationalen Vergangenheit stets ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit geschenkt. Dennoch war Heinrich Mann der erste bedeutende Künstler, der mit einer kämpferischen antifaschistisch-demokratischen Grundhaltung den Friedrich-Komplex als Ganzes aufgegriffen hat.

Von den zwei Abteilungen des Werkes nimmt nur die erste, „Der Kronprinz“, Gestalt an. Aber auch Friedrichs Jugendzeit wird lediglich bis zu seinen ersten Erfahrungen in der Welt dargestellt; mit der Dresden-Reise brechen die ausgeformten Szenen des ersten Teils ab. An ihre Stelle tritt nun die „Outline“, die Skizzierung des weiteren Handlungsverlaufs. Mit den schweren Jugenderlebnissen des Kronprinzen, der Verurteilung Kattes und seiner schließlichen Kapitulation vor der preußischen Kriegsmaschine sollte dieser Abschnitt zu Ende gehen. Der zweite Teil, „Der König“, von dem nur eine Szene vom Sterben Friedrich Wilhelms vorliegt, mußte dann die ganze Schädigkeit des friderizianischen Regimes, seinen Krieg und seinen miserablen Frieden, zur Vorstellung bringen. Er hatte zu zeigen, welch unheilvolle Tradition das spätere Deutschland mit dem militaristischen Preußen dieses „aufgeklärten

Monarchen“ verbindet. – Die Aufzeichnungen Heinrich Manns sind bis in das Jahr 1948 hinein zu verfolgen; im Frühjahr 1950 machte der Tod allen weiteren Plänen ein Ende.

Bei genauerem Hinsehen erweist sich das Fragment als ein Gegenstück zum „Henri Quatre“, und auch in der Entstehungszeit (seit 1940) schließt es unmittelbar an diesen an. Statt der Vollendung eines großen Königs, der die Größe vor allem seiner Liebe, seiner Güte und nicht zuletzt bedeutenden sozialen Einsichten zu verdanken hatte, entfaltet sich nun vor unseren Augen ein Stück der deutschen Misere: die „traurige Geschichte von Friedrich dem Großen“. Henri wächst auf dem Wege zum Königtum weit über die Vorbilder seiner Jugend hinaus; für den preußischen Friedrich bleibt nur übrig, nach ohnmächtigem Aufbäumen in die Fußtapfen des Vaters zu treten und aus dessen Militärstaat das größte Gefängnis des damaligen Europas zu machen. Henri erfüllt seine Sendung, indem er die französische Nation eint und ihr den Frieden zu erhalten sucht. Friedrich aber setzt stets aufs neue den Frieden Europas aufs Spiel; er verwüstet Sachsen und seine eigenen Gebiete derart, daß lange Jahre nicht ausreichen, die Schäden zu beseitigen.

So gewinnt Heinrich Mann vom „Henri Quatre“ seinen Maßstab, und der Vergleich wird besonders deshalb so fruchtbar, weil er nicht aus der pazifistischen Perspektive erfolgt. Die Glorie des Militärischen wird gegenstandslos angesichts des französischen Königs, der wohl auch ein Krieger, vor allem jedoch ein großer Humanist ist und zuschlägt, „sooft feindliche Gewalten die Bestimmung des Menschen aufhalten wollen“.

Aber in allen Gegenüberstellungen taucht im Hintergrund stets die vorausgesehene Fratze des Faschismus auf, das entmenschte Antlitz des „Testamentsvollstreckers“ von Potsdam. Da Heinrich Mann nur den kleineren Teil des Werkes ausführen konnte, mußte gerade die Ge-

nesis des reaktionären und schließlich faschistischen Deutschlands aus der preußischen Militärdiktatur notwendig thesenhaft bleiben. Sie wird in der „Outline“ und in einem Aufsatz Heinrich Manns angedeutet, der unter dem Titel „Der König von Preußen“ im Frühjahrsheft 1949 der „Neuen Rundschau“ erschien. Die Kennzeichnung des „Vabanque-Spielers“, des vorweggenommenen Preußen-Deutschlands, trifft in der Tat auf beide, auf Friedrich wie Hitler, zu. Beiden eignet die gleiche Menschenverachtung, die gleiche Verantwortungslosigkeit vor der deutschen Nation, die brutale Mißachtung des Völkerrechts.

Was bleibt von Friedrich? Ein freudloser, das Land kleinlich und willkürlich regierender Despot, dem weder die eigenen Untertanen noch die Nachwelt jemals Liebe entgegenbringen konnten. Was bleibt von Friedrichs spätem Nachfolger? Eine ausgeführte Szene des ersten Teils, überschrieben „Beim König“, gibt visionär die Auskunft: „Ich sehe meinen Herrn. Den König Karl den Zwölften seh’ ich. Zerlumpte Landstreicher, die wir waren, im blutigen Schnee der russischen Steppe, immer das Schwert entblößt.“

Auch in diesem Falle ergänzt der „Rundschau“-Aufsatz, was dem Fragment fehlt: Das Verhältnis von Rußland und Deutschland bleibt ein Kernproblem Europas. Krieg zwischen beiden wird immer zum Schaden Deutschlands reichen.

Es konnten im Rahmen dieser Bemerkungen nur einige Hauptlinien verfolgt werden, die das Werk trotz seines fragmentarischen Charakters als ein gewichtiges Dokument unserer antifaschistischen Literatur erscheinen lassen. Manche Einzelfrage bleibt einer genaueren Erörterung vorbehalten, zum Beispiel das für Heinrich Mann so wichtige Verhältnis zu Voltaire, der spätestens mit dem Essay von 1910, „Voltaire – Goethe“, eine zentrale Stellung in seinem Weltbild einnimmt und im vorliegenden Fragment –

persifliert – unmittelbar in die Gestaltung eingeht. („Kronprinz Friedrich: In einer Tragödie vermag der Mut nichts gegen das Verhängnis. Quel génie tragique que ce Voltaire: il nous connaît bien, nous autres princes, jeunes et fiers. – Wir behalten die Pantinen an, bis daß wir in den Modd sacken.“) Auch auf das so aufschlußreiche Wechselverhältnis von essayistischer Betrachtung und künstlerischer Ausformung kann nur flüchtig hingewiesen werden. „Der König von Preußen“ enthält in vielen Punkten eine umfassendere Kritik als das nunmehr veröffentlichte Fragment. Undiskutiert bleibt die Dialogform der „Taurigen Geschichte“, die in der französischen Aufklärung (u. a. bei Diderot) ihre Ahnherren hat und in jüngster Zeit wieder häufiger ange-

wendet wurde: in Fischer-Eislers „Prinz Eugen“, bei Heinrich Mann selbst im „Lidice“-Roman; ebenfalls undiskutiert bleibt der eindeutig epische Charakter des Werkes, der ihn trotz aller szenischen Anordnung in die große Romanreihe Heinrich Manns würdig einordnet.

Zu ihrem zehnjährigen Bestehen im vergangenen Jahr ehrte die Deutsche Akademie der Künste ihren ersten Präsidenten, indem sie dieses wichtige Werk aus dem Nachlaß herausgab. Heinrich Mann war, schreibt Bodo Uhse im Vorwort, „ein Demokrat, der sich darüber Rechenschaft ablegte, daß nur der Marxismus die Voraussetzungen für wirkliche Demokratie schafft, ein Humanist, der im Sozialismus das begründete Bild der Zukunft erblickte“.

Joachim Krueger

Verein der biedereren Mittelmäßigkeit

Wer sich mit der Entwicklung der deutschen Ballade beschäftigt oder sich eingehender mit dem Werk Theodor Fontanes vertraut macht, wird auf den Literarischen Sonntagsverein zu Berlin stoßen, der sich den Beinamen „Tunnel über der Spree“ (genannt: „Tunnel“) zugelegt hatte. Er wurde im Jahre 1827 auf Veranlassung von Moritz Gottlieb Saphir gegründet und bestand bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Ihm haben bedeutende deutsche Schriftsteller wie Theodor Fontane, Theodor Storm, Paul Heyse oder minder bedeutende wie Emanuel Geibel, Moritz von Strachwitz, Felix Dahn, Heinrich Seidel angehört oder nahegestanden.

Die Haupttätigkeit dieses Vereins bestand darin, daß die produktiven Mitglieder ihre Werke, in der Vereinssprache „Späne“ genannt, in den Sitzungen vortrugen und der Kritik der Mitglieder unterbreiteten, die wohl strenge Maßstäbe anlegten, sich aber dabei einer witzig-gefälligen Form bedienten. Wagte sich zum Beispiel ein Mitglied mit einem

schlechten Gedicht hervor, dann erklärte man, es eigne sich zur Vertonung, aber als Lied ohne Worte.

Gepflegt wurden alle drei Dichtungsgattungen, vor allem jedoch die Lyrik, vorzugsweise die Ballade. Fontane hat viele seiner Gedichte zum ersten Male im Tunnel-Kreis vorgetragen, auch einige Gedichte Storms traten dort vor die – freilich eingeschränkte – Öffentlichkeit. Den größten Eindruck allerdings hinterließen bei den Tunnel-Mitgliedern nicht nur Balladen von Fontane, sondern auch die Werke Scherensbergs und von Strachwitz!

Seine große Zeit erlebte der „Tunnel“ in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; was vor 1840 im „Tunnel“ geschah, ist ohne Belang, und nach 1860 ging er langsam, doch sicher seinem Ende entgegen.

Ihrer sozialen Stellung nach gehörten die meisten Mitglieder dem gehobenen Bürgertum, etliche dem Adel an. Einem einzigen ehemaligen Bäckermeister standen gegenüber der Hofrat, der Finanzrat,

der Kammergerichtsrat, ferner Offiziere, Professoren, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller und Kaufleute. (Einige Mitglieder haben es schließlich gar bis zum Minister oder General gebracht.) Diese Zusammensetzung der Mitgliedschaft des Vereins spiegelt deutlich die Annäherung der preußischen Bourgeoisie an den Adel und die tiefe Kluft zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse wider.

Das Hauptverdienst des „Tunnels“ bestand darin, daß er jungen Talenten in gewissem Maße Anregung und Ermunterung, Schulung und Förderung zuteil werden ließ. Allerdings hielt es die wirklich Begabten nicht lange im „Tunnel“; sie schieden entweder bald wieder aus oder unterhielten nur noch lose Verbindung zu ihm. Über seinen Kreis hinaus hat der „Tunnel“ keine wesentliche Wirkung ausgeübt – wenn auch bereits 1835 eine angesehene französische Zeitschrift über ihn berichtete –, die breite Öffentlichkeit war nicht seine Sache. Nur gelegentlich erhielten prominente Gäste Zutritt zu seinen Veranstaltungen, so Hoffmann von Fallersleben (1841), Gottfried Keller (1852), Berthold Auerbach (1860) und ziemlich zuletzt der zwanzigjährige Arno Holz (1883). Im großen und ganzen herrschte im „Tunnel“ jedoch die biedere Mittelmäßigkeit, und Theodor Fontane sagte mit Recht in seinem Gedicht „Deliberations-Tunnel“ (1856):

*Wohl wachsen keine Zedern stolz
In unsrem Tunnelbain,
Doch denk' ich, gutes Fichtenholz
Ist noch in Masse drein.*

Auch, daß man mit der Zeit die närrischen Bräuche, die Saphir in Anlehnung an das Vereinsleben in der 1817 gegründeten Wiener „Ludlamshöhle“ eingeführt hatte, wenigstens teilweise abschaffte, konnte an der Mittelmäßigkeit nichts ändern. Ein Teil dieser Bräuche blieb übrigens bis zuletzt erhalten. So hießen die produktiven Mitglieder „Makulatur“, die unproduktiven aber, und deren gab

es im „Tunnel“ nicht wenige, nannte man „Klassiker“. Eulenspiegel blieb der Patron des Vereins. Und wenn auch später die Faschingszeit und das närrische Treiben nicht mehr wie einst das ganze Jahr währten, so feierte man doch wenigstens einmal im Jahr ein Faschingsfest.

Jedes Mitglied trug einen „Tunnel“-Namen, mit dem allein es im Verein angeredet wurde. Damit gedachte man die Standesunterschiede zu überbrücken und einen ungezwungenen Verkehr zu ermöglichen. Fontane hieß im „Tunnel“ Lafontaine, Storm wurde Tannhäuser genannt. Einem närrischen Einfall verdankte der Verein übrigens auch seinen Beinamen „Tunnel über der Spree“. Als er nämlich gegründet wurde, zog ein technisches Projekt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, der Bau des großen Londoner Themse-Tunnels, der unter Leitung des Ingenieurs I. K. Brunel 1825 bis 1828 in Angriff genommen wurde. Berlin konnte mit einem Tunnel unter der Spree damals noch nicht aufwarten (erst 1899 wurde der erste Spreetunnel vollendet). Saphir und sein Kreis knüpften an das englische Werk der Technik an und setzten, in der Manie, all und jedes zu parodieren, dem Tunnel unter der Themse einen „Tunnel über der Spree“ entgegen. Von einer Bewunderung der technischen Leistung war dabei zunächst nicht die Rede. Im Gegenteil. Als 1828 der Bau des Themse-Tunnels wegen Wassereinbruch vorläufig eingestellt werden mußte, hob der Sonntagsverein ein spöttisches Lied aus der Taufe, in dem sich die auf Brunel gemünzten Verse finden:

*Doch fehlte seinem Werke
Die Stärke, Stärke, Stärke.*

Bestand, so meinten die Tunnel-Mitglieder, hätten nur große Geistesleistungen. Aber damit schnitten sie sich ins eigene Fleisch, denn um das geistige Niveau des Vereins war es damals nicht eben rühmlich bestellt. Gefiel er sich doch darin, nach dem Muster der mittelalterlichen Minnehöfe literarische Wettbe-

werbe, sogenannte *cours d'amour*, zu veranstalten, etwa über das Thema „Was ist schmerzlicher, den Nebenbuhler zu seiner Geliebten gehen oder ihn von ihr kommen zu sehen?“.

Erst als das nährisch-parodistische Element zurückgedrängt wurde und Saphirs Einfluß schwand, begann neben dem Scherz der Ernst sein Recht stärker geltend zu machen. Es ist aufschlußreich zu beobachten, wie sich nun auch die Meinung des Vereins über das Londoner Tunnel-Projekt wandelte und wie sich eine andere, ernsthaftere, verpflichtende Bedeutung des Beinamens „Tunnel“ durchsetzte. Man empfand nun Bewunderung für die Leistung Brunels, dessen „hoher Mut“, wie es in einem Gedicht von W. Jonass heißt, „über Elemente herrscht“, und man ernannte ihn zum Ehrenmitglied. In den Statuten von 1835 findet sich der Satz, der Verein nenne sich „Tunnel über der Spree“, weil er daran erinnern wolle, „was ein ernster Wille des Menschen gegen äußere Hindernisse vermag“.

Ähnliches hatte Fontane im Sinn, als er 1832 in seinem Bericht anläßlich des 25. Stiftungsfestes den Londoner Tunnel, der inzwischen fertiggestellt und 1843 eröffnet worden war, mit dem Berliner „Tunnel“ verglich: „Wir feiern heut das fünfundzwanzigjährige Bestehen unsres Vereins. Das sieht nicht nach was Besondrem aus, ist aber was ganz Besondres. Unser Tunnel gleicht hierin seinem Londoner Namensvetter auf ein Haar. Wer jenen Bogengang durchschreitet und nur äußerlich sieht, statt innerlich nachzudenken, dem wird jener wunderbare Bau nichts anderes dünken als die Wölbung einer Kirche oder ein Kreuzgang, wie er deren hundert schon zuvor durchschritten. Die Größe liegt nicht im Augenschein, sondern im Gedanken, in der Vorstellung, daß Dreimaster über unseren Köpfen hinweggleiten.“

Wäre diese Tendenz die ausschlaggebende im „Tunnel“ gewesen und hätte der Verein seinen hohen Vorsatz in die Tat umgesetzt, würde er Großes geleistet

haben. Aber leider gab es Kräfte, die hemmend und einschränkend wirkten. Der Name „Tunnel“ verleitete auch noch zu einer anderen Programmdeutung. Man vermeinte (ich zitiere aus verschiedenen Vereinsliedern) tief unten in einem „Tunnel-Schacht“ zu sitzen, „dem Schicksal entflohn, dem Leben entrückt“ zu sein, „fern vom wilden Weltgewühle“, als sei der „Tunnel“ ein „Asyl im Sturm des Lebens“, wo die „Tunnel“-Brüder sonntags „beim Gesange“ von den Mühen des Alltags ausruhen: „Die Sorgen des Lebens, sie mögen jetzt ruhn.“

Dementsprechend sind denn auch die Gedichte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nichts Besseres als Sonntagsnachmittagslyrik. In einem Brief vom 15. Juni 1880 schreibt das einstige „Tunnel“-Mitglied Fedor von Köppen an Bernhard von Lepel, der im Verein ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt hatte: „Von unserm alten lieben Tunnel habe ich leider nichts gehört, das Stiftungsfest ist das letztemal gar nicht gefeiert worden, weil – wie man mir schrieb – man es vergessen hatte; – ein bedenkliches Zeichen! Wo sind die Zeiten hin, als man sich schon in der Woche darauf freute, dort im Kreise geistvoller und strebsamer Genossen Anregung und Unterhaltung zu finden, als man beim Rekrutenexerzieren die Verse machte, die man dort sonntags der Tunnelkritik preisgab?“

Eng in Zusammenhang mit der Auffassung, die Dichtung sei unverbindlich, sozusagen ein romantischer Zufluchtsort, steht die Bemühung des Vereins, unpolitisch zu bleiben, gemäß seinen Statuten von 1835. In Wirklichkeit war der Verein – manchmal sogar gegen den Willen der Mehrzahl seiner Mitglieder – alles andere als unpolitisch. So gelang es ihm im Jahre 1848 trotz aller Bemühungen nicht, die Politik aus seinen Sitzungen zu verbannen. Politische Differenzen hätten fast zu seiner Auflösung geführt. Auch in politisch ruhigeren Zeiten war die Politik nie ausgeschlossen. Die sogenannte „unpolitische“ Haltung des Vereins bestand viel-

mehr darin, solche Literatur als unerwünscht auszuschließen, die gegen die sozialen Verhältnisse und die herrschenden Mächte in der preußischen Monarchie opponierte. Fontane holte sich eine tüchtige Abfuhr, als er vor 1848 mit politischer Lyrik im Stile und Geiste Herweghs auftrat. Aufgenommen aber wurde alles, was die preußische Monarchie verherrlichte, nicht nur die eigens für den Verein geschriebenen Lieder auf „König und Vaterland“, sondern auch – um nur ein Beispiel zu nennen – die Schlachtenschilderungen Scherenbergs. Wenn der Sonntagsverein auch von politischen Ereignissen in der Regel nicht Notiz nahm, wie er ja ebenfalls die zeitgenössische deutsche Dichtung zum Teil ignorierte und zum Beispiel Goethe niemals gebührend würdigte, er war und blieb „gut-preußisch“. Gaben doch preußische Beamte und Offiziere darin den Ton an. Wohl nicht zu-

letzt deshalb hat sich Theodor Storm im „Tunnel“ nie recht wohl gefühlt und auch nicht die formelle Mitgliedschaft erlangt.

Trotzdem haben Dichter wie Fontane und Storm im „Tunnel“ eine gewisse Förderung erfahren, wenngleich dies auch nur als dialektische Wechselwirkung verstanden werden kann. Ihr Können und ihre mehr oder minder realistische Kunst zwangen die anderen Mitglieder, sich vorübergehend auf ein höheres Niveau zu orientieren und die sozialen Schranken und damit die Mittelmäßigkeit – wenn auch nur für kurze Zeit – zu überwinden. Schließlich mußten, nachdem im „Tunnel“ heiter-unbeschwerte, aber künstlerisch unerhebliche Lieder im Stile des Gedichtes von Heinrich von Mühlher „Grad' aus dem Wirtshaus nun komm' ich heraus...“ zum besten gegeben worden waren, die englisch-schottischen Balladen Fontanes ein Ereignis sein.

Karl Ludwig Opitz

So leben wir

Es ist in der Bundesrepublik nicht einfach, ein Buch zu schreiben. Literatur wird hier gehandelt wie Käse oder Hauschuhe; der Verleger investiert die Herstellungskosten, der Autor erhält etwa zehn Prozent vom verkauften und bezahlten Exemplar. In der Praxis sieht das etwa so aus: Der Autor schreibt ein Buch, er arbeitet rund ein Jahr daran. Für seinen bescheidenen Lebensunterhalt benötigt er in einer bundesdeutschen Großstadt wie in Hamburg monatlich 500,- DM. Er muß also, bevor er zu schreiben beginnt, ungefähr 6000,- DM bereitgestellt haben. Die Durchschnittsauflage eines Buches hierzulande beträgt fünftausend, bei schon bekannten Schriftstellern siebentausend, in Ausnahmefällen zehntausend Exemplare. Verkauft sich das betreffende Buch gut, so setzt der Verleger die Auflage in zwei Jahren an den Buchhandel ab.

Nehmen wir also an, ein schon bekannter Schriftsteller kann einen Verlagsvertrag über siebentausend Exemplare abschließen; das Buch kostet im Buchhandel etwa 12,80 DM. Bei dreitausendfünfhundert verkauften Exemplaren pro Jahr ergibt das ein Autorenhonorar von 4480,- DM. Davon gehen Steuern, Versicherungs- und diverse andere Beiträge ab, runde dreißig Prozent, es bleiben 3136,- DM. An Unkosten für die berufliche Tätigkeit, Reisegeld, Telefongebühren, Auslagen für Zeitschriften, Papier usw., entstehen etwa zehn Prozent, bleiben 2822,40 DM im Jahr oder monatlich 235,20 DM, und das zwei Jahre lang. Insgesamt erhält er 5644,60 DM, also weniger als er zur Finanzierung seines Manuskriptes aufgewendet hat. Ein Jahr hat er an dem Manuskript geschrieben, wenigstens ein halbes Jahr vergeht, bis das Buch erscheint. Die erste Honorarabrech-

nung erfolgt nach einem weiteren halben Jahr.

Auslandslizenzen teilen sich Verleger und Autor je zur Hälfte. Davon gehen einmal Steuern im Ausland und zusätzlich Steuern in der Bundesrepublik ab.

Diese Situation bringt es mit sich, daß die meisten Schriftsteller hier ohne einen Nebenberuf nicht leben können, daß junge Talente oft schon nach ihrem ersten Buch resignieren und die Schriftstellerei aus wirtschaftlichen Gründen aufgeben. Der Schriftsteller befindet sich ständig im harten Existenzkampf; er muß innerhalb der „freien Marktwirtschaft“ und außerhalb seines eigentlichen Schaffens Geld verdienen. Selbstverständlich gelingt es nur wenigen Autoren, davon etwas zu sparen, um gelegentlich wieder ein Buch schreiben zu können.

Hinzu kommt, daß hierzulande das Finanzamt einem Schriftsteller, der einmal einen außergewöhnlich großen Bucherfolg hatte, durch die sogenannte progressive Steuer das Honorar bis zu neunzig Prozent „wegsteuern“ kann. Hinzu kommt, daß hier ein Schriftsteller von sämtlichen staatlichen sozialen Einrichtungen, wie Rentenversicherung, Krankengeld, Urlaub usw., ausgeschlossen ist.

Dafür haben wir aber sieben Kultusminister und Kultursenatoren, Tausende Kulturbeamte, von denen viele wegen ihrer kulturellen Verdienste Träger des „Bundesverdienstkreuzes“ sind. Wir haben einen „Friedenspreis des deutschen Buchhandels“, alljährlich eine Goethe-Feier, viele gescheite Feuilletonisten, die des öfteren darauf hinweisen, daß der Literatur in der Bundesrepublik das gewisse Fluidum fehle. Wir haben einen eifrigen Verfassungsschutz, der darüber wacht, daß wir Schriftsteller mit Kollegen aus der Deutschen Demokratischen Republik nicht zuviel über die bundesdeutsche literarische Misere sprechen.

Trotz allem hat das Druckereigewerbe Hochkonjunktur. Millionen von Schundheften verlassen jede Woche die Druckmaschinen: Verlogene, sentimentale Lie-

besgeschichten; Wildwestromane; Comic strips; Groschenhefte, die von „Heldentaten“ deutscher Soldaten im vergangenen Krieg schwärmen, und natürlich antikomunistische Pamphlete, quasi der Clou der literarischen Epoche in der Bundesrepublik.

Angesichts dieser Situation ergibt sich für einen westdeutschen Schriftsteller – wenn er seinen Beruf ernst nimmt – die logische Konsequenz: Mitzuhelfen, daß sich die geistigen und künstlerischen Bedingungen in der Bundesrepublik entschieden ändern.

In bescheidenem Maße habe ich mich bisher bemüht, dieser Auffassung gerecht zu werden. Ich schrieb die Bücher „Der Barras“, „Mein General“, „Im Tornister ein Marshallstab“, „O du mein Deutschland“ – Bücher, die in einundzwanzig Ländern erschienen sind. Im Februar habe ich ein neues Manuskript beendet, eine Geschichte aus dem klerikalen Bundesland Bayern, eine böse Geschichte, denn sie handelt von dem, was Spießbürger unter Demokratie verstehen. Sie als „Satire“ zu bezeichnen, wage ich nicht. Die Sinnlosigkeit des beschriebenen Milieus entbehrt selbst der satirischen Note.

Jetzt arbeite ich an einem Theaterstück. Um es einmal schreiben zu können – wurde ich vor neun Jahren Schriftsteller.

Rolf Seeliger

Zurückgeschaltet

„In der Stille des Obersalzberges hat der Führer schon so manches Mal die wichtigsten Entschlüsse gefaßt, die größten Entscheidungen getroffen, die bedeutendsten Kundgebungen ausgearbeitet“, schrieb in einem Buch des Jahres 1934 Otto Dietrich, fanatischer Gefolgsmann Hitlers, und gedachte dabei in stolzer Rührung der „Unzähligen, die voll Ehrfurcht die steile Straße von Berchtesgaden zum Obersalzberg emporgestiegen sind. Immer stärker schwillt der Strom der Besucher an, seitdem sie wissen, daß der

Führer auch als Kanzler dem Berge treu blieb.“ Unterdessen ist viel passiert: Nachdem auf dem „Heiligen Berg“, wie ihn Gauleiter Paul Gießler einst getauft hatte, Hitlers schloßartiger Berghof, die große SS-Kaserne und die als Landhäuser getarnten Prunkvillen von Göring und Bormann von amerikanischen Bomben zerstört worden waren, hat der bayerische Staat im Jahre 1952 die letzten Ruinenreste gesprengt, um zu verhindern, daß der Obersalzberg zu einer Nazigedenkstätte werde . . .

Heute? Im politischen Klima der Bundesrepublik konnte sich in den letzten Jahren eine „weiche Welle“ gegenüber dem Nationalsozialismus durchsetzen – mit anderen Worten: es gehört heute zum guten Ton, nazistische Kriegsverbrechen, Terror und Judenpolitik als „historisch bedingte Ereignisse“ mehr oder weniger zu entschuldigen. Auch der Obersalzberg, das ehemalige Refugium der Naziprominenz, ist nicht mehr ein Ort, der an Deutschlands Schande erinnert, sondern ein fröhliches Ausflugsziel, an dem sich jährlich Hunderttausende treffen, von sensationeller Neugier, wohliger Gruselstimmung oder gar von Erinnerung an „goldene Zeiten“ getrieben.

Zunächst einmal stehen „Unzählige, die voll Ehrfurcht die steile Straße von Berchtesgaden zum Obersalzberg emporsteigen“, enttäuscht vor den Trümmern der Vergangenheit; doch finden sie schließlich Trost in bombastischen Souvenir-Läden, in denen seidene Halstücher mit Bildern von Hitlers Heimkino, Bierkrüge mit dem aufgemalten Teehaus Hitlers, Postkarten, Lagepläne und Bildserien „Einst und Jetzt“ an nazistische Pracht und Herrlichkeit erinnern. Die Andenkenhändler und Obersalzberger Lokalbesitzer reiben sich die Hände, wenn sie auf die vergangenen Sommermonate zurückblicken und Bilanz ziehen: Der Saisonertrag geht in die Hunderttausende. Das Geschäft mit der Vergangenheit lohnt sich!

„Zurückschalten“ heißt es auf dem Verkehrsschild einige hundert Meter vor dem

Plateau des Obersalzbergs – und so mancher Autofahrer, der auf der steil empor-schwingenden Straße seinen Motor zurückschaltet, schaltet auch in Gedanken in die braune Vergangenheit zurück. Oben preist ein Fremdenführer in schneidiger Phantasiuniform seine Dienste an und erzählt mit politischem Fingerspitzengefühl, was Engländer, Amerikaner oder Franzosen *gegen* Hitler und was unverbesserliche Deutsche *für* Hitler hören wollen. Aus den Fenstern des Platterhof-Hotels, das nach seiner Zerstörung von der amerikanischen Besatzungsmacht requiriert und wiederaufgebaut wurde, dudelt Jazzmusik. „Herr, wen Du lieb hast, den lass’ fallen in dies Land“ – heißt ein zweideutig kitschiger Lobspruch, den Ludwig Ganghofer dem Berchtesgadener Land gewidmet hat, und der nun in englischer Übersetzung über das Portal des Hotels gepinselt wurde, in dem einst bevorzugte Nazibonzen und Parteifreunde Hitlers abgestiegen sind.

Junge Menschen auf dem Obersalzberg suchen ihren Mangel an zeitgeschichtlichem Wissen durch Lektüre eines von den Andenkenhändlern vertriebenen Obersalzberg-Führers wettzumachen. „Die Geschichte eines Berges“ heißt das bereits in vierter Auflage in deutscher und englischer Sprache erschienene Buch, in dem – um ein Beispiel herauszugreifen – der Reichsmarschall des Dritten Reiches, Hermann Göring, als besonders sympathischer Charakter geschildert wird: „... sein Verhalten den Angestellten und Arbeitern gegenüber war korrekt. Er war am Berg nicht herrschsüchtig und arrogant wie Bormann. Seine Aufträge gab er nicht in Form von Befehlen. Es waren geäußerte Wünsche . . .“ Und nach einer „lustigen Göring-Episode“, in der des Reichsmarschalls Leutseligkeit gefeiert wird, kommt der Verfasser auch auf Görings Frau zu sprechen und berichtet im Lieschen-Müller-Stil, wie „mancher Arbeiter, der gelegentlich bei ihr beschäftigt war, eine anständige Brotzeit erhielt. Oft unterhielt sie sich mit den Arbeitern

über ihr und ihrer Familie Wohlergehen. Einige dieser Männer beschenkte sie an Weihnachten mit Spielsachen aus Eddas Spielkammer, womit sie sich manche Wertschätzung erwarb . . .“

Man stelle sich vor: Göring und Konsorten spielten Kriegsgeschichte mit dem deutschen Volk – die kleinen Volksgenossen aber durften mit den Herrlichkeiten aus „Eddas Spielkammer“ spielen! Und die jungen und alten Obersalzberg-Pilger, in deren unaufgeräumten Köpfen die Vergangenheit spukt, sagen sich nach der Lektüre des amüsanten Obersalzberg-Führers: Da haben wir es Schwarz auf Weiß, daß die Nazis gar nicht so schlimm gewesen sind, wie man uns nach dem Krieg weismachen wollte!

Die Gästebücher, die einige Fremdenführer aus Reklamegründen den Besuchern des Obersalzbergs unter die Nase schieben, sind ein Kapitel für sich, denn sie zeigen auf mancher bekritzelter Seite, daß eine Geisteshaltung, aus der einstmalig so etwas wie Nationalsozialismus wachsen konnte, auch heute keineswegs ausgestorben ist.

Ein ehemaliger Offizier schrieb: „Nach zwölf Jahren endlich wieder auf dem Obersalzberg. Alte Soldatenerinnerungen aufgefrischt!“

Der halbwüchsige Leiter einer Jugendgruppe schrieb: „Der Führer ist tot, aber das Programm läuft.“

Eine junge Dame, nachdem sie Bunkeranlagen der Naziprominenz besichtigt hatte, schrieb: „Die letzten Stunden im Bunker waren sehr lustig.“

Auch Hans Ulrich Rudel, der bekannteste Kampfflieger des letzten Krieges und Träger der höchsten Naziorden, war vom Obersalzberg begeistert. Erinnern wir uns daran, daß Rudel in einer Broschüre „Wir Frontsoldaten zur Wiederaufrüstung“ seinen alten Nazistandpunkt aufwärmt und ohne Umschweife erklärt, der nächste Krieg gegen den Osten müsse sich, was den „Lebensraum“ des deutschen Volkes betreffe, besser lohnen als der letzte, wobei es ihm völlig egal sei, „ob bei dem Wort ‚Lebensraum‘ die ganze Welt wieder eine Gänsehaut bekommt!“ Auf dem Obersalzberg hat er, der tapfere Mann, ins Gästebuch des Fremdenführers (der darauf besonders stolz ist) ein paar markige Worte geworfen: „In Ergriffenheit an der historischen Stätte!“

Darunter schrieb ein Industrieller, der heute wie damals im Rüstungsgeschäft verdient: „Uns geht die Sonne nicht unter!“

Wir dürfen nicht schweigen

Am 19. April vereinigten sich Delegationen der Schriftstellerverbände aus der Polnischen Volksrepublik, der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik und der Deutschen Demokratischen Republik mit der Bevölkerung von Lidice zu einer eindrucksvollen Kundgebung gegen den wiedererstehenden Militarismus und Revanchismus in Westdeutschland. Aus dem neuen, blühenden Lidice riefen sie die Menschen aller Völker auf, gemeinsam einen Damm gegen alle Kräfte des Krieges zu errichten.

Als Vertreter der deutschen Schrift-

steller sprach auf dieser Kundgebung Wolfgang Koblbaase:

„Kein Deutscher kann von Lidice hören, ohne Schuld zu empfinden, so wie er von Auschwitz, Oradour und Buchenwald nicht hören kann, ohne Schuld zu empfinden.“

Die Kommandos, die an jenem Junitag vor neunzehn Jahren den Tod dieses Dorfes befahlen, ertönten in deutscher Sprache. Und es ist die deutsche Sprache, in der wir, Schriftsteller aus der DDR, die wir heute mit Ihnen zusammen sind, denken, sprechen und schreiben.

Ich selbst war damals elf Jahre alt und ahnungslos. Und doch hatte der Stiefel des deutschen Faschismus, ehe er die Länder Europas zertrat, die Menschenrechte in Deutschland zertreten. Deutsche Gegner Hitlers waren von den Millionen Toten die ersten, sie kämpften, sie starben, sie ergaben sich nicht, obwohl sie nicht hindern konnten, was geschah.

Nach dem Krieg erfuhr ich die Wahrheit, und mit mir Millionen Deutsche meiner Generation. So entsetzt und erschüttert wir waren, so sicher waren wir bald, daß das Geschehene sich niemals wiederholen könnte. Einmalige Verbrechen im wahrsten Sinne des Wortes hatten stattgefunden, ein Rückfall in die Zeit der Barbarei lag vor, die Untaten waren von Bestien begangen worden, nicht von Menschen.

Mit der Zeit lernten wir es genauer. Das unvorstellbare Morden hatte wenig mit Atavismen zu tun, aber alles mit Profit. Hitler war kein Dämon, sondern der Sohn eines Postbeamten. Der deutsche Imperialismus machte aus einem randalierenden antisemitischen Kleinbürger den bluttriefenden Anführer seines Marsches zur Weltherrschaft. Heute, nach noch nicht zwanzig Jahren, hat derselbe deutsche Imperialismus einen zweiten „Ausradierer“ zur Hand, er ist der Sohn eines Fleischers, und er hat es schon bis zum Kriegsminister gebracht.

Aber auch die alten Männer sind wieder da. Oder sagt man besser: sie sind immer noch da? Eine Handvoll Mörder nur ereilte die gerechte Strafe. Andere verschwanden und tauchten bald wieder auf, mit gefälschten Pässen und Vermögen ungeklärter Herkunft, untadelige Geschäftsleute nun, ein Hoch der deutschen Tüchtigkeit. Die meisten *blieben* einfach. Unter manchen Erlassen der Regierung der deutschen Bundesrepublik steht der Name des Staatssekretärs des Herrn Adenauer, der Name GLOBKE.

Man hat diesen Namen schon in anderem Zusammenhang gelesen. Er stand unter dem Kommentar der Nürnberger

Rassengesetze. Und diese Gesetze waren die juristische Vorbereitung des Mordes an sechs Millionen Menschen.

Ich war in Auschwitz an den Ruinen der Gasöfen, vor denen die Züge aus ganz Europa endeten. Ich habe die schreckliche Sammlung der Dinge gesehen, die übriggeblieben sind, weil die Mörder wirtschaftlich dachten: die Koffer, die Brillen, die Schuhe, die Goldzähne und das Haar.

Von Lidice sollte nichts bleiben. Wir kennen die Befehle. Die Menschen, die an jenem Tag im Juni 1942 hier lebten, hat man umgebracht bis auf wenige. Aber die Rosen blühen, und Lidice lebt. Auch die Mörder leben.

Es gibt die Fotokopie eines Schreibens, in dem ein SS-Führer anfragt, wie die bis dahin noch überlebenden Kinder von Lidice „weiterverwendet“ werden sollen. Der Brief ist an den SS-Obersturmbannführer Eichmann gerichtet, und es wird um Entscheidung gebeten.

Die Welt weiß, wie Eichmann zu entscheiden pflegte. Der Prozeß, der ihm jetzt endlich gemacht werden kann, wird es noch einmal zur Sprache bringen. Was könnte noch zur Sprache kommen?

Es gibt einen Staat in der Welt, in dem Unruhe ausgebrochen ist. Ein Prozeß, den jeder gesittete Mensch begrüßt, wird dort von Amts wegen bedauert. Wir sprechen von der deutschen Bundesrepublik. Man hört und liest dort, das deutsche Ansehen sei gefährdet. Gefährdet durch Eichmanns Verbrechen? Nein, sondern weil man darüber spricht. Gefährdet durch die Tätigkeit eines Globke als Staatssekretär? Nein, sondern weil man darüber spricht. Gefährdet durch tausend nicht gesühnte Verbrechen? Nein, sondern weil man darüber spricht.

Meine Genossen und ich, wir sind zum erstenmal in Lidice. Vor diesen Gräbern möchte man stehen und schweigen. Wir dürfen nicht schweigen. Wir erheben unsere Stimme gegen den deutschen Imperialismus. Die Erfinder der Gaskammern greifen nach der H-Bombe. Wir

erheben unsere Stimme gemeinsam mit unseren tschechoslowakischen und polnischen Kameraden, als deutsche Schrift-

steller, als Bürger der DDR, für die Toten von Lidice, für die Lebenden, für die noch nicht Geborenen.“

Aus unserer Korrespondenzmappe

Nach der Lektüre Ihres Aufsatzes über „Eisensteins ‚Panzerkreuzer Potemkin‘ in der deutschen Literatur“ (Heft 4/61) erinnerte ich mich eines Ereignisses, das ich zwar nicht selbst erlebt habe, das mir aber aus Amtsquellen bekannt ist.

Im Jahre 1905 befand sich die 4. Kompanie des 1. Bataillons des „Königlich-Sächsischen“ Infanterie-Regiments Nr. 177 auf einem Übungsmarsch und machte unterwegs Rast. Die Herren Offiziere saßen abseits von den Mannschaften; so wollte es die Vorschrift und nicht zuletzt der Standesdünkel. Nachdem die Mannschaften zum Unterricht angetreten waren, fand man an der Stelle, wo die Offiziere gesessen hatten, drei Briefumschläge, von denen niemand wußte, wie sie dahin gekommen waren. Nicht wenig erstaunte Gesichter gab es, als man die Umschläge öffnete, denn sie enthielten Flugblätter, auf denen die Offiziere von der Heldentat des kleinen Juden Motschidlober lasen, der zum Exekutionskommando auf dem Panzerkreuzer „Potemkin“ gehörte, und der, statt auf die revolutionären Matrosen zu schießen, den kommandierenden Oberst erschöß. Das Flugblattgedicht, das offenbar aus dem Russischen übersetzt worden war, hatte folgenden Wortlaut:

*Da stehen sie stramm und aufgereiht,
die Henker ihrer Brüder.*

*Das Volk voll Haß nach ihnen speit,
sie schießen „Rebellen“ nieder.*

*Der Zar beschimpft als Rebellion
den Kampf um die Menschewürde,
und kommandiert zur Exekution
die Wölfe aus seiner Hürde.*

*„Rebellen“ rächten den Zarenmord,
sie haben sein Schlachtschiff zerstoßen,*

*und dienten des Volkes Freiheit hinfort
Potemkins edle Matrosen.*

*Als Zielscheibe grauser Tyrannenwut,
so wirft man sie vor – die Soldaten!
Sie schrecken nicht vor dem Bruderblut,
nicht vor des Zaren Taten.*

*Und „Feuer“ brüllte der Kommandeur –
das war seine letzte Untat.*

*Da richtet auf ihn Motschidlober
und schießt in den Dreck den Unflat.
Der schwächliche Jude Motschidlober,
er kommt' die Soldaten nicht retten,
sechs Männer liegen ermordet umher,
in Rußlands Blut sich zu betten!
Heil dir, du Held Motschidlober,
bast nicht am Leben gehangen –
von dir hat der mordende Kommandeur,
der Schurke, den Lohn empfangen!
Und küßt der Zar seiner Rache Wut
und morden dich seine Soldaten –
dein jung vergossenes Heldenblut
begeistert das Volk zu Taten.*

Gerhard Schwarz

In Ihrem Heft 3/61 lese ich eine Rezension des Romans „Semester der verlorenen Zeit“ von Jurij Brëzan, in der es gegen Ende heißt: „Doch überwiegen bei der Lektüre des Buches positive Eindrücke.“ Und so ist im Grunde die ganze Beurteilung geschrieben: sortiert nach negativen und positiven Eindrücken, bei denen der Kritiker schließlich großmütig zugibt, daß die positiven überwiegen.

Ich habe Brëzans Roman gelesen und finde, daß er ein originelles Kunstwerk ist mit einer weitgespannten Problematik und einer schönen, leuchtenden Sprache.

Ich habe nicht die Absicht, eine Gegenrezension zu schreiben, ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Ihre Rezension

bei mir nicht „überwiegend positive Eindrücke“ hervorgerufen hat, sie wird Brézans Buch nicht gerecht, sie ist in vielem oberflächlich und zeigt nicht Brézans Entwicklung und seine Bedeutung für unsere Literatur. Brézans ist einer unserer besten Erzähler, und er hat es nicht nötig, sich auf diese Weise bescheiden zu lassen, daß er mit seinem Buch „erneut unter Beweis gestellt“ habe, daß er ein „echter Erzähler“ ist.

Brézans Buch ist auch nicht ein Jugendbuch, wie der Kritiker es etikettiert. Es ist ein interessanter, problematischer Roman, den sicher auch junge Menschen mit großem Gewinn lesen werden. Aber es ist kein Jugendbuch im engeren, einengenden Sinn, wie mir der Begriff der „Jugendliteratur“ überhaupt ziemlich verschwommen und pädagogisch belastet erscheint.

Gerhard Holtz-Baumert

Von den Herausgebern der Gesammelten Werke F. C. Weiskopfs gingen uns zu unserer Rezension (Heft 1/61) die folgenden ergänzenden Hinweise zu:

Die Humoreske „Die erste Sprosse“ und der Beitrag „Einjähriger Weiskopf, haben Sie Ihre Lektion gelernt?“ wurden von den Herausgebern fortgelassen, weil diese Arbeiten einem besonderen Band vorbehalten bleiben, der autobiographische Beiträge und solche von anderen Menschen über Leben und Werk F. C. Weiskopfs enthalten wird.

Das Drama „Föhn“ existiert nicht mehr, F. C. Weiskopf selbst hat vergeblich danach gesucht.

Die Kisch-Anekdoten wurden – wohlüberlegt – deshalb nicht abgedruckt, weil sie den Herausgebern die Abgewogenheit und Geschlossenheit jener Anekdoten zu sprengen schienen, deren Thema der Widerstandskampf gegen den Faschismus ist.

Die in den Fragmentband aufgenommenen Reproduktionen waren nicht mit dem Ziel ausgewählt, den Leser vom

Fortgang des Romans zu unterrichten, sie sollten vielmehr – wie auch die Auswahl aus dem großen Schatz des vorhandenen Zettelmateriels – vor allem die Arbeitsmethode des Dichters illustrieren.

Von der Konzeption eines Romans bis zu seiner Ausführung ist ein weiter Weg, und so wird es immer schwierig bleiben, den Verlauf der Handlung eines Romans, der leider ungeschrieben bleiben wird, zu bestimmen. Dazu gibt der Rezensent selbst ein Beispiel, wenn er den Dichter zitiert, der feststellt, wie sich die Charaktere der Personen „unter der Hand“ wandeln.

*Grete Weiskopf, Stephan Hermlin
Dr. Franziska Arndt*

Und die Antwort des Rezensenten:

Liebe Grete Weiskopf,

zu Punkt 1 Eurer Bemerkung wäre zu sagen, daß ich eben das, was Ihr ausführt, nicht für vorteilhaft, ja fast für unzulässig halte. Man hätte zumindest in einer redaktionellen Bemerkung oder sonstwo in der Ausgabe darauf hinweisen sollen, daß man etwas weggelassen hat in der Absicht, es in eine spätere Publikation mit autobiographischen Arbeiten usw. aufzunehmen. Woher soll der Leser das wissen?

In dem Absatz über die Kisch-Anekdoten versucht Ihr, meinen Einwand dadurch zu entkräften, daß Ihr mir unterstellt, ich sei der Meinung, man hätte diese Anekdoten ins Anekdotenbuch aufnehmen sollen. Das hätte man – natürlich – nicht gekonnt, denn die Kisch-Anekdoten haben formal und inhaltlich mit den Anekdoten des Anekdotenbuches nichts gemein. Dies zu erkennen war nicht so schwierig, und darum findet man die entsprechende Bemerkung in meiner Besprechung auch an der Stelle, wo ich über den Band „Über Sprache und Literatur“ spreche.

Zu Euren Notizen über die Reproduktionen: Ich sagte deutlich, daß sie „einen Einblick in die Schaffensmethode des Autors“ erlauben und „gleichzeitig das

Verfolgen der Entwicklungswege zweier Romanfiguren“ ermöglichen. Und ich fand, daß man hätte die Pläne charakteristischerer Figuren (das hätte keinerlei zusätzliche Schwierigkeiten bereitet) auswählen sollen (ich dachte an Franz-Ferdinand und Adrienne), denn dann, hätte man zweierlei auf einmal erreicht: Man hätte Weiskopfs Arbeitsmethode illustriert und *zusätzlich* einen Einblick in die geplante Entwicklung einer oder mehrerer *Hauptfiguren* gegeben, unabhängig davon, ob sich die Pläne unter der Feder geändert hätten oder nicht, wenn Weiskopf die Weiterarbeit vergönnt gewesen wäre. Ich hätte dies als eine zusätzliche Bereicherung empfunden.

Mit freundlichen Grüßen

Achim Roscher

Der gute Teufel

„Zu Wieland Herzfeldes Sechzigstem“, lautete der Untertitel zu unserem Geburtstagsgruß in Heft 4/61, während im Schluß des gleichen Artikels vom 65. Geburtstag die Rede ist. Was ist nun richtig?, werden unsere Leser gefragt haben.

Wir müssen berichtigen, daß, streng und kalendarisch genommen, unsere Unterzeile fünf Jahre unterschlagen hat. Doch, wenn man es recht besieht, will sagen: wenn man *ihn* betrachtet, unseren jugendlichen Freund und Jubilar, dann wird man dem Lapsus mit liebevoller Nachsicht symbolhafte Bedeutung beimessen und meinen, daß der ewig verfluchte Druckfehlerteufel manchmal eben doch nicht der allerschlechteste ist.

Informationen

Willi Bredel wurde anlässlich seines 60. Geburtstages mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold geehrt.

Maximilian Scheer erhielt „in Anerkennung seiner Verdienste als Schriftsteller und Friedenskämpfer“ die Goldene Medaille des Weltfriedensrates.

Die Zentralleitung der Pionierorganisation Ernst Thälmann ehrte Walther Victor für seine Marx- und Engels-Jugendbücher mit der goldenen Medaille für vorbildliche Arbeit bei der Erziehung der Pioniere.

Den Literaturpreis der Stadt Köln erhielten in Würdigung ihres Gesamtwerkes Annette Kolb und Heinrich Böll.

Der Literaturpreis der Domowina

wurde Karl Janneck, Martin Nowak-Neumann, Kurt Krenz und Wylen Bjero zugesprochen.

Der Lenin-Preis 1961 wurde den Schriftstellern Alexander Prokofieff, Michail Stelmach, Alexander Twardowsky und Johannes Smuul verliehen.

Die Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt ernannte Hans Erich Nossack, Wolfgang Koeppen, Wolfgang Schadewald und Horst Rüdiger zu ordentlichen Mitgliedern.

Im Geburtshaus Erich Weinerts, im Magdeburger Stadtteil Buckau, wurde eine Gedenkstätte eröffnet, in der eine umfangreiche Dokumentensammlung Aufschluß über das literarische und politische Wirken des Dichters gibt.

Zu unseren Beiträgen

Der Vorabdruck „Die umzäunte Freiheit“ von Hans Marchwitza entstammt dem Buch „In Amerika“, das im Verlag Tribüne, Berlin, herauskommen wird.

Der Beitrag von Klaus Hermsdorf ist einem Referat entnommen, das auf einer wissenschaftlichen Tagung des Germanistischen Instituts anlässlich des hundertfünfzig-jährigen Bestehens der Humboldt-Universität zum Thema „Apologie und Kritik des Militarismus in der zeitgenössischen Romanliteratur Westdeutschlands“ gehalten wurde. Die gesamten Referate werden in der Reihe „Germanistische Studien“ im Verlag Rütten & Loening, Berlin, herausgegeben.

„Zwei in einem Kreis“ ist einer Erzählung von Ruth Greuner entnommen. Das Buch wird unter dem Titel „Die Brücke über den Main“ im Mitteldeutschen Verlag, Halle, erscheinen.

Der Roman „Kreuzwege“ von Walter Kaufmann kommt im Verlag Neues Leben, Berlin, heraus.

„Brot und Bilanzen“ von Klaus Beuchler wird im Verlag Tribüne, Berlin, zur Herausgabe vorbereitet.

Günther Mieth arbeitet am Institut für Deutsche Literaturgeschichte der Karl-Marx-Universität, Leipzig.

Das Kapitel „Jim wird verhört“ entstammt einem neuen Jugendbuch von Max Zimmering. Es erscheint unter dem Titel „Spuk in der Ziegelstraße“ im Kinderbuchverlag, Berlin.

Siegfried Spann, 33 Jahre alt, lebt in Templin; er veröffentlichte bisher Kurzgeschichten und Skizzen; ist Gast der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren im Bezirk Neubrandenburg. Der Auszug „Horst greift ein“ ist Teil einer Erzählung, an der der Autor zur Zeit arbeitet.

Theodor Balk lebt in Prag.

Günther Brandenburger, Jahrgang 1921, lebt in Bad Berka bei Weimar und ist Lehrer in Blankenhain. Er gehört dem Zirkel schreibender Arbeiter bei der Kreisbibliothek Weimar-Land an.

Brigitta Howitz ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren in Rostock. Sie erteilt am Konservatorium Unterricht in deutscher Sprache und Literatur.

Der V. Deutsche Schriftstellerkongreß hatte bereits begonnen, als das vorliegende Heft abgeschlossen wurde. Wir bringen die Hauptreferate sowie einen ausführlichen Kommentar über diesen Kongreß im folgenden Heft.